Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
1337
B5
1916
PT.12

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google

BÜCHER VON SAMMLUNG

Oft nachgeahmt

aber nie erreicht

werden **Lupa**

Büstenformer

welche beliebig **regulierbar** sind. Verleihen daher auch d. **schlanksten Dame** schöne **volle Büstenform** ohne jegliche Einlagen. Weiß. Batist M. 3.50, bessere Qual. M. 4.50, mit **Schutzl.** M. 1.— mehr, mit **Rückenhalter** verleiht **gerade** Haltung M. 7.50. Elast. Brusthalter f. **starke Damen** M. 5.—. **Lupa Korsettersatz, Lupa Hüftformer.** Prospekte kostenlos. Versand gegen Nachnahme **nur direkt** von

Ludwig Paechtner, Dresden 34

Photo-Apparate & Zubehör.

Riesenauswahl. Sehr billige Preise. Fordern Sie kostenlos unsern Photo-Spezialkatalog.

M. Liemann AG. Berlin C. 25

Prenzlauerstr. 46 / 51

Fortmitdem

Beinverkürzung unsicht- [illegible] elastisch und

im No. 263.

Digitized by Google

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für **Vorzugsseiten**, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin S 61, Blücherstraße 31.

Millionen Menschen

gebrauchen zu ihrem eigenen Wohle

gegen

Kaiser's Brust-Caramellen

Husten

Heiserkeit, Katarrh, Verschleimung, Rachen-Katarrh, Krampf- u. Keuchhusten

Kaiser's Brust-Caramellen mit den „3 Tannen".

6100 not. begl. Zeugnisse von Ärzten und Privaten liefern den besten Beweis für die sichere Wirkung u. allgemeine Beliebtheit.

Kein ähnliches Präparat vermag solche Erfolge aufzuweisen.

Paket 25 Pfg., Dose 50 Pfg., in Österreich Paket 20 u. 40 Heller, Dose 60 Heller zu haben in den Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarenhandlungen. Wo die millionenfach bewährten **Kaiser's Brust-Caramellen** nicht käuflich sind, wende man sich zur Angabe der nächsten Verkaufsstelle direkt an die Fabriken

in Deutschland Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,
in Österreich-Ungarn Fr. Kaiser, Bregenz-Vorarlberg,
in der Schweiz Fr. Kaiser, St. Margrethen (Kanton St. Gallen).

Digitized by Google

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip* Schultern zurück, Brust heraus!

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Beschwerde u. **erweitert die Brust!**
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 6.— für jede Grösse.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, **dicht unter den Armen** gemessen. Für Damen **ausserdem** Taillenweite. Bei Nichtgefallen Geld zurück!
Man verlange illustrierte Broschüre.
E. Schaefer Nchf., Hamburg T. 36.

Elektrischer Haarzerstörer!

Etwas Sensationelles bringt das medizinische Warenhaus **Dr. Ballowitz & Co., Berlin W. 57, Abt. Hy. B. I.** Lästige Haare **mit der Wurzel** kann man jetzt selbst beseitigen, indem man den Apparat durch Knopfdruck in Funktion setzt. Durch konzentrierten galv. Strom trocknet die Wurzel ein, das Haar fällt sofort aus und ein Wiederwachsen ist unmöglich. **Hierfür bürgt** die Firma und **verpflichtet** sich andernfalls **das Geld zurückzuzahlen.** (Keine Elektrolyse.) Der Preis ist **M. 5.50 und M. 8.—** gebrauchsfertig (per Nachnahme). Einzige **Methode, um Haare für immer** zu beseitigen.

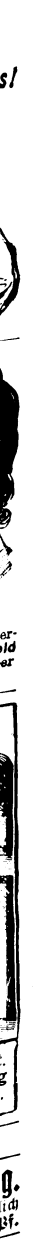
Solche
Nasenfehler

und ähnliche können Sie mit dem orthopädischen **Nasenformer „Zello“ verbessern. Modell 20** übertrifft an Vollkommenheit alles und ist soeben erschienen. Besondere Vorzüge: Doppelte Lederschwammpolsterung, schmiegt sich daher dem anatomischen Bau der Nase genau an, so daß die beeinflußten Nasenknorpel in kurzer Zeit normal geformt sind. (Angenehmes Tragen.) 7fache Verstellbarkeit, daher für alle Nasenfehler geeignet (Knochenfehler nicht). Einfachste Handhabung. Ill. Beschreibung umsonst.
Bisher 100000 „Zello“ versandt. Preis M. 5,—, M. 7,— und M. 10,— mit Anleitung und ärztlichem Rat. Spezialist **L. M. Baginski, Berlin Wm. 127, Winterfeldtstraße 34.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung.
Enthält über 100 000 Wörter. Amtlich empfohlen. Preis 1 Mark 60 Pf.

Zu haben in allen Buchhandlungen.



Digitized by Google

Zu der Erzählung „Die Flucht des Grafen Lavalette“
von Henriette v. Meerheimb. (S. 21)
Originalzeichnung von Hans Röhm.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang
* 1916 *
Zwölfter Band

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Digitized by Google

Amerikan. Copyright 1916 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Die Flucht des Grafen Lavalette
Historische Erzählung von Henriette v. Meerheimb. Mit Bildern von Hans Röhm . . 5

Das höchste Ziel
Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung und Schluß) 25

Das Schwäbische Meer
Eine historisch-geographische Studie von Dr. J. Wiese. Mit 9 Bildern 61

Der Sperling in der Hand
Von Mervarid 76

Geheimgesellschaften und Sonderbünde
Von Odfried Imhoff 116

Die Bedeutung des Segelsports
Von Georg Martin. Mit 9 Bildern . . . 137

Die Insel der Toten
Novelle von Lenore Pany 150

Die Hedschasbahn und das peträische Arabien
Von Ernst Wächter. Mit 6 Bildern 175

Der Weltkrieg. Dreiundzwanzigstes Kapitel
Mit 7 Bildern 191

Mannigfaltiges
Elektrische Wasserlaunen 207
Der Stammbaum und die Arche Noah . . . 209
Eine englische Pulverfabrik 209
Eine Ode an die Mode 213
Friedrich der Große als Wettermacher . . . 214
Soldaten von einst und heute. Mit Bild . . 215

Digitized by Google

Seite

Geldfälschung 219
„Restaurierte Gemälde“ 223
Blumen im Kriege. Mit 2 Bildern 225
Frankreichs Charakterwahrzeichen 229
Erfüllte Prophezeiung 230
Ein Abenteuer in Holländisch-Indien 231
Die Bedürfnisse der reichen Amerikaner . . 235
Glaube macht — tapfer 238
Französische Zivilisation 1870 240

Digitized by Google

Die Flucht des Grafen Lavalette

Historische Erzählung von Henriette v. Meerheimb

Mit Bildern von Hans Röhm

Graf Antoine Marie Chamons Lavalette stand vor seinen Richtern.

Zwei berühmte Advokaten, Trizier und der alte Delacroix-Trainville, verteidigten ihn. Die Anklage wurde sehr energisch vom Staatsanwalt Hua vertreten.

Die Verhandlungen drehten sich fast ausschließlich um die Vorgänge, die sich am 20. März 1815 im Postgebäude in Paris abgespielt hatten. Die Anklage stützte sich auf zwei Punkte.

Man legte dem Grafen zur Last, an dem im Februar und März gegen die geheiligte Person König Ludwigs XVIII. geschmiedeten Komplott, das den Sturz des Königtums und die Rückkehr des Usurpators Napoleon bezweckte, teilgenommen und sich ein öffentliches Amt eigenmächtig angemaßt zu haben.

„Der Angeklagte hat sich am zwanzigsten März um sieben Uhr im Postgebäude eingestellt," sagte der Staatsanwalt Hua scharf. „Er ist im Direktionszimmer erschienen, hat dröhnend mit dem Stock auf den Fußboden geschlagen und mit erhobener Stimme laut gerufen: ‚Im Namen des Kaisers ergreife ich hiermit Besitz von der Post!' Am gleichen Tage hat er im Einverständnis mit Napoleon, mit dem er insgeheim in Verbindung stand, an sämtliche Postdirektoren des Königreichs folgendes Rundschreiben gerichtet: ‚Der Kaiser wird in längstens zwei Stunden in Paris eintreffen. In der Hauptstadt herrscht allgemeiner Jubel. Es wird keinen Bürgerkrieg geben. Es lebe der Kaiser! Der Staatsrat und Generaldirektor aller Posten Graf Lavalette.'

Digitized by Google

„Was haben Sie darauf zu erwidern, Angeklagter?"

Graf Lavalette warf hochmütig den Kopf zurück. Seine schlanke, nur mittelgroße Gestalt straffte sich. Er war ganz in Schwarz gekleidet und hatte das Abzeichen der Ehrenlegion, sowie seine sämtlichen Orden angelegt. Seine dunklen Augen glitten über die Gesichter der zwölf Geschworenen, die im Hintergrund des Zimmers standen.

Die Aburteilung politischer Verbrecher erfolgte zur Zeit der Restauration durch Geschworene. Graf Lavalette war ebenso wie Marschall Ney, La Bedoyère, die Brüder Lallemont, Drouet, d'Erlon und viele andere am achtzehnten Juni verhaftet worden, „um sich vor einem Kriegsgericht zu verantworten". So lautete der Verhaftungsbefehl. Trotzdem sollte Lavalette, ungeachtet seiner wiederholten Beschwerden, nicht vom Militärgericht, sondern von dem Schwurgericht der Seine abgeurteilt werden.

Schweigend und finster standen die Geschworenen da. Nicht einer konnte dem Grafen fest und offen ins Auge sehen. Kein früherer Beamter des Kaiserreichs befand sich unter ihnen. Nur Männer von streng royalistischer Gesinnung sollten den richten, dessen Verbrechen darin bestand, treu an seinem Kaiser gehangen, seine Rückkehr jubelnd begrüßt zu haben.

„Antworten Sie, Angeklagter!" wiederholte Hua ungeduldig.

„Was soll ich auf solch eine Anklage antworten?" entgegnete Lavalette geringschätzig. „Wer mich und meinen Charakter kennt und weiß, wie viel ich auf Anstand und gute Sitte halte, wird mir zugeben, daß ich niemals wie ein Bauer mit einem Stock aufstoße und schreie."

„Sie weichen aus. Geben Sie zu, Ihren Nachfolger,

Digitized by Google

den Grafen Ferrand, seines Amtes entsetzt und sich dasselbe eigenmächtig angemaßt zu haben?"

„Ich nahm mein Amt wieder ein in dem Augenblick,

als Kaiser Napoleon von Elba nach Frankreich zurückkehrte. Dem Grafen Ferrand erwies ich einen Dienst, als ich ihn durch mein rasches Eintreten an jenem Tage aufweckte. Er schlummerte, wie stets, auf der Post, um nachher im Marineamt weiter zu schlafen."

Digitized by Google

Ein leises, kaum verhaltenes Lächeln ging über die Gesichter der Anwesenden bei Lavalettes beißendem Hohn. Die Schlafsucht und Stumpfheit des Grafen Ferrand war kein Geheimnis.

„Bitte solche Bemerkungen zu unterlassen und bei der Sache zu bleiben!" rief der Staatsanwalt, der ein persönlicher Freund des Grafen Ferrand war, gereizt. „Sie geben also zu, um Napoleons Flucht aus Elba gewußt und sie begünstigt zu haben? Damit ist Ihr Verrat bewiesen."

„Da ich niemals den Bourbonen gedient habe, konnte ich sie auch nicht verraten," antwortete Lavalette ruhig. „Während Kaiser Napoleons Aufenthalt in Elba habe ich weder mittel- noch unmittelbar mit ihm irgend Verkehr gehabt. Ja, ich hegte sogar in seinem Interesse den Wunsch, der Kaiser möge keine Beziehungen mit Frankreich unterhalten, weil ich stets fürchtete, die Briefe, in denen seine Freunde ihm zur Rückkehr rieten, könnten dem Wiener Kongreß in die Hände fallen und von diesem als Waffe benützt werden, um den Kaiser aus Europa zu verbannen. Ich dachte also gar nicht an seine Rückkehr. Hätte ich darum gewußt, so würde ich stolz darauf sein, an einem so welterschütternden Ereignis tätig Anteil genommen zu haben. Aber Napoleon weihte selbst seine treuesten Freunde nicht in seinen Plan ein, aus Besorgnis, durch Schwatzhaftigkeit und falschen Eifer verraten zu werden. Das Wagnis konnte nur glücken, wenn er plötzlich wie ein Meteor am Himmel auftauchte. Frankreich begrüßte ihn wie seinen Erlöser. Wer konnte ahnen, daß ihm Krone und Zepter ein zweites Mal entgleiten würden!"

Lavalettes Kopf sank auf die Brust. Seine Feinde sollten die Tränen nicht sehen, die heiß und brennend

Digitized by Google

in seine Augen traten, als er seines gestürzten, verbannten Kaisers gedachte.

„Ich versichere an Eidesstatt, daß ich während des elfmonatigen Aufenthalts des Kaisers in Elba keinen Briefverkehr mit ihm oder seiner Umgebung unterhalten habe," fuhr er nach kurzer Pause ruhiger fort. „Nur beim Jahreswechsel sprach ich dem Kaiser meine guten Wünsche aus. Ebensowenig habe ich jemals Postbeamte beeinflußt, ihm Depeschen zukommen zu lassen. Ich bekümmerte mich überhaupt gar nicht um die Postverwaltung während der Regierung Ludwigs XVIII., sondern lebte ganz zurückgezogen mit meiner Frau und Tochter in Paris. Als die Nachricht von Napoleons Eintreffen in Frankreich einlief, übernahm ich selbstverständlich meinen Dienst im Postgebäude wieder. Denn Napoleon hatte mich nie entlassen. Das ist alles, was ich auf die Anklage zu erwidern habe."

„Wenig genug. Lauter Ausflüchte," meinte Hua geringschätzig.

Eine dunkle Röte stieg in Lavalettes Gesicht. Seine Hand fuhr unwillkürlich an die Seite, als suche er nach dem Säbel. „Ausflüchte macht ein kaiserlich französischer Soldat nicht," antwortete er stolz. „Ich habe in vielen Kriegen mein Leben eingesetzt. In den Schlachten, die Frankreichs Ruhm durch die Welt trugen, nannte man auch meinen Namen. Die Felder Italiens und Tirols tranken mein Blut. Die Belagerung von St. Jean d'Acre hielt ich aus. Bei dem furchtbaren Rückmarsch durch die Wüste wich ich als Napoleons Adjutant nicht von seiner Seite. Das Jahr 1809 machte mich zum Krüppel." Er deutete auf sein linkes, steif gebliebenes Bein, das er beim Gehen nachschleppte. „Mein Kaiser vergaß mir das nicht. Aber das ist

Digitized by Google

vorüber. Das heutige Frankreich will nichts mehr von den Helden und Mitkämpfern einer großen Zeit wissen. Wohlan, verurteilen Sie mich, meine Herren Geschworenen, wenn ich Ihnen schuldig erscheine! Der Tod schreckt einen alten Soldaten nicht. Ich habe ihm auf dem Feld der Ehre oft ins Auge geblickt. Mein Name und mein Geschick sind mit dem unsterblichen Namen meines Kaisers verknüpft. Der Ruhm, seinem Genie gedient zu haben, bleibt mir. Trifft mich die Strafe König Ludwigs — gut, so werde ich stolz darauf sein, für meinen Kaiser zu leiden, sein Unglück zu teilen ... Weiter habe ich nichts zu sagen."

Die ruhig-stolzen Worte, die feste Haltung des Grafen schienen einen günstigen Eindruck auf die Geschworenen zu machen. Der Staatsanwalt Hua, der diesen Prozeß benützen wollte, um rasch in seiner Laufbahn weiter zu kommen, ergriff darum nochmals das Wort zur Begründung der Anklage.

„Die widerrechtliche Aneignung des Amtes steht fest!" rief er. „Der Angeklagte gibt das selber zu. Wer in seinem Vorgehen nur eine Eigenmächtigkeit und nicht die Absicht, dem Thronanmaßer zu dienen, sieht, beurteilt die Sache einseitig. Der Angeklagte ist weder zu seinem, noch zum Nutzen des Amtes im Postgebäude erschienen, sondern lediglich, um Bonaparte zu nützen. Das gelang ihm. Er hat den Marsch von Fontainebleau nach Paris vorbereitet und dem Kommenden die Hand geboten. In des Angeklagten Absicht, dem König Ludwig zu schaden, liegt das Verbrechen. Die verbrecherische Absicht ist geradeso strafbar wie das Verbrechen selbst."

„Sie können doch unmöglich den Grafen Lavalette zum Anstifter der im Augenblick seiner Amtsaneignung

Digitized by Google

ja bereits ausgebrochenen Revolution ſtempeln wollen!“ widerſprach Lavalettes Anwalt Trizier erregt.

„Der Angeklagte iſt des Verrats gegen das Königtum

zugunſten des Kaiſerreichs ſchuldig,“ beharrte Hua. „Darum und um nichts anderes handelt es ſich ...“

Man führte den Angeklagten in ſein Gefängnis in der Conciergerie zurück.

Graf Lavalette blieb ſehr ruhig, als er ſeine Kerkerzelle betrat, die nur durch eine dünne Wand vom Hof

Digitized by Google

der gefangenen Frauen getrennt war. Von morgens bis abends gellte oft wüstes Geschrei zu ihm herüber. Gemeine, schmutzige Ausdrücke schlugen an sein Ohr. Häufig genug mußten die Wärter Ruhe und Ordnung unter den Furien schaffen. Heute herrschte ungewohnte Stille.

Lavalette setzte sich auf die mit Eisenstäben an der Wand befestigte Bank am Ofen. Ein schmales Bett mit einer glatt darüber gelegten Wolldecke, das hinter einem breiten, dreiteiligen Schirm stand, ein Tisch und mehrere Stühle: das war die ganze Einrichtung.

Ein zitternder, blasser Sonnenstrahl kroch auf dem grauen Steinboden der Zelle hin und her. Lavalette verfolgte gedankenlos das Spiel des hüpfenden Lichts. Plötzlich fuhr er auf. Ein wehmütiger, dünner Flötenton drang an sein Ohr. Ein klagender Walzer war's, der in der Zelle, die über ihm war, mit wenig Kunst geblasen wurde. In dieser Zelle hielt man den Marschall Ney gefangen. Und der „Tapferste der Tapferen" vertrieb sich die traurigen Tage mit diesem kläglichen Flötenspiel.

In der letzten Zeit mußte auch diese Zerstreuung unterbleiben, weil der übereifrige Wärter in der unschuldigen Beschäftigung ein Mittel der Verständigung mit der Außenwelt zu entdecken glaubte. Heute schien man dem gefangenen Marschall sein Spiel wieder gestattet zu haben.

Der Prozeß Neys stand nicht gut. Das wußte Lavalette durch Zeitungsberichte und Briefe seiner Freunde.

Eisige, lähmende Furcht kroch bis an sein langsam und schwer schlagendes Herz. Bedeutete die erneute Erlaubnis des Flötenspiels nicht etwas Schlimmes?

Digitized by Google

Sollte sie vielleicht gar die letzte Vergünstigung für einen zum Tode Verurteilten sein? ... Er fühlte, wie kalte Schweißtropfen auf seine Stirn traten.

Freilich, Ney hatte sich schwer an den Bourbonen vergangen. Obgleich er im Dienst des Königs stand, war er mit seinem ganzen Heer im entscheidenden Augenblick zu Napoleon übergegangen, als der ihn kurz zu sich berief. Aber wer wollte ihn deswegen richten? Man konnte die Flut des Meeres nicht mit den Armen aufhalten. Alle Soldaten drängten dem Kaiser entgegen. Was war ihnen Ludwig XVIII. gegen ihren „kleinen Korporal", ihren Schlachtengott? Und wer wie Ney unzählige Male Seite an Seite mit Napoleon gefochten, ihm in die Adleraugen geschaut, dem Klang der herrschgewohnten Stimme bedingungslos gehorcht hatte, den band kein Eid mehr an einen anderen; er blieb seinem Zauber verfallen.

Der Walzer verklang. Eine kurze Pause, dann setzte die Flöte wieder ein, unsicher, wie tastend. Lavalette lauschte. Guter Gott, jetzt versuchte Ney die alten Kavalleriesignale auf diesem jämmerlichen Instrument zu blasen, den Marsch, den seine Trompeter immer schmetterten, wenn's mit Napoleon in die Schlacht ging! Falsch, mißtönend, wie eine schrill schluchzende Kinderstimme, hörten die alten geliebten Signale in dieser Verzerrung sich an. Der schneidende Kontrast zwischen der stolzen Vergangenheit und der jämmerlichen Gegenwart schrie aus diesen kläglichen Tönen. Der alte, unverwundene Jammer, seinen Kaiser verloren zu haben, riß wieder an Lavalettes Herzen.

Er stieg auf die Bank und schlug mit der geballten Faust gegen die niedrige Decke. „Michel, Michel! Ney! Hör auf!" keuchte er. „Um Gottes willen, Marschall, hör auf!"

Digitized by Google

Die dünnen, zirpenden Flötentöne, die wie ein geisterhaftes Echo der kühnen, trotzigen Reitersignale klangen, brachten ihn halb um den Verstand. Er sank auf die Bank und legte die Hände über die Ohren, um nichts mehr zu hören. Die Sonne ging unter. Das Streifchen Himmel, das man von dem vergitterten Fenster aus über die hohen Gefängnismauern hinweg sehen konnte, färbte sich rosig, fahlgelb, dann schiefergrau. Die Dämmerung des kurzen Wintertages sank hernieder und warf tiefe Schatten über die Ecken und Winkel der geräumigen Zelle. Der Gefangene ließ die Hände sinken. Man schien ihn heute ganz zu vergessen. Niemand kam, um ihm Licht zu bringen. Keiner verkündete ihm das Urteil der Geschworenen, die seit vielen Stunden über sein Schicksal berieten.

Auch seine Frau und seine kleine Tochter hatte er seit mehreren Wochen nicht mehr gesehen. Daß seine Frau, trotz ihrer schweren Entbindung von einem toten Söhnchen, durch Bittschriften an den König unermüdlich für ihn tätig war, das wußte er wohl. Aber ihr Zustand erlaubte es ihr noch nicht, ihn zu besuchen. Er befürchtete auch, daß die Erschütterung des Wiedersehens ihr schaden könne, und hatte sie deshalb immer gebeten, sich zu schonen. Heute aber hätte er sie gern bei sich gehabt. Einmal mußte er ihr noch danken für alle ihre Liebe. Einmal noch sein Kind küssen, die kleine reizende Josephine.

Freilich so schön wie ihre Mutter, Emilie Beauharnais, einst gewesen war, würde sie nie werden. Noch heute klopfte sein Herz schneller, wenn ihr Bild in aller Jugendschönheit vor seine Seele trat.

Zum ersten Male hatte er sie im Hause des Oberfeldherrn Bonaparte gesehen. Damals war Emilie kaum

Digitized by Google

siebzehn Jahre alt, graziös, anmutig und bildhübsch. Trotzdem hielt es ihrer Eltern wegen schwer, sie zu verheiraten. Emilies Vater, der Marquis von Beauharnais, war beim Ausbruch der Revolution nach Deutschland geflüchtet und hatte sich von seiner Gattin scheiden lassen. Als Frau eines Emigranten wurde sie im Jahre 1793 verhaftet und nach Sainte Pelagie überführt. Emilie war trotz ihrer Jugend unermüdlich für die Befreiung der Mutter tätig. Aber die eigensüchtige Frau belohnte diese Aufopferung schlecht. Gleich nach ihrer Entlassung ging sie eine Ehe mit dem Mulatten Wilhelm Castaing ein und kümmerte sich nicht mehr um ihr Kind.

Josephine Beauharnais, die Gattin des Oberfeldherrn Bonaparte, nahm ihre Nichte zu sich ins Haus. Lavalette sah sie dort und war, da er einen wahren Kult mit Frauenschönheit trieb, bezaubert von ihrem Anblick.

Bonapartes scharfe Augen bemerkten das. Bald nachher, als Lavalette den Oberfeldherrn auf einem Spazierritt begleitete, sagte der in seiner kurz abgebrochenen Weise zu ihm: „Ich will Sie verheiraten, Lavalette. Sie sollen der Gatte der Emilie Beauharnais werden. Sie ist schön und gut erzogen."

Obwohl ein Glutstrom des Entzückens bei der Aussicht, das reizende Mädchen zu besitzen, durch Lavalettes Adern ging, zögerte er.

„Ich habe die junge Dame erst zweimal gesehen," wandte er ein. „Außerdem bin ich arm. Was soll aus meiner Witwe werden, wenn ich auf den Schlachtfeldern in Ägypten bleibe?"

„Die Witwe meines Adjutanten erhält eine angemessene Pension und kann sich vorteilhaft versorgen," entgegnete Bonaparte ruhig. „Jetzt will sie niemand,

Digitized by Google

weil sie die Tochter eines Emigranten, die Stieftochter eines Mulatten ist. Die Sache ist also abgemacht. Sprechen Sie heute abend mit Madame Bonaparte darüber! Die Mutter Ihrer Braut gab bereits ihre Zustimmung. Heute ist der neunte — in acht Tagen findet die Hochzeit statt. Dann gebe ich Ihnen dreizehn Tage Urlaub, und am neunundzwanzigsten treffen Sie mich in Toulon."

Lavalette mußte lachen über diese etwas gebieterische Heiratsvermittlung. „Gut, ich will mich fügen," versprach er. „Aber wird das junge Mädchen mich denn nehmen?"

„Das Kind wird froh sein, unter die Haube zu kommen. In der Pension konnte sie nicht ewig bleiben. Bei ihrer Mutter fühlt sie sich unglücklich, und bei meiner Frau spielt sie doch auch nur die Rolle der armen Verwandten. In zwei Jahren werden Sie gesund und munter zu Ihrer jungen Frau zurückkehren. Abgemacht!"

Lavalette willigte ein. Das war begreiflich, denn Emilies Schönheit entzückte ihn, und Bonapartes Wunsch galt stets als Befehl, dem widerspruchslos gehorcht werden mußte. Aber auch Emilie Beauharnais erhob keinen Einwand gegen die ihr aufgezwungene Heirat.

Vierzehn Tage nach der ersten Begegnung des jungen Paares fand die Hochzeit statt.

Lavalette hatte in Meudon eine kleine Villa für seine junge Frau gemietet. Morgens erwachten sie von dem Rauschen der sich schräg herabsenkenden Bäume in dem altmodischen Garten. Durch die Zweige hindurch konnten sie tief unten die Krümmungen der hellgrünen Seine beobachten. Die Sonne lachte in jedes Zimmer. Auf der verschossenen blaßblauen Tapete knickften und

Digitized by Google

dienerten die Rokokofigürchen. Die weißen Mullgardinen blähte der warme Frühlingswind, der durch die offenen Fenſter hereinſtrich. In allen Vaſen, die Emilie auftreiben konnte, blühten friſchgepflückte, lila Fliederzweige. Der ſüße Duft durchzog das ganze poetiſche, kleine Haus.

Digitized by Google

Emilie lag in Lavalettes Armen und erwiderte seine stürmischen Liebkosungen mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit. Bisher war sie noch nie geliebt, sondern immer nur zurückgestoßen, höchstens mitleidig geduldet worden. Mit dem blindgläubigen Vertrauen eines Kindes hing sie an ihm.

Nur zu schnell kam der Abschiedsmorgen. Sie stand vor ihm, in ihrem schlichten, blaßroten Musselinkleid, ein Strauß dunkler Stiefmütterchen hing in den Spitzen des kreuzweis über der Brust gefalteten weißen Batisttuches. Ihre sanften, dunkeln Augen sahen ihn durch glitzernde Tränen hindurch bittend an. „Behalte mich so im Gedächtnis!" bat sie leise.

Er versprach's. Seine Stimme versagte. Noch einmal drückte er seine Lippen in wahllosen Küssen auf ihr süßes junges Gesicht, auf die tränenvollen Augen, den leise zuckenden Mund. Dann schob er sie von sich. Mit einigen weitausgreifenden Schritten erreichte er die Tür.

Emilie war bis an das Fenster, das leise schaukelnde lila Glyzinentrauben umhingen, zurückgewichen. Über ihren braunen Scheitel irrte ein Sonnenstrahl und ließ die kleinen, mutwilligen Locken an den Schläfen goldig aufleuchten. Noch einmal breitete sie ihm beide Arme entgegen. Aber er biß die Zähne zusammen und wandte sich ab. Ein schluchzender Seufzer klang ihm nach.

Ewig blieb ihr reizendes Bild, wie es sich ihm in dieser Abschiedsstunde bot, vor seiner Seele stehen ...

Während Lavalette, als Napoleons Adjutant, bei der Belagerung von St. Jean d'Acre täglich sein Leben aufs Spiel setzte, rang Emilie mit dem Tode.

Kurz nach der Abreise ihres Gatten erkrankte sie an den Pocken, und als sie nach monatelangem Schmerzens-

Digitized by Google

lager aufstehen konnte, entstellten Blatternarben ihr einst so reizendes Gesicht bis zur Unkenntlichkeit.

Obwohl Lavalette brieflich darauf vorbereitet war, Emilie verändert zu finden, verbarg er doch nur mühsam seine schmerzliche Enttäuschung, als er nach Beendigung des ägyptischen Feldzuges zurückkehrte und sie in seine Arme zog.

Noch heute nach langen Jahren schnitt ihm ihr fassungsloses Weinen, mit dem sie den Kopf an seiner Brust versteckte, ins Herz. „Du kannst mich nicht mehr lieben," schluchzte sie verzweifelt. „Ich bin abschreckend häßlich geworden." Aus den Worten klang trotz des Schmerzes doch ein atemloses Hoffen auf seine widersprechende Antwort.

Da kam ein solch wildes Mitleid mit ihr in seine Seele, daß er Versicherungen der zärtlichsten Liebe fand, um sie zu beruhigen. Mit banger Frage lagen ihre Augen zuerst auf ihm. Sie blieb eigentümlich scheu und zurückhaltend in ihren Liebesäußerungen, als ob sie nicht recht wage, seiner Liebe zu vertrauen. Schließlich aber gelang es ihm, ihr eine Leidenschaft vorzutäuschen, die er in Wirklichkeit nicht mehr empfand. Nur mühsam unterdrückte er oft einen geheimen Widerwillen, wenn er in ihr von Narben zerrissenes Gesicht sah. Arme Frau! Mit geradezu fanatischer Dankbarkeit vergalt sie die Rücksicht, mit der er über ihr so traurig verändertes Äußere hinwegglitt, als ob er gar nichts bemerkte.

Die Geburt der kleinen Josephine erheiterte Emilie etwas. Trotz des narbenzerfetzten Gesichts war die junge Mutter doch anziehend mit ihrem jauchzenden Kindchen im Arm. Die eigentümlich lässige Grazie ihrer Gestalt, das reiche, braunlockige Haar, die schönen Augen und Zähne machten sie noch immer so hübsch,

Digitized by Google

daß mancher Mann mit diesem Rest von Schönheit bei seiner Frau zufrieden gewesen wäre.

Nur Lavalette war es nicht. Manch einen heimlichen Seufzer erpreßte ihm das Aussehen seiner Frau. Er konnte es nicht lassen, anderen schönen Frauen feurig zu huldigen; es gelang ihm aber immer, dies vor Emilie zu verbergen. Ganz Paris wußte, daß er der hübschen, talentvollen Schauspielerin Ninon de l'Orme zu Füßen lag. Emilie blieb ahnungslos. Bei der Errichtung des Kaiserreichs ergoß sich auch ein Gnadenregen über Lavalette und seine Frau. Er wurde in den Grafenstand erhoben, zum Staatsrat und Direktor aller Posten ernannt. Emilie erhielt die Stellung einer Kammerdame bei der Kaiserin Josephine. Keine ungeeignetere Persönlichkeit hätte man dafür finden können als die schüchterne, unter dem Einfluß ihrer Tante stehende Emilie Lavalette. Die arme junge Frau sollte gegen die grenzenlose Verschwendungssucht der Kaiserin auftreten und sie zugleich vor dem Ansturm der aufdringlichen Lieferanten schützen. Kaiserin Josephine verspürte aber gar keine Lust, irgend jemand eine Einmischung in ihre Angelegenheiten zu gestatten. Frau v. Lavalette war in diesem ungleichen Kampf von vornherein die Besiegte. Nicht einmal die Ankleidefrauen, die Josephine bereits unter dem Konsulat bedient hatten, erwiesen ihr Achtung. Auf jede Weise wußten die gewissenlosen Frauen die Bestellungen zu vergrößern und im Namen der Kaiserin bei Wucherern Gelder aufzunehmen, um die Schulden zu decken.

Das Kleiderverzeichnis der Kaiserin umfaßte zwölf starke Folioseiten. Tausend Samt- und Seidenroben, vierhundertachtundneunzig Hemden, zweihundert Paar weiße und rosa Strümpfe, unzählige Spitzenunterröcke,

Digitized by Google

Hunderte von Schlafröcken, Hüten und indischen Tüchern wies es auf. Dabei wurden täglich neue Bestellungen der teuersten Sachen gemacht, oft nur zur Befriedigung einer flüchtigen Laune. Das meiste fiel dann unbenützt den habsüchtigen Ankleidefrauen in die Hände.

Der Zorn des Kaisers über die maßlose Verschwendung seiner Gattin, deren Schulden er unaufhörlich bezahlen mußte, war nur zu begreiflich. Sehr zu Unrecht büßte die arme Frau v. Lavalette für die Sünden ihrer Tante und Herrin; denn Josephine wagte nie, dem Kaiser Napoleon ihre eigenen Fehler einzugestehen, sondern lud gern alle Schuld auf ihre Umgebung ab. Emilie verging vor Angst und ewiger Sorge.

Lavalette machte der Quälerei schließlich ein Ende und bat den Kaiser selbst um ihre Entlassung. Nach Napoleons Scheidung von Josephine zog Emilie sich ganz vom Hof zurück. Bei aller Ursache, sich über ihre Tante zu beklagen, blieb sie ihr doch treu und brachte es nicht übers Herz, ihrer Nachfolgerin, der Kaiserin Marie Louise, zu dienen. Als das Kaiserreich im Jahre 1814 zusammenbrach, verlor auch Graf Lavalette seinen Posten.

Trotz des heißen Schmerzes über Napoleons Sturz, dachte der Gefangene heute doch mit Sehnsucht an das in tiefer Zurückgezogenheit mit Frau und Tochter verlebte Jahr zurück.

Wie behaglich lebte sich's in den mit altem schönen Hausrat vollgestellten Räumen!*) Große und kleine Familienbilder, Schattenrisse und Kupferstiche waren der Wandschmuck. Aber es gab deren so viele, daß sie zum Füllen der Wände reichten. Still und warm war's, wenn das winterliche Tageslicht verdämmerte, in seinem

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

Zimmer, dessen Fenster auf die großen Kastanienbäume des Luxemburggartens hinaussahen. Emilie saß im Erker, in den kleinen, blumigen Sessel hingelehnt. Man sah nur ihren gefällig frisierten Kopf über dem Rand. Die zierlichen Füße in den seidenen Schuhen mit den kreuzweis gebundenen Bändern hielt sie auf die durchbrochene Messingtür des Ofens gestemmt, durch deren Gitter das flackernde Holzfeuer leuchtete. Ihr blaues Kleid lag in fließender Schleppe auf dem dunklen Teppich. Die kleine Josephine kniete auf dem weißen Bärenfell vor dem Kamin und warf Tannenzapfen in die Glut. Die Funken sprühten. Ein Fünkchen traf die behaglich schnurrende Katze Mintusche, die erschrocken die schrägstehenden grünen Augen aufriß und sich mit einem großen Satz auf den Schoß des Hausherrn flüchtete. Josephine warf die Locken zurück und lachte laut. Mit einem kühnen Schwung saß sie dann plötzlich auf dem anderen Knie des Vaters, zupfte ihn am Bart, neckte Mintusche und trieb tausend Possen, bis die sanfte Stimme der Mutter sie zur Ruhe verwies.

Durch die offenstehende Tür sah man in das behagliche Eßzimmer. Die Politur der rötlichen Mahagonimöbel mit den schönen Messingbeschlägen blitzte ebenso hell wie das Silber auf dem gedeckten Tisch und der Anrichte.

Ein ältliches Mädchen in schwarzem Kleid und weißem Tüllhäubchen brachte die Suppenschüssel herein.

„Dein Lieblingsgericht, Tomatensuppe, lieber Papa!" schmeichelte Josephine.

Er reichte seiner Frau den Arm, die Kleine hing sich an den anderen. Die Katze machte einen krummen Buckel und rieb ihr silbergraues Fell an seinem Knie ...

Der Gefangene fuhr aus seinen Träumen auf. Draußen auf dem Gang klangen Tritte. Die tiefe

Digitized by Google

Stille ließ jeden Laut in dem unheimlichen Bau seltsam scharf tönen. Wie ein Echo warfen ihn die Wände und gewölbten Decken zurück. Mit kreischendem Ton drehte sich der harte Schlüssel im Schloß.

Der Gefängniswärter Eberle mit seinem stumpfen Gesicht, dem groben Anzug und den schmutzigen Händen, in denen der Schlüsselbund klirrte, erregte heute in Lavalette einen geradezu an Abscheu grenzenden Widerwillen.

„Was gibt's?" fuhr er unwillig auf. „Warum haben Sie das Feuer im Ofen ausgehen lassen und mir kein Licht gebracht? Hier ist's dunkel und kalt wie im Grab."

„Jeden Augenblick dachte ich, der Herr könne geholt werden," antwortete der Wärter mürrisch. „Jetzt ist's so weit. Die Gendarmen sollen Sie in das Gerichtszimmer führen."

„Endlich!"

Lavalette folgte dem voranschreitenden Wärter. Die Dunkelheit war inzwischen völlig hereingebrochen. Der Schein der Kerze, die Eberle trug, zuckte in phantastischen Schatten über die weißgetünchten Wände. Zwei Gendarmen schlossen sich an. Rechts und links, hart neben dem Gefangenen, schritten sie mit ihm den langen Flur hinunter.

„Wissen Sie, welches Urteil man über mich fällte?" fragte Lavalette den einen Begleiter.

Er erhielt keine Antwort. Nichts als Schweigen.

Festen Schrittes, mit erhobenem Kopf betrat Graf Lavalette den nur mäßig erhellten Saal. Totenstille ringsum. Die Verteidiger und die Richter saßen mit unbewegten Mienen da. Der Gefangene suchte mit raschem Blick in den Zügen der Geschworenen zu lesen. Ihre Gesichter blieben eisig kalt.

Der Gerichtschreiber verlas mit eintöniger Stimme

Digitized by Google

zum zweitenmal: Graf Lavalette war mit acht Stimmen gegen vier für schuldig erklärt. Der Gerichtshof sprach das Todesurteil aus.

Den Verteidiger Trizier verließ seine bis dahin mühsam bewahrte Fassung. Er ging auf Lavalette zu und faßte aufschluchzend nach seiner Hand. „Was ich konnte, habe ich getan, um Sie zu retten. Aber man will Sie töten!" murmelte er.

„Ich weiß."

Graf Lavalette zog seine Taschenuhr und verglich sie mit der gelassen tickenden Wanduhr. „Ruhig, lieber Freund," tröstete er Trizier. „Ein Flintenschuß — dann ist alles überstanden. Wenn brave Soldaten mich erschießen, will ich den Tod als Freund begrüßen."

„Nichts da! Der Verräter gehört unter die Guillotine," sagte eine Stimme.

Man wußte nicht, ob sie aus dem Publikum oder vom Gerichtstisch her kam. Aber die Wirkung der Worte auf den Gefangenen war fürchterlich. Sein Körper zuckte wie unter einem tödlichen Streich zusammen. Die Züge seines Gesichts verzerrten sich, wurden grauweiß, die Augen traten aus den Höhlen.

„Unter die Guillotine? ... Ich? ... Ich, der Adjutant Napoleons, sein Staatsrat?" Die blassen, zuckenden Lippen konnten die Worte kaum hervorstoßen.

„Führt den Verurteilten in seine Zelle zurück!" befahl der Staatsanwalt Hua kalt.

Die Gendarmen ergriffen die Arme des Grafen und rissen ihn, der sich jetzt mit aller Kraft widersetzte, nach der Tür, die mit dumpfem Krach hinter ihm zuschlug. Lähmendes, eisiges Schweigen lag über dem Publikum.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das höchste Ziel

Roman von Reinhold Ortmann

(Fortsetzung und Schluß)

Ein Gefühl des Ekels stieg Volcker bis zur Kehle, doch bemühte er sich, auf Frau Gressers Einwand ruhig zu erwidern: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, gnädige Frau! Nun ist es mir vollkommen erklärlich, daß ich Sie als die Gattin des Herrn Doktor Gresser wiedersah. Und wenn Ihr Herr Gemahl jetzt vielleicht in der Lage wäre, mich zu empfangen —"

„Er schläft noch; das Mädchen hat den bestimmten Auftrag, mich zu benachrichtigen, sobald er erwacht. Ich habe Ihnen auch lange nicht alles gesagt, was ich auf dem Herzen habe. Sie ahnen nicht, Reinhard, wie oft ich an Sie gedacht — wie oft ich mich geradezu nach Ihnen gesehnt habe. Es war nicht schön von Ihnen, daß Sie mir damals den garstigen Brief schrieben. Er hat mich viele, viele Tränen gekostet."

„Es war das einzige, was ich Ihnen nach Lage der Dinge schreiben durfte. Und das alles liegt so weit hinter uns."

„Für Sie vielleicht. Aber nicht jeder vergißt so schnell. War es denn nicht eigentlich eine wunderschöne Zeit?"

„Gewiß, die Zeit der holden Jugendeleien."

Margarete Gresser lächelte. „Damals waren Sie poetischer. Aber heute sind Sie wahrscheinlich klüger. Und das ist für das wirkliche Leben wohl auch das Bessere. Nur daß Sie unseren kleinen Roman schon ganz und gar vergessen haben sollten, das glaube ich Ihnen nie und nimmermehr. Denken Sie doch an den Abend, wo wir vor meinem Hotel auf und ab gingen, und an die unvergeßliche Fahrt im Auto. Ach, wer mir damals

Digitized by Google

gesagt hätte, daß eine so lange Zeit vergehen würde, bis wir uns wiederfänden!"

„Das Schicksal treibt eben nach eigenem Gefallen sein Spiel mit den Menschen, gnädige Frau, und ich meine, Sie hätten wenig Veranlassung, sich über seine Launen zu beklagen."

„Finden Sie das? Dann sind Sie doch kurzsichtiger, als ich geglaubt hatte."

„Aber haben Sie denn nicht alles erreicht, was damals das höchste Ziel Ihrer Wünsche war? Haben Sie nicht Brillanten und schöne Kleider, wahrscheinlich auch ein Auto und so viel Pelz, um sich von den Schultern bis zu den Füßen darin zu kleiden? Und hat nicht die ganze Welt von Ihnen gesprochen?"

„Ah, wie gut mit einem Male Ihr Gedächtnis geworden ist! Ja, ich habe alles, was Sie da aufzählen, und noch vieles dazu, aber ich bin darum doch das unglücklichste Geschöpf auf der ganzen weiten Welt."

„Ich begreife, daß die beklagenswerte Krankheit Ihres Gatten —"

„Ach, diese Krankheit — wenn sie wenigstens zur Erlösung würde für ihn und für mich! Aber es ist nicht daran zu denken; er hat eine Natur wie Kautschuk. Wenn man glaubt, er sei ganz zusammengedrückt, schnellt er mit einem Male wieder in die Höhe. Er wird nie wieder gesund werden, wird noch Monate leben, Jahre vielleicht, und das halte ich nicht aus. Nein, ich halte es einfach nicht aus."

Volcker hatte sich erhoben. „Gnädige Frau!"

„O Sie mit Ihrer gnädigen Frau! Was für eine dumme, dumme Komödie ist es, die wir uns da vorspielen! Ich weiß ja doch, daß du dich nach mir gesehnt, daß du nach mir geschmachtet hast all die Jahre hindurch."

Digitized by Google

„Aber ich versichere Ihnen, daß Sie sich täuschen."

„Nein — nein — nein! Ich täusche mich nicht. Meinst du denn, ich hätte es nicht gemerkt, wie du mich neulich beim Frühstück angesehen hast — und all das andere? Du hast mich lieb — und ich habe dich auch lieb, und du mußt mich aus dieser gräßlichen Knechtschaft erlösen."

Ihr Ton war der einer schlechten Schauspielerin. Aber ihre Brust wogte und ihre Augen lockten. Mit bittend gefalteten Händen stand sie vor Volcker, so nahe, daß er nur seinen Arm zu erheben brauchte, um sie an sich zu pressen. Wie eine fortreißende Woge schlug ihm ihr leidenschaftliches Verlangen entgegen. Aber sie gewann nicht Macht über ihn. Er sah nicht mehr Reta Martinys verführerische Schönheit, er sah nur die Erbärmlichkeit eines seelenlosen, pflichtvergessenen Weibes. Und nie hatte eine Versuchung ihn stärker gewappnet gefunden als diese.

„Sie müssen verzeihen, wenn ich Ihren Erwartungen nicht entsprechen kann. Ihr Gatte —"

„Mein Mann? Hat er ein Recht, sich zu beklagen, wenn ihm jetzt dasselbe geschieht, was er einem anderen angetan hat? Darf ein Todkranker verlangen, daß ich ihm noch weiter meine Jugend opfere?"

Ein unheimlicher Laut — ein Laut wie das Stöhnen eines vom Schlächter schlecht getroffenen Tieres — klang in ihre Rede hinein. Sie drehte den Kopf und schrie gellend auf: „Mein Mann! Schütze mich, Reinhard — rette mich! Er bringt mich um."

Im Nachtgewand stand Doktor Gresser in der offenen Tür. Seine Linke klammerte sich an den Pfosten; seine Rechte aber, die den Revolver hielt, hob sich gegen die beiden. Volcker wollte ihm entgegenstürzen. Doch das

Digitized by Google

Weib, das sich an seine Brust geworfen hatte und ihn in sinnloser Angst umklammert hielt, hinderte seine Bewegungen. Er wollte sprechen. Doch der kranke Mann auf der Türschwelle ließ ihn nicht dazu kommen.

Ein scharfer Knall zerriß die vornehme Stille des Hauses — und unmittelbar nach ihm ein zweiter — ein dritter. Margarete Gressers üppiger Empfangsraum füllte sich mit beizendem Pulverrauch.

Auf dem hellfarbigen Teppich aber lag, mit dem Gesicht nach unten, lang ausgestreckt Doktor Reinhard Volcker. Sein strömendes Blut zeichnete seltsame Linien in die zarten Töne des Gewebemusters.

Es war vier Uhr nachmittags. Die Steinsdorffschen Damen erwarteten den Gatten und Vater zum Mittagessen; aber noch ehe er erschien, wurden sie durch den Besuch des Oberleutnants v. Heldringen überrascht. Bruno erklärte in seiner gewohnten heiteren Art, daß er im Vorübergehen auf einen Sprung heraufgekommen sei, um sich über das Befinden der gnädigsten Tante zu beruhigen, weil er in der letzten Nacht geträumt habe, sie hätte den Schnupfen. Natürlich sagte er nicht nein, als er gebeten wurde, zu Tisch dazubleiben. Und nach der fröhlichen Unbefangenheit zu urteilen, mit der er auch den bald nach ihm eintretenden Kommerzienrat begrüßte, mußte man wohl annehmen, daß er in der Tat durch keinerlei besonderen Anlaß, am wenigsten durch einen Anlaß unangenehmer Natur, herbeigeführt worden sei. Auf dem Wege ins Speisezimmer aber fand er Gelegenheit, seiner Base zuzuflüstern: „Ich hoffe, liebste Traute, daß du mir nachher ein Viertelstündchen unter vier Augen schenken kannst. Es ist durchaus notwendig, daß ich dich noch vor dem heutigen Abend spreche."

Digitized by Google

„Wenn es notwendig ist, werde ich es natürlich einrichten," gab sie ebenso leise zurück. „Aber um was handelt sich's denn, Bruno? Es ist doch wohl nichts Schlimmes?"

„Gott bewahre! Ich will mich über etwas unterrichten; du brauchst dich nicht im mindesten zu beunruhigen."

Aber Traute beunruhigte sich offenbar doch. Unausgesetzt beobachtete sie während des Essens ihren Vetter, dessen Munterkeit nicht ganz echt schien. Seine Scherze hatten heute etwas merkwürdig Gezwungenes, und er schaute zuweilen auffallend zerstreut und gedankenverloren drein. Über der Beobachtung Brunos entging es ihr vollständig, daß sie selber ein Gegenstand ungewöhnlicher Aufmerksamkeit für ihren Vater war. Der Kommerzienrat ließ seine klaren, durchdringenden Augen immer wieder auf ihrem Gesicht ruhen, als hoffe er, daß es ihm zum Spiegel ihrer geheimsten Gedanken werden könnte. So geschah es, daß lange Pausen im Tischgespräch eintraten und daß man sich im ganzen weniger gut unterhielt als sonst, wenn der lustige Dragoner mit seinen Witzchen und mit seinem frohen, offenen Lachen die Mahlzeit würzte.

Man war schon beim Käse, als der nach dem letzten Gange aus dem Zimmer geschlüpfte Diener wieder hereinkam, mit einem sonderbar bestürzten und verlegenen Gesicht zu dem Kommerzienrat trat und ihm irgend eine Meldung ins Ohr flüsterte. Das Gesicht des Hausherrn überzog sich jäh mit hoher Röte.

„Was ist das? Was sagen Sie — von der Polizei?"

„Sehr wohl, Herr Kommerzienrat, und —"

Wieder folgte ein für die übrigen Tischgenossen unverständliches Geflüster. Jetzt aber schleuderte der

Digitized by Google

Kommerzienrat das zerknüllte Mundtuch auf den Tisch und schob mit einer heftigen Bewegung seinen Stuhl zurück.

„Entschuldigt mich, bitte! Man wünscht mich in dringender Angelegenheit zu sprechen. Du hast wohl die Freundlichkeit, Bruno, dich der Damen anzunehmen, bis ich wiederkomme."

Mit großen Schritten stürmte er aus dem Zimmer. Es war ein Gebaren, wie Frau Hedwig es kaum je an ihrem immer beherrschten und maßvollen Gatten wahrgenommen hatte. Sie schaute ihm verwundert nach; Traute aber sah ganz verstört darein. Sie konnten den Diener nicht befragen, denn er war gleichzeitig mit seinem Herrn wieder aus dem Zimmer verschwunden. Und es blieb eine kleine Weile still, bis Traute mit gepreßter Stimme sagte:

„Ich glaube, daß ich den Namen des Doktor Volcker gehört habe. Es wird ihm doch kein Unglück geschehen sein?"

„Was für ein sonderbarer Gedanke!" widersprach Frau Hedwig beinahe gereizt. „Er sitzt wohlbehalten drüben im Kontor. Und er ist doch auch kein Kind, um das du dich ängstigen müßtest."

„Es ist wohl in der Tat kein Grund vorhanden, liebe Traute —", wollte auch Heldringen beruhigend beginnen. Aber er kam nicht zu Ende. Denn die Tür zum Nebenzimmer öffnete sich, und Klemens Steinsdorff, noch immer dunkelrot im Gesicht, steckte den Kopf herein. „Auf einen Augenblick, Bruno —!" Die Tür fiel wieder zu. Niemand hatte Zeit gefunden, eine Frage an ihn zu richten. Heldringen aber stand auf, verbeugte sich gegen die beiden Damen, indem er Traute noch einen ermutigenden Blick zuwarf, und ging.

Digitized by Google

In seinem Arbeitszimmer rannte der Kommerzienrat mit auf den Rücken gelegten Händen auf und nieder. Hinter dem Schreibtisch aber stand ein gut gekleideter Herr mit gleichgültigem Beamtengesicht.

„Ich habe dich gebeten, weil dies eine Sache ist, eine unerhörte Geschichte — ein Skandal ohnegleichen. Ich bin wie vor den Kopf geschlagen; ich kann es noch gar nicht begreifen."

„Aber, um des Himmels willen, lieber Onkel, was ist denn nur geschehen?"

„Laß dir's von dem Herrn erzählen; es ist ein Herr von der Kriminalpolizei. Sie entschuldigen, daß ich Ihren Namen nicht behalten habe!" Aber er wartete dann doch nicht, bis der andere zu sprechen begann, sondern fuhr in maßloser Erregung fort: „Volcker ist erschossen worden — heute — vor einigen Stunden — niedergeschossen — wie ein auf frischer Tat ertappter Verbrecher."

„Nicht so laut, Onkel, ich beschwöre dich, denke an die Damen! Aber es ist ja unmöglich — vielleicht ein Irrtum, eine Namensverwechslung."

„Es handelt sich um den Schriftsteller Doktor Reinhard Volcker," sagte der Herr mit dem gleichgültigen Gesicht. „Aber wenn ich mir eine Berichtigung gestatten darf: er ist nicht tot, nur schwer verwundet."

„Es hat also seine Richtigkeit? Na, da steht allerdings auch mir der Verstand still. Und wie ist es geschehen? Wo? Von wem?"

Klemens Steinsdorff blieb vor ihm stehen. „Ja — wo und von wem! Das ist eben das Nichtswürdige und Ekelhafte. Ein betrogener Ehemann hat auf ihn geschossen, als er ihn mit seiner Frau überraschte."

„Nein, Onkel, nein! Daß es so nicht gewesen ist,

Digitized by Google

dafür lege ich meine Hand ins Feuer. Alles dürftest du mir von Reinhard Volcker erzählen, nur das nicht."

„Wiederholen Sie, bitte, meinem Neffen, was Sie mir gesagt haben, Herr Kommissär! Wo und unter welchen Umständen wurde Doktor Volcker verwundet?"

„Es geschah in der Wohnung des Privatiers Doktor Gresser. Gresser selbst war der Täter und hat bei der Vernehmung angegeben, daß er von Doktor Volcker in seiner Ehre als Ehemann schwer beleidigt worden ist. In der Tat ist auch die Frau Gresser durch einen Streifschuß leicht verletzt worden. Sie ist übrigens eine ehemalige Schauspielerin, die unter dem Namen Marga Larssen auftrat."

Heldringen fuhr zurück. „Die?! Ja — dann allerdings."

„Nun? Du bist ja, wie es scheint, mit einem Male anderen Sinnes geworden. Du weißt etwas von Volckers Beziehungen zu der Person?"

„Ich kann mich darüber jetzt nicht aussprechen, Onkel. Später vielleicht — und Sie sagen, er sei nicht tot. Auch nicht in Lebensgefahr, wie ich hoffe?"

Der Polizist zog die Schultern in die Höhe. „Darüber kann ich keine bestimmten Angaben machen. Doktor Volcker liegt in der chirurgischen Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses. Eine Kugel ist ihm in die Brust gedrungen, und er hat schweren Blutverlust erlitten. Zwei Stunden nach der Tat war er noch ohne Bewußtsein."

„Schauderhaft! Und der Mörder —? Ich meine: der Doktor Gresser?"

„Man hat von seiner Verhaftung vorläufig Abstand genommen, weil er wegen schwerer Krankheit nicht

Digitized by Google

fluchtverdächtig ist. Er befindet sich, wie es scheint, im letzten Stadium eines hoffnungslosen Herzleidens."

„Du siehst, eine wie ehrenvolle Rolle dein Freund Volcker in dieser Tragödie gespielt hat. Mit der Frau eines sterbenskranken Mannes — Pfui Teufel!"

„Wenn Sie mir nicht noch irgendwelche Mitteilungen zu machen wünschen, Herr Kommerzienrat," sagte der Kommissär, „möchte ich mich jetzt verabschieden. Meine Zeit ist sehr knapp."

„Bitte — ich will Sie nicht aufhalten. Und ich wüßte nicht, was ich zu dieser Sache aussagen könnte. Doktor Volcker war ein Angestellter meines Geschäfts. Seine Privatangelegenheiten gehen mich nichts an."

Der Beamte verbeugte sich, und Heldringen begleitete ihn zur Tür.

„In der chirurgischen Abteilung — sagen Sie? Kann man versuchen, ihn zu sprechen?"

„Darüber habe ich nicht zu bestimmen. Versuchen könnten Sie es ja immerhin, Herr Oberleutnant! Nach meiner persönlichen Meinung aber ist bei seinem Zustande vorläufig nicht daran zu denken."

Mit einem schweren Atemzug ließ sich Klemens Steinsdorff in einen Sessel fallen. „Das also ist das Ende seiner Laufbahn! Das ist das Ende! Und ich hatte im Sinne, ihn zu meinem Teilhaber — zu meinem Nachfolger zu machen!"

„Du darfst dir's nicht zu Herzen nehmen, Onkel! Und du solltest ihn auch noch nicht endgültig verdammen. Vielleicht klärt sich's doch noch zu seinen Gunsten. Die Hauptsache ist jedenfalls, daß Traute es nicht unvorbereitet erfährt."

„Warum gerade sie nicht? Vermutest du bei ihr eine besondere Anteilnahme für — für jenen Menschen?"

Digitized by Google

„Lieber Onkel, es ist wohl besser, das jetzt nicht zu erörtern. Wenn es sich so verhielte, hättest du gewiß keinen Grund, ihr einen Vorwurf daraus zu machen. Du hast Volcker doch auch dein Vertrauen und dein Wohlwollen geschenkt. Und wir müßten erst seine Rechtfertigung gehört haben, ehe wir ruhigen Gewissens sagen dürften, daß er es nicht verdient hat."

Der Kommerzienrat machte eine kurz abweisende Handbewegung. „Du kannst dir die Fürsprache ersparen. Wo die Tatsachen reden, ist mit Beschönigungen nichts mehr geholfen. Dieser Doktor Gresser hat sicherlich sehr gut gewußt, warum er schoß."

„Er wird geglaubt haben, es zu wissen. Aber auch er kann in einem Irrtum gewesen sein. Möglicherweise ist Volcker nur das bedauernswerte Opfer einer Jugendtorheit geworden."

„Einer Jugendtorheit? Was heißt das? Du scheinst doch einiges von dem zu wissen, was hinter der Geschichte steckt. Und ich müßte es sehr befremdlich finden, wenn du damit hinter dem Berge hieltest."

„Nein, ich weiß gar nichts. Ich habe nur meine Vermutungen, und meinen Glauben an Volckers Ehrenhaftigkeit. Ganz offen hat er mir vor einiger Zeit erzählt, daß er einst für diese Marga Larssen geschwärmt hat — vor Ewigkeiten, als sie noch Tänzerin an irgendeinem kleinen Theater war. Und —"

Klemens Steinsdorff maß ihn mit einem erstaunten Blick.

„Das hat er dir erzählt? Und trotzdem nimmst du seine Partei? Ich denke, die Sache läge jetzt doch klar genug."

„Verzeihung, lieber Onkel — aber der Meinung bin ich nicht. Denn Volcker hat mir bei der Gelegenheit auch versichert, daß von jener Jugendneigung nichts

Digitized by Google

übrig geblieben sei. Die Dame war ihm offenbar inzwischen ganz gleichgültig geworden."

„Was ihn aber nicht gehindert hat, mit ihr wieder in Verkehr zu treten, während ihr Mann auf den Tod darniederliegt. Bist du wirklich so gläubig, Bruno, oder gibst du dir nur den Anschein? Deine freundschaftlichen Beweggründe mögen ja recht ehrenwert sein, und es ist deine Sache, wie du dich weiterhin gegen Herrn Doktor Volcker verhalten willst. Für mich ist er jedenfalls erledigt."

„Du willst ihn fallen lassen, Onkel — jetzt, da er schwer krank, vielleicht ein Sterbender ist?"

„Ich kann ihn menschlich bedauern, kann ihm, wenn es nötig ist, materiellen Beistand gewähren — aber ich kann mich nicht vor aller Welt auf seine Seite stellen, indem ich meine Beziehungen zu ihm fortdauern lasse; ich habe moralische Verantwortlichkeiten und heilige Pflichten. Der Ruf meiner Firma und das Ansehen meiner Familie müssen unangetastet und unantastbar bleiben. Mit einem Manne, der zum Mittelpunkt eines öffentlichen Skandals geworden ist, darf ich keine Gemeinschaft haben."

„Auch nicht, wenn sich herausstellen sollte, daß er ganz unschuldig —"

„Auch dann nicht. Das, was geschehen ist und was durch keine nachträgliche Rechtfertigung mehr aus der Welt geschafft werden kann, muß meine Handlungen bestimmen."

„Ich darf deine Entschließungen nicht einem Urteil unterziehen, Onkel; aber du mußt schon verzeihen, wenn ich etwas überrascht bin. Du, der mir stets ein leuchtendes Beispiel von Gerechtigkeit, Vorurteilslosigkeit und Menschenliebe gewesen ist, gerade du —"

Digitized by Google

Der Kommerzienrat, der jetzt um vieles ruhiger geworden war, legte seine Hand auf die Schulter des jungen Offiziers. „Mein lieber Junge, auch dem stärksten Einzelwillen sind Grenzen gezogen, über die er nicht ungestraft hinausstreben darf. Du sprichst von meiner Gerechtigkeit und von meiner Menschenliebe. Gewiß, ich habe mich redlich bemüht, sie zu üben und zu betätigen. Aber man muß zu Zeiten auch die Kraft aufbringen können, ungerecht und lieblos zu sein. Denn höher als das Schicksal des einzelnen stehen die Moralgesetze, auf deren Unerschütterlichkeit die Erhaltung unserer gesamten Gesellschaftsordnung beruht. Wo der einzelne nur gerettet und gehalten werden kann auf Kosten der bedingungslosen Ehrfurcht vor diesen Gesetzen, da ist seine Errettung eine Versündigung an der Allgemeinheit. Wenn Reinhard Volcker in Wahrheit der Mann ist, als der er sich bis heute in seinen Reden und seinen Schriften gegeben, dann muß er der erste sein, diese unerbittliche Wahrheit anzuerkennen und sich ihr zu fügen — auch wenn er sich für ein schuldloses Opfer hält."

„Was soll ich dazu sagen, Onkel? Es ist ein Standpunkt, zu dessen Höhe ich mich als gewöhnlicher Sterblicher und einfacher Leutnant nicht ohne weiteres aufschwingen kann. Wenn ich einen Menschen liebhabe — und ich habe ihn lieb, noch immer! — dann kommt mir's nicht darauf an, im Notfall die ganze Welt mit all ihren wunderschönen Moralgesetzen in die Schranken zu fordern, sofern ich ihn damit vor Unrecht und Vergewaltigung schützen kann. Aber ich erhebe freilich auch keinen Anspruch darauf, eine Leuchte der Kultur und ein Führer der Menschheit zu sein."

Der ungestüme Eintritt Trautes unterbrach ihr Ge-

Digitized by Google

sprach. Verstört und schreckensbleich eilte sie auf ihren Vater zu, ein lebendiges Bild des Schmerzes und der verzweifelten Angst. „Papa — ist es Wahrheit, was der Mann von der Polizei mir gesagt hat? Volcker ist im Krankenhause — auf den Tod verwundet? Du wirst mich mitnehmen, wenn du jetzt zu ihm fährst, nicht wahr, du wirst es tun?"

„Wir werden nicht zu ihm fahren, mein Kind — weder du noch ich. Und du wirst mit dem Ausdruck deiner Zuneigung für Herrn Doktor Volcker zurückhalten, bis du von deiner Mutter gehört hast, wie alles zusammenhängt."

„Aber ich weiß es doch schon. Das wenigstens, was der dumme Polizeimensch davon erzählt hat. Und daß das nicht Wahrheit sein kann, weißt du so gut wie ich."

„Leider ist es Wahrheit, Traute! Die Polizei dichtet keine Romane."

„Aber sie läßt sich welche erzählen. Dieser Doktor Gresser ist offenbar ein Verrückter. Wenn Volcker die Schauspielerin näher gekannt hätte, würde er es sicher einmal erwähnt haben."

„Er hat sie nicht nur gekannt, sondern er hat schon vor Jahren ein Liebesverhältnis mit ihr gehabt — zu einer Zeit, als sie noch Tänzerin —"

Bruno v. Heldringen hatte sich straff aufgerichtet. Seine Stimme klang scharf und schneidend. „Onkel, ich muß doch gehorsamst bitten!"

„Laß mich nur, mein Junge! Hier ist keine Geheimniskrämerei mehr am Platze. Und daß mir die Aufklärung meiner Tochter jetzt wichtiger ist als die Rücksicht auf Herrn Doktor Volcker, wirst du mir wohl nicht verübeln."

Der Fernsprecher auf dem Schreibtisch klingelte, und

Digitized by Google

die beiden mußten schweigen, solange der Kommerzienrat den Hörer an das Ohr hielt.

„Es ist gut," sagte er, „ich komme sofort." Dann, nachdem er das Hörrohr fortgelegt hatte, wandte er sich den stumm Dastehenden wieder zu. „Ich muß unverzüglich ins Kontor hinüber. Volckers Ausscheiden fordert meine Anwesenheit. Du geleitest wohl Traute zu ihrer Mutter, Bruno! Vielleicht sehe ich dich am Abend?"

„Das wird von den Umständen abhängen, Onkel! Eine bestimmte Zusage kann ich jedenfalls nicht machen."

„Du magst es ganz nach deiner Bequemlichkeit einrichten ... Geh jetzt zur Mama, Kind, und sei vernünftig! Wir alle müssen das schwere Lehrgeld der Enttäuschungen zahlen. Das ist nun mal nicht anders im Leben. Und du wirst hoffentlich nicht vergessen, daß du deines Vaters Tochter bist."

Er küßte Traute auf die Stirn und schob sie sanft zur Tür hinaus. Der Oberleutnant schloß sich ihr an. Nachdem sie das anstoßende Zimmer durchschritten hatten, blieben sie beide stehen.

„Du weißt etwas über Volckers Beziehungen zu der Frau?" fragte Traute mit rauh klingender Stimme. „Du warst sein Vertrauter?"

„Aber keine Spur, liebste Traute! Und ich bin ganz deiner Ansicht: es ist alles Unsinn, was der arme kranke Mann sich in seinem eifersüchtigen Wahn zusammengereimt hat. — Wollen wir einen kleinen Gewaltstreich wagen?"

„Was für einen Gewaltstreich meinst du, Bruno?"

„Ich empfehle mich jetzt und erwarte dich drunten an der nächsten Straßenecke. Unter irgendeinem Vorwand wirst du dich schon losmachen können. Und wenn

Digitized by Google

es nicht auf der Stelle möglich ist — es kommt mir nicht darauf an, eine halbe Stunde auszuharren oder eine ganze. Dann fahren wir zusammen in das Krankenhaus."

Mit eigentümlich starrem Blick sah sie ihn an. „Du willst mir also nicht wiederholen, was du meinem Vater erzählt hast?"

„Ja, was soll ich ihm denn erzählt haben, Traute?"

„Die Geschichte von der einstigen Liebschaft Volckers mit der Komödiantin."

„Daß ich mir doch lieber die Zunge abgebissen hätte! Aber — der Himmel weiß es — ich meinte es gut."

„Das weiß nicht nur der Himmel, Bruno — das weiß auch ich. Du kannst es ja mit einem Menschen überhaupt nicht anders als gut meinen. Oder vielleicht doch? Denn mit mir willst du, wie es scheint, eine Ausnahme machen."

„Ich versteh' dich nicht, Liebste — was soll ich denn tun?"

„Aufrichtig sollst du gegen mich sein — sollst mich nicht zur verächtlichen Närrin werden lassen. Was war es mit Volcker und jenem Weibe?"

„Eine Kinderei war's — ein Studentenschwarm! — Wenn ich mich recht besinne, sagte er, sie hätten sich überhaupt nur zwei- oder dreimal gesehen. Und es ist fünf Jahre her."

„Aber es ist erst wenig Stunden her, daß ihr Mann sie mit ihm überraschte. Ich danke dir. Gehst du jetzt mit zur Mama?"

Sie war mit einem Schlage völlig verändert. Hart, wie abgehackt, kamen die Worte von ihren Lippen. Und es war unverkennbar, daß sie all ihre Willenskraft daran setzte, sehr ruhig zu scheinen.

Digitized by Google

„Ja, ich geh schon mit, Traute," sagte der Oberleutnant in großem Befremden. „Aber du hast mir noch gar nicht auf meinen Vorschlag geantwortet. Du dürftest es getrost wagen; ich nehme die ganze Verantwortung auf mich."

Wieder sah sie ihm mit dem seltsamen Blick von vorhin in die Augen. Um ihre Mundwinkel aber zuckte es. „Wunderlicher Mensch du! Wenn du nicht der oberflächlichste bist, so bist du der beste aller Männer."

„Nehmen wir zu meinem Vorteil das letztere an. Eine richtige Antwort aber ist das eigentlich noch immer nicht, liebe Traute!"

„Ich danke dir für deine freundschaftliche Absicht, Bruno, doch du sollst meinetwegen keine Ungelegenheiten haben. Ich fahre nicht in das Krankenhaus."

„Du hast dich anders besonnen? Auf meine unglückselige Mitteilung hin?"

„Ich habe mich darauf besonnen, daß ich meines Vaters Tochter bin."

„Ach, das ist ja Unsinn. Wenn du ihn doch lieb hast —"

„Und wenn ich ihn unaussprechlich lieb gehabt hätte, darüber käme ich doch nicht hinweg — niemals — niemals! Laß es damit genug sein und quäle mich nicht. Was auch geschehen mag, du bleibst mein guter Freund — nicht wahr?"

„Selbstverständlich. Darüber ist nicht erst zu reden. Aber sonderbare Menschen seid ihr doch, ihr Steinsdorffs, alle miteinander. Man gibt jemand, der einem nahe gestanden hat, doch nicht gleich auf, bloß weil er ein schändliches Pech gehabt hat. Da habe ich von Freundschaft und dergleichen freilich etwas abweichende Begriffe."

Digitized by Google

„Weil du ein Mann bist, Bruno! Einem Mädchen wirst du schon erlauben müssen, anders zu empfinden."

„Ja, ihr seid und bleibt eben für unsereinen das große Rätsel. Na, jedenfalls fahre ich jetzt ins Krankenhaus. Und wenn ich was Gutes zu berichten habe, wirst du mir hoffentlich nicht verbieten, Meldung zu erstatten."

„Soweit es sich um Doktor Volckers Befinden handelt, gewiß nicht. Von seiner Liebesangelegenheit mit der Theaterdame möchte ich nichts mehr hören — —"

Der Oberleutnant v. Heldringen kehrte an diesem Abend nicht in das Steinsdorffsche Haus zurück. Man hatte ihm in der chirurgischen Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses gesagt, daß Doktor Reinhard Volcker das Bewußtsein noch immer nicht wiedererlangt habe, daß seine Verletzung sehr schwer sei und daß nach dem bisherigen Befund wenig Hoffnung bestände, ihn am Leben zu erhalten.

Sich zum Überbringer solcher Mitteilungen zu machen, hatte er bei all seinem soldatischen Mute nicht das Herz.

Der sonnigheiße Julimonat ging zu Ende.

In einem Straßenzimmer der Professor Mörnerschen Privatklinik saß Doktor Reinhard Volcker am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt und mit ernstem Gesicht auf den Klang der ruhigen Mädchenstimme lauschend, die ihm den Inhalt eines Zeitungsblattes vermittelte. Er sah wohl bleicher und schmaler aus als vor seinem verhängnisvollen Besuch in Doktor Gressers Hause, aber es war doch nichts eigentlich Krankhaftes mehr in seinen Zügen. Nur die matte Haltung und die Magerkeit der weiß und durchsichtig gewordenen Hände ließen ihn noch als Leidenden erscheinen.

Digitized by Google

Als die Vorleserin mit einem längeren politischen Artikel zu Ende gekommen war, hob er den Kopf. „Ich danke Ihnen, liebe Marianne! Lassen wir's damit für heute genug sein. Für heute und wohl für lange. Denn, wie ich mir eben ausgerechnet habe, muß morgen Ihr Urlaub abgelaufen sein, den Sie mir so großmütig zum Opfer gebracht haben."

Marianne Langerhans faltete bedächtig die Zeitung zusammen. Leichthin, aber ohne Volcker anzusehen, erwiderte sie: „Es wird keine besonderen Schwierigkeiten haben, ihn um eine oder zwei Wochen verlängern zu lassen. Herr Steinsdorff ist ja in solchen Dingen sehr entgegenkommend."

„Aber ich möchte nicht, daß Sie ihn darum angehen. Es wäre denn, daß Sie die Zugabe nun wirklich zu Ihrer eigenen Erholung verwenden. Daß Sie Ihre Kräfte noch länger für mich aufreiben, gebe ich keinesfalls zu."

„Lassen Sie sich doch nicht auslachen, Reinhard! Daß ich Ihnen ein paar Stunden täglich vorgelesen oder nach Ihrem Diktat geschrieben habe, kann wahrhaftig nicht als eine aufreibende Tätigkeit angesehen werden."

„Sie erlauben, daß ich darüber meine persönliche Meinung habe. Hoffentlich hat man im Steinsdorffschen Hause nichts davon erfahren."

„Und wenn man es erfahren hätte? So kleinlich ist der Kommerzienrat doch wohl nicht, daß er mir daraus einen Vorwurf machen würde."

„Ich weiß nicht, ob man es kleinlich nennen könnte. Sie müssen bedenken, daß alle Beziehungen zwischen ihm und mir abgebrochen sind. Da wäre es schon begreiflich, wenn er dasselbe auch für seine Angestellten

Digitized by Google

wünschte. Und ich würde mir's nie verzeihen, wenn ich durch die Annahme Ihres großen Freundschaftsdienstes auch noch Ihre Stellung gefährdet hätte."

„Sie brauchen nichts zu fürchten. Aber sollte der Bruch, von dem Sie da sprechen, denn wirklich ein ganz unheilbarer sein, Reinhard?"

Er machte eine müde, abwehrende Handbewegung. „Das ist abgetan. Sie wissen, daß ich nicht gern davon rede."

„Ja, ich weiß es. Bis jetzt haben Sie mir's noch jedesmal verboten. Aber habe ich so ganz Ihr freundschaftliches Vertrauen verloren, daß Sie mir nicht einmal mitteilen wollen, weshalb eine Aussöhnung durchaus unmöglich sein sollte?"

„Sie haben mein volles Vertrauen, liebe Marianne, und werden es immer haben. Aber da ist doch im Grunde sehr wenig zu sagen. Von einer Aussöhnung kann wohl nur zwischen Feinden die Rede sein. Klemens Steinsdorff und ich aber — wir sind keine Feinde. Wir sind nur gleichzeitig beide zu der Erkenntnis gekommen, daß ein weiteres gemeinsames Arbeiten unmöglich geworden ist. Das ist alles."

„Nein, es ist noch nicht alles. Sie standen zueinander doch nicht bloß in dem Verhältnis des Arbeitgebers zu seinem Angestellten. Und das, was darüber hinausging, das müßte sich bei einigem guten Willen auf beiden Seiten doch wieder anknüpfen und aufbauen lassen."

Volcker schüttelte den Kopf. „Das ist noch unmöglicher als das andere. Und, wie Sie ganz richtig sagen: es bedürfte dazu vor allem des guten Willens. Der aber ist nicht vorhanden."

„Auch bei Ihnen nicht, Reinhard?"

Digitized by Google

„Auch bei mir nicht. Über die Kluft, die mich von der Vergangenheit scheidet, führt keine Brücke."

„So denken Sie heute, wo Sie verbittert sind. Aber Sie werden nicht immer so denken."

„Haben Sie den Eindruck gewonnen, daß ich verbittert bin? Das täte mir leid; denn es wäre ein großer Irrtum. Ich bin mir nur bewußt, daß ich ein Krüppel bin, der sich nicht unter die Gesunden mengen darf, wenn er nicht gedemütigt und beschämt sein will."

„Ist das nicht Bitterkeit? Und ganz grundlose obendrein? Erstens sind Sie durchaus kein Krüppel —"

„Nicht? Ja, wie nennen Sie es denn, daß ich schwächer und hinfälliger bin als ein Greis?"

„Sie leiden noch unter den Folgen Ihrer kaum geheilten Verletzung. Das ist nur natürlich. Aber Ihr Befinden bessert sich mit jedem Tage, und Sie dürfen mit Sicherheit auf volle Genesung rechnen. Professor Mörner hat es mir erst heute von neuem bestätigt."

„Auf eine Genesung mit gewissen Vorbehalten — darüber bin ich durch die Aufrichtigkeit der Ärzte hinlänglich unterrichtet. Ich gebe gerne zu, daß das immer noch ein großes Glück ist. Und Sie dürfen nicht glauben, daß ich verzweifelt bin, weil das Beste von meinem Leben für immer dahin ist. Aber von den Starken und Vollwertigen trennt es mich immerhin."

„Das ist nicht wahr. Die Werkzeuge, deren Sie für Ihre Lebensarbeit bedürfen, sind nicht Ihre Lunge und Ihre Muskeln. Und Sie sind heute ebenso schaffensstark wie je zuvor."

„Sie sind also der Meinung, die Fähigkeit zur Arbeit reiche hin, ein Leben auszufüllen? Seine Freuden rechnen Sie für nichts?"

„Wo steht geschrieben, daß Sie sie entbehren müßten?

Digitized by Google

Bleibt Ihnen nicht aller Trost des Schönen? Sie werden lieben und geliebt werden. Ist das nicht genug?"

Volcker lächelte. „So verspricht man einem kranken Kinde das Unmögliche, um es zu trösten — nicht wahr? Aber ich bin leider kein Kind mehr, liebe Marianne! Die Blumen, von denen Sie sprechen, haben für mich ausgeblüht."

„Weil Sie zu stolz oder zu hochmütig sind, sich nach ihnen zu bücken. Ich bin überzeugt, daß es Sie nur ein einziges Wort kostet, glücklich zu sein. Und Sie dürfen sich nicht in Ihren Mannestrotz verbeißen. Sie müssen es sprechen."

„Aber ich ahne wahrhaftig nicht, was für ein Wort Sie meinen."

„Das, was Sie vor Gericht gesprochen hätten, wenn Doktor Gresser nicht leider zu früh gestorben wäre. Denn da hätten Sie doch wohl der Wahrheit die Ehre geben müssen, die Sie jetzt aus bloßem Eigensinn wie ein Geheimnis in sich verschließen."

„Wer hätte jetzt noch ein Recht auf diese Wahrheit? Und wer kümmerte sich noch darum? Nachdem die Frau, die der öffentlichen Meinung als meine Mitschuldige gegolten hat, irgendwo im Auslande verschwunden ist, gibt es niemand mehr, dem ich mit einer Auffrischung der begrabenen Skandalgeschichte nützen würde."

„Niemand — außer Ihnen und dem Mädchen, das vielleicht in heißer Sehnsucht auf Ihre Rechtfertigung wartet."

„Ist es Traute Steinsdorff, die Sie meinen?"

„Ja."

„Und worauf gründet sich Ihre Vermutung?"

„Auf meine Kenntnis des Frauenherzens, Reinhard."

Digitized by Google

„Wollen Sie mir einmal ganz ehrlich auf eine seltsame Frage antworten, Marianne?"

„Ich werde immer ehrlich gegen Sie sein."

„So hoffe ich. Also hören Sie: wenn Sie einen Mann liebten, rechtschaffen und mit Ihrem ganzen Herzen, und wenn man Ihnen dann erzählte, dieser Mann habe eine Schlechtigkeit, eine ehrlose Handlung begangen — wenn vielleicht auch der Schein gegen ihn spräche, und alle Welt von seiner Schuld überzeugt wäre — würden Sie dann Ihren Glauben an ihn von seiner Rechtfertigung abhängig machen? Oder träten Sie zu ihm, reichten ihm Ihre Hand und sagten: ‚Sprich kein Wort zu deiner Verteidigung. Ich brauche sie nicht. Ich glaube an dich. Denn ich habe dich lieb.'"

„Kommt es wirklich so sehr darauf an, Reinhard, was ich in solchem Fall tun würde?"

„Sie haben mir eine ehrliche Antwort versprochen. Ich warte darauf."

„Nun ja — so ungefähr würde ich vielleicht sprechen."

„Sagen Sie nicht ‚vielleicht'. Ich hätte Sie gar nicht erst zu fragen brauchen; denn Sie haben es ja schon getan."

In Bestürzung schaute sie auf. „Ich, Reinhard? Wann hätte ich —"

„Nicht mit Worten allerdings. Aber sind Sie nicht zu mir ins Krankenhaus und hierher in die Klinik gekommen, wie wenn nichts geschehen wäre? Haben Sie mir nicht manche dunkle Stunde durch Ihre Gegenwart erhellt? Und haben Sie mir nicht Opfer gebracht, die man keinem bringt, an dem man irre geworden ist? Und für Sie gab es zu alledem nicht einmal einen inneren Zwang; denn ich war Ihnen

Digitized by Google

nichts als ein guter Kamerad. Die aber, an deren Liebe ich glauben sollte, wäre sie mir nicht denselben Beweis ihres Vertrauens schuldig gewesen?"

Marianne hatte ihr Erschrecken überwunden. Seine Worte hatten sie darüber beruhigt, daß sie sich ihm nicht verraten habe. Sie galt ihm noch heute wie in den vergangenen Tagen nur als der gute Kamerad. Und sie grollte sich wegen der Bitterkeit, die in ihr aufsteigen wollte. Hatte sie denn je auf etwas anderes gehofft? Und hatte sie etwas anderes gewollt?

„Sie müssen berücksichtigen, daß Fräulein Steinsdorff wohl nicht in demselben Maße wie ich die freie Herrin ihrer Handlungen ist. Man wird versucht haben, auf sie einzuwirken. Vielleicht wartet sie auf Ihre Hilfe."

„Wie sollte ich ihr helfen? Ich — der Kranke, Geächtete? Nein, Marianne, meine Liebe zu Traute Steinsdorff ist ein verwehter Traum. Verweht und zerstoben wie alles andere, was ich hinter mir gelassen habe. Ich habe früher oft geringschätzig gelächelt, wenn dieser oder jener das Schicksal verantwortlich machen wollte für den jämmerlichen Zusammenbruch seines Lebensgebäudes. Ich war auch einer von denen, die auf die unverbrüchliche Wahrheit des Wortes schworen: sein Schicksal schafft sich selbst der Mann. Aber ich bin dessen heute nicht mehr so ganz sicher. Es muß doch herzlich unbedeutend gewesen sein, was ich mir geschaffen zu haben meinte, da es an einem Nichts in Trümmer gehen konnte, an einer Lächerlichkeit — dem Hauch eines Mundes — an der törichten, sündigen Laune einer Frau! Und ich glaubte mich meinem Ziel so nah. Alle Mittel, Gutes zu wirken, standen mir zur Verfügung, alle Wege zum Höchsten waren mir ge-

Digitized by Google

öffnet. Da fiel ein unbedachtes Wort, ein voreiliger Schuß — und nun? Was ist von all meiner Herrlichkeit geblieben? Da sitze ich als ein Überflüssiger, Nutzloser, für den kein Platz mehr ist am Webstuhl der Zeit. Ich habe kein höchstes Ziel mehr. Und wenn ich es hätte, meine schwachen Füße würden doch den Weg zu ihm nimmermehr finden können."

Er hatte nicht bemerkt, daß Marianne aufgestanden und an seine Seite getreten war. Da er plötzlich ihre Hand auf seiner Schulter fühlte, schrak er ein wenig zusammen.

„Vielleicht brauchen Sie nur einen Stab, Reinhard, oder ein getreulich führendes Hündchen, um ihn zu finden."

„Das heißt: Sie wollten mir dies getreue Hündchen sein, Marianne?"

„Ja, ich will es. Und es wäre der größte Schmerz meines Lebens, wenn Sie mich zurückwiesen. Lassen Sie mich Ihre Vorleserin und Sekretärin bleiben. Für alle Zukunft, Reinhard — oder doch so lange, bis Sie eine bessere Gehilfin gefunden haben."

Volcker griff nach ihrer Hand und hielt sie mit festem Druck umschlossen. „Sie sind ein wackeres Mädchen, Marianne, ein wahrhaft guter Kamerad! Den Schmerz der Zurückweisung aber, von dem Sie sprechen, kann ich Ihnen nicht ersparen. Ganz abgesehen von dem schlechten Tausch, den Sie mit solchem Wechsel Ihrer Tätigkeit machen würden, und von vielem anderen — haben Sie denn gar nicht bedacht, daß ich jetzt ein armer Mann bin, nach der Aufzehrung meiner kleinen Ersparnisse vielleicht ein Bettler. Wer sich von mir abhängig machte, müßte wahrscheinlich ein böses Hungerleben führen. Und für so gewissenlos, daß ich

Digitized by Google

auf diese Aussichten hin einen Vertrag eingehen könnte, halten Sie mich doch wohl nicht."

Ihr Atem ging rasch, und ein Erröten glitt über ihr ernstes Gesicht. Ein Wort, vielleicht gewichtig genug, alle seine Bedenken niederzuschlagen, wollte sich auf ihre Lippen drängen. Aber ehe sie noch den letzten inneren Widerstand überwunden, schloß ihr das Eingreifen des Zufalls den Mund. Einer der Bediensteten der Klinik trat ein, um Reinhard Volcker einen Besuch zu melden. Halblaut las der Genesende von der überreichten Karte ab:

„Doktor Theodor Waltemath!" Und kopfschüttelnd sagte er: „Das ist der Chefredakteur des ‚Tageblattes'. Ich verstehe nicht, was ihn zu mir führen kann. Unsere persönlichen Beziehungen waren zu oberflächlich, als daß er sich gedrängt fühlen könnte, mir einen Beweis freundschaftlicher Teilnahme zu geben. — Warum haben Sie übrigens dem Herrn nicht wie jedem anderen gesagt, daß ich noch nicht imstande bin, Besuche zu empfangen?"

„Es war mir nicht bekannt, daß der Herr Doktor eine solche Anweisung gegeben haben," entschuldigte sich der Diener.

Marianne aber drängte: „Sie dürfen ihn auf keinen Fall abweisen lassen, Reinhard! Es ist hohe Zeit, daß Sie den Verkehr mit der Außenwelt wieder aufnehmen. Bis auf die kleine körperliche Schwäche fehlt Ihnen doch nichts mehr."

Ihr Eifer schien ihn fast zu belustigen. „Wenn Sie mich so kategorisch für gesund erklären, darf ich wohl nicht widersprechen." Er gab dem Diener einen zustimmenden Wink.

Hastig fragte Marianne: „Ich darf also morgen

Digitized by Google

wiederkommen, wenn — wenn mir mein Urlaub verlängert wird?"

„Nein," entschied er mit Bestimmtheit. „Sie haben ja schon gehört, wie ich darüber denke. Ihre Zukunft ist noch zu lang, als daß sie durch Ihre Freundschaft für mich auch nur im mindesten gefährdet werden dürfte."

Sie preßte für einen Moment die Lippen zusammen; dann, als hätte sie sich nunmehr mit der schroffen Ablehnung abgefunden, sagte sie: „Aber am Sonntag — nicht wahr, am Sonntag werden Sie mir Ihre Tür nicht verschließen?"

„Gewiß nicht, liebe Marianne, wenn Sie schon mit Ihrer freien Zeit gar nichts Besseres anzufangen wissen, als meine grämliche Einsamkeit zu teilen."

Doktor Waltemath erschien auf der Schwelle, und Marianne ging. Der Blick, den sie mit dem Eintretenden tauschte, war wie ein Zeichen geheimen Einverständnisses.

Aber Reinhard Volcker sah ihn nicht. — —

In hochsommerlicher Pracht war der Sonntag angebrochen; aber es war nicht ein Sonntag wie jeder andere im Jahr. Die Sonne lachte an einem strahlend blauen Himmel; und doch hatte jeder der ungezählten Tausende, die heute die Straßen der Stadt durchfluteten, die Empfindung, daß binnen kurzem aus Osten und Westen, aus Norden und Süden düster geballte Wolken aufsteigen würden, ihren Glanz zu verhüllen. Aber es war nichts von banger Gewitterfurcht in den Mienen der Menschen. Es war in ihnen vielmehr wie ein Leuchten hochgespannter Erwartung und tiefinnerer Begeisterung. An den Straßenecken, wo die Zeitungen ihre neuesten Telegramme anschlugen, staute sich der Verkehr. Da mußten

Digitized by Google

die Vorderen mit lauter Stimme vorlesen, damit die Hintenstehenden, die umsonst ihre Hälse reckten, nicht allzu lang auf die bedeutsame Kunde zu harren hatten. Ein Schweigen erst war in den Haufen, ein Gemurmel dann, und zuletzt — einen gab's immer, dem sich der befreiende Ruf auf die Lippen drängte — ein volltönendes, furchtloses, kampfmutiges: Hurra! Und der Strom wälzte sich weiter, Greise und Jünglinge, Männer und Frauen — solche, die des Krieges Schrecken wie des Krieges Herrlichkeit in jungen Jahren mit eigenen Augen gesehen, und solche, die nur aus Liedern und Heldenbüchern vom männermordenden Kampfe wußten. Auch Mütter und Bräute am Arm des geliebtesten Menschen mit der Gewißheit, ihn morgen oder übermorgen dahingeben zu müssen an die dreimal heilige Pflicht, das frevelhaft bedrohte Vaterland zu schirmen. Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Freunde und Widersacher — alle, alle im buntesten Gemisch, aber wie zusammengeschmiedet zu einem einzigen festen Ganzen, darin nur ein Gedanke lebendig war, nur ein Herzschlag pulste: Deutschland! Kein Toben entfesselter Leidenschaft wurde aber laut, kein höhnendes Schwelgen in vorschneller Siegesgewißheit — nur wie ein gewaltiges Atemholen war es, wie ein Zucken der Faust nach dem Schwertgriff oder ein Aufrecken der Hand zum unverbrüchlichen Eidschwur der Treue. Das Größte aber und Köstlichste, das Unverwischbare und Unvergeßliche dieser Stunden waren die heiligen Schauer der Liebe, die alle Herzen erbeben machten — der Liebe eines jeglichen zu seinem Volke und seinem Lande, der Liebe, die Not und Tod nicht fürchtet und für die es keine Enttäuschung gibt, weil sie ihren Lohn vorweg hat. —

Digitized by Google

Am offenen Fenster seines Zimmers in der Klinik stand Doktor Reinhard Volcker, nicht straff und stark wie in den sonnigen Tagen seiner blühenden Jugendkraft, aber mit glücklichem Gesicht und leuchtenden Augen. Er hatte sich noch nicht unter die bewegte Menge mischen können, aber er wußte jeden der hundertstimmig zu ihm heraufdringenden Laute zu deuten.

Jetzt zog eine Schar junger Leute die Straße herauf, und sie sangen mit hellen Stimmen das Lied von der ehernen Wacht am Rhein. Da drehte sich Volcker nach dem hinter ihm Stehenden um und sagte: „Wie glücklich mußt du heute sein, Bruno — wie froh und stolz! Mit solchem Marschlied gegen den Feind zu reiten, Schöneres ist ja doch nicht auszudenken für einen Mann."

Der Oberleutnant v. Heldringen, der die blaue Dragoneruniform schon mit dem schlichten feldgrauen Kriegsgewand vertauscht hatte, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Darin hast du schon recht, mein Alter! Aber wer weiß, ob du nicht auch noch hinaus kannst. Es muß doch nicht gerade heute oder morgen sein. Wenn es mit deiner Gesundheit weiterhin so gut vorwärts geht wie bisher —"

Der Trost kam etwas unsicher heraus. Und nun, auf Volckers Kopfschütteln hin, verstummte er ganz. „Nein, solche Hoffnung gibt es für mich nicht mehr; ich habe ein für allemal aufgehört, ein waffenfähiger Mann zu sein. Als du die erste große Stunde deines Lebens hattest, schlug für das meine die bitterste und schwerste. Jetzt, da sie überwunden ist, kann ich's wohl gestehen, daß ich in der letzten Nacht über meine klägliche Ohnmacht geweint habe wie ein Kind, dem man sein Allerliebstes genommen. Und daß ich dem schlechten

Digitized by Google

Schützen geflucht habe, weil seine Kugel mich nicht ins Leben getroffen. Aber das ist vorbei. Was ich heute an diesem Fenster erlebte, hat mich von Kleinmut und Verzweiflung geheilt. Für immer. Denn jetzt habe ich wieder ein Ziel — ein höchstes, um mit dem unglücklichen Gresser zu reden. Mein Pfad geht wieder aufwärts. Es ist dafür gesorgt, daß mich nicht schon vor dem Einbruch meiner Nacht die Wanderlust verläßt. Denn es wird immer noch ein Stück steilen Weges vor mir liegen und eine unerfüllte große Hoffnung."

„Das ist wunderschön, Doktor; aber — halte es meinem beschränkten Leutnantsverstande zugute — doch etwas zu poetisch, um mir vollständig klar zu sein. Und ich hätte so gerne etwas Bestimmtes über deine Zukunftspläne gehört."

Mit ausgestrecktem Arm deutete Volcker auf das bewegte Straßenbild hinab. „Hörst du, was da unten rauscht, Heldringen? Es ist der Flügelschlag der Begeisterung, wirst du sagen. Und damit hättest du sicherlich recht. Aber ich meine, noch etwas anderes zu vernehmen, etwas viel Schöneres und Verheißungsvolleres. Ich höre das Sturmeswehen eines neuen deutschen Frühlings, das ferne Glockentönen, das eine bessere, größere Zeit einläutet als die, in der wir erwuchsen. In dieser Stunde hoher Begeisterung und wunderbarer Erhebung sind wir ihrer wert. Aber es gilt, daß wir ihrer würdig bleiben, auch wenn die Begeisterung verflogen ist und auf die große Festzeit der Seelen wieder der nüchterne Alltag folgt. Wir werden ihn ja nicht in seiner ganzen Herrlichkeit lebendig erhalten können, aber von diesem Geiste in die Zukunft hinüber zu retten, was immer zu retten ist, das ist eine Aufgabe, würdig des höchsten Krafteinsatzes. Bessere und Stärkere als ich werden auf

Digitized by Google

den Plan treten müssen, diese Aufgabe zu erfüllen. Aber wenn ich auch nicht zum Baumeister berufen bin, einer von den Bauleuten kann ich immerhin sein. Heute erst habe ich ganz verstehen gelernt, was Doktor Waltemath meinte, als er mir vor wenig Tagen sagte: ‚Nicht nur während eines Krieges, sondern noch vielmehr nach seiner Beendigung wird die deutsche Presse eine gewaltige Probe zu bestehen haben auf ihren Wert als bedeutsamer Faktor im öffentlichen Leben unseres Volkes. Und niemals hat sie der aufrechten, redlichen, selbstlosen Männer dringender bedurft. Denn sie wird ihren Beruf fortan in einem höheren Sinne auffassen müssen als in der Bestimmung, ein Echo der gerade herrschenden Tagesmeinung oder gar ein Sprachrohr eigensüchtiger egoistischer Parteiwünsche zu sein. Nicht zur willfährigen Magd der Öffentlichkeit, sondern zu ihrem unbestechlichen Gewissen muß sie werden, wenn sie der Ehrenpflicht Genüge tun will, die ihre ungeheuren Machtmittel ihr auferlegen. Wenn sich nach dem Verebben der hochgehenden Begeisterungswogen das Kleinliche und Häßliche wieder hervorwagen will, das Zersetzende und Trennende, das Undeutsche und Scheelsüchtige, dann soll es zu allererst die deutsche Presse sein, die mit flammendem Wort dareinfährt, wie jetzt unsere Krieger mit flammendem Schwert dareinfahren werden in den äußeren Feind.‘ — Diesen Hüterdienst getreulich zu versehen, vielleicht sogar in einer der vordersten Reihen, ist das nicht auch so etwas wie ein soldatischer Beruf, Heldringen?“

„Das will ich meinen. Du willst also ganz und ausschließlich zum Tagesschriftsteller werden, Doktor?“

„Ja. Doktor Waltemath, der Chefredakteur des ‚Tageblattes‘, unserer größten und wohl angesehensten

Digitized by Google

Zeitung, hat mich vor einigen Tagen aufgesucht, um mir einen Posten anzutragen, der zwar große Verantwortlichkeit mit sich bringt, mir aber auf der anderen Seite ein hohes Maß von Selbständigkeit gewährt. Einen Tag hatte ich mir Bedenkzeit ausgebeten. Jetzt aber bin ich mit heißer Freude bereit, ihn anzunehmen; denn die Furcht, daß mein körperliches Gebrechen mich hindern könnte, der übernommenen Aufgabe in ihrem ganzen Umfange gerecht zu werden — jetzt hält sie mich nicht mehr zurück. Jetzt sehe ich mein großes, herrliches, mein höchstes Ziel. Und ich weiß, daß ich den Weg zu ihm nicht verfehlen werde."

„Dessen bin ich gewiß. Und ich wünsche dir von ganzem Herzen Glück auf die Bahn, Volcker."

„Meinen Dank, du Lieber und Treuer! Und, da wir einmal von meinen Zukunftsplänen reden: es macht mich ganz besonders glücklich, daß ich nun vielleicht auch von einer einflußreicheren Stelle aus als es meine Monatsschrift war, für die Verwirklichung meines Lieblingsgedankens tätig sein kann, für die Schaffung eines neuen Heimstättengesetzes, dessen Segnungen nun natürlich vor allen anderen denen zugute kommen müssen, die jetzt hinausziehen, um Haus und Herd ihrer deutschen Stammesbrüder zu schirmen. Jedem von ihnen sollte nach seiner Wiederkehr die Möglichkeit gewährt sein, für sich und seine Familie ein Stück deutscher Heimaterde zu erwerben, auf dem er sich als freier Herr auf eigener Scholle fühlen und auf dem er seine Kinder zu gesunden, vollkräftigen Menschen erziehen kann."

„Das sind beinahe dieselben Worte, deren sich gestern mein Onkel Kommerzienrat bediente," sagte der Oberleutnant in unverhohlener Freude. „Dafür, daß dieser schöne Gedanke Wirklichkeit werde, will ja auch er seine

Digitized by Google

ganze Kraft einsetzen. Und so gibt es die allerbesten Aussichten, daß das Streben nach dem gemeinsamen Ziel euch wieder zusammenführt."

„Wohl möglich — wenn auch sicherlich in einem anderen Sinne, als ich ihn aus deinen Worten herauszuhören glaube. Als Gesinnungsgenossen werden wir gewiß überall, wo es um der Sache willen nottut, Schulter an Schulter stehen. Unsere persönlichen Beziehungen aber werden darum doch niemals andere werden, als sie es heute sind. Ein bloßer Verdacht, der Schein eines von mir begangenen Unrechts, war hinreichend, Klemens Steinsdorff von mir zu trennen. Und das in einem Augenblick, wo ich sein Vertrauen für unerschütterlich halten mußte. Dadurch ist er in meinen Augen nicht kleiner geworden, und meine dankbare Verehrung seiner prächtigen Charaktereigenschaften hat keine wesentliche Einbuße erlitten. Die Vorstellung aber, ihm je wieder persönlich nahe zu stehen, ist für mich unausdenkbar und — um ganz ehrlich zu sein, Bruno — auch wenig verlockend geworden."

Der Dragoner machte ein etwas verlegenes Gesicht. „Na ja, das ist schließlich zu verstehen. Aber es handelte sich für dich doch wohl nicht um Klemens Steinsdorff allein. Und mit — mit dem anderen kannst du unmöglich so leicht fertig werden wie mit deinem Verhältnis zu meinem Onkel."

„Ich ahne, was du meinst; aber davon wollen wir nicht sprechen."

„Und wenn ich hauptsächlich deswegen hier wäre, Volcker? — Sieh, mein Alter, es hat mich ja natürlich auch gedrängt, dich nach jener dummen Geschichte vor meiner Ausreise gen Osten noch einmal zu sehen. Aber nachdem ich vor deiner Türe im Verlauf der letzten

Digitized by Google

zwei Monate dreimal abgewiesen worden war, würde ich dies Verlangen doch vielleicht unterdrückt haben, wenn nicht noch jenes Unausgesprochene zwischen uns wäre. Du selbst warst es, der mich zuletzt um eine Unterredung in wichtiger Angelegenheit ersuchte. Sie konnte damals infolge höherer Gewalt nicht stattfinden; heute aber stehe ich zur Verfügung."

„Die Angelegenheit, um die es sich handeln sollte, hat inzwischen auf andere Art ihre Erledigung gefunden. Wenn du so scharfsinnig warst, den Anlaß meiner damaligen Bitte zu erraten, weißt du ja auch das."

„Mmmm — ja! Aber was für dich erledigt ist, braucht es darum doch nicht auch für mich zu sein. Vielleicht sind eben nur inzwischen die Rollen vertauscht worden, die wir bei jener Unterredung wahrscheinlich gespielt hätten. Wollen wir nicht ganz ehrlich sein, lieber Volcker — so ehrlich, wie sich's unter Freunden geziemt? Wenn man vor einem Abschied steht gleich dem unserigen, geht man um eine Sache, die einem am Herzen liegt, nicht so ängstlich herum wie die Katz' um den heißen Brei."

„So sprich doch, Liebster! Ich habe gewiß nicht die Absicht, dir etwas zu verheimlichen."

„Also klipp und klar: du wolltest mir damals deine Liebe zu Traute bekennen und wolltest mich zu einem Verzicht auffordern?"

„Ich wollte die Entscheidung in deine Hand legen, Bruno! Nicht als ein Verräter an unserer Freundschaft hätte ich vor dir gestanden."

„Weiß ich ja, Menschlein, weiß ich ja ganz genau. Ich habe dich doch gekannt. Und meine Gesinnung ist, Gott sei Dank, nicht so schwächlich, daß ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit irre werde an meinen Freunden."

Digitized by Google

„Ein gutes Wort, Heldringen — ein Wort, für das ich in deiner Schuld bleibe."

„Ach, das ist doch nur selbstverständlich. Und nun liegen die Dinge so, daß wir eigentlich den Spieß umkehren müssen. Jetzt bin ich es, der so etwas wie einen Verzicht von dir erbittet."

Volcker blieb ganz ruhig. Daß es in seinem Gesicht ein wenig zuckte, konnte er freilich nicht verhindern. „Aus dem Munde eines anderen dürfte ich das wohl für Spott nehmen. Davor bist du nun freilich sicher. Und ich will dir so antworten, als wenn hier wirklich noch von einem Verzicht oder dergleichen die Rede sein könnte. Es gab außer dir noch einen Menschen auf Erden, Bruno, der es aufrichtig gut mit mir meinte — einen armen, unglücklichen Mann, der sich's gewiß nicht hatte träumen lassen, daß er noch mal dazu käme, mich halb lahm zu schießen. Der hat mir neben anderen auch einen Rat gegeben, der sich auf die Frauen und auf die Liebe bezog. ‚Machen Sie die Liebe zum Schmuck Ihres Lebens,' sagte er, ‚aber machen Sie sie nicht zu seinem Inhalt und seinem Zweck.' Den Rat gedenke ich zu befolgen. Mit der kleinen Abänderung, daß ich auch auf den Schmuck verzichte. Ich will von nun an nichts als ein Kämpfer sein. Und einen Harnisch schmückt man nicht mit Rosen. Das ist dir Antwort genug — nicht wahr? Und du zweifelst nicht an meiner Aufrichtigkeit, wenn ich hinzufüge: ich beglückwünsche dich aus tiefster Seele."

„Zu früh, lieber Volcker, zu früh! So weit sind wir noch lange nicht. Was da neuerdings in einem gewissen Mädchenherzen für mich aufzukeimen scheint, ist bis jetzt ein recht zartes Pflänzchen, das sehr sorgfältig und behutsam gepflegt werden muß, ehe es die von dir erwähnten Rosen trägt. Außerdem: ich ziehe morgen

Digitized by Google

gegen die Russen. Und das Reiterlied vom leuchtenden Morgenrot ist dir ja nicht fremd. Aber gerade in Anbetracht der Möglichkeiten, von denen in diesem schönen Liede die Rede ist, nimmt ein rechter Soldat gerne ein reines Gewissen mit in den Sattel und eine süße Hoffnung. Deshalb wollte ich nicht gehen, ohne daß wir uns ausgesprochen hatten. Und deshalb bin ich von Herzen froh, daß wir's getan. Also: ob wir uns nun hier unten wiedersehen oder da oben — wir werden uns immer als die alten Getreuen die Hände schütteln, nicht wahr?"

„Immer, Bruno, immer!"

„Und wenn ich heute zum letztenmal vor dem Ausmarsch mit Traute rede, soll ich ihr nichts von dir ausrichten?"

„Nichts. Sie wird mich als eine der holdesten Erinnerungen durch mein ferneres Leben begleiten; als lebendiges Wesen aber ist sie für mich nicht mehr vorhanden."

„Na, wie du willst. Am Ende ist's so ja auch am besten."

Noch ein letzter Händedruck, und das leise Sporenklirren verklang draußen auf dem Gange. — — —

Eine halbe Stunde später kam Marianne Langerhans, den Freund zu besuchen. Sie kam mit bangem Herzen, denn Doktor Waltemath hatte ihr gesagt, daß Volcker sich eine Bedenkzeit für die Annahme oder Ablehnung seines Vorschlages ausgebeten habe. Es war nicht Mangel an Verschwiegenheit, daß er sich mit ihr darüber unterhielt; denn sie hatte ihm ja den Gedanken an die Berufung des Schriftstellers nahegelegt und alle Bedenken wegen seines Gesundheitszustandes zerstreut. Darüber, daß Reinhard Volcker niemals etwas von ihrem Freundschaftsdienst erführe, war sie durch das Wort des Chefredakteurs beruhigt.

Ihr Herz klopfte schneller, als sie auf den noch

Digitized by Google

immer am Fenster Stehenden zutrat; aber wie sie dann in sein gleichsam verklärtes Gesicht sah, wußte sie, daß das Spiel gewonnen sei. Sie ließ es mit einem frohen Lächeln geschehen, daß er ihr voll freudigen Stolzes von der Veränderung in seinem Leben und von der vor ihm liegenden Tätigkeit erzählte, und erst, nachdem er alles ausgesprochen hatte, davon seine Seele voll war, fragte sie leise: „Und nun, da Sie Ihr Hündchen nicht mehr hungern lassen müssen, werden Sie es nun in Ihren Dienst nehmen, Reinhard?"

„Aber es geht doch nicht, Marianne — es bliebe doch noch immer ganz unverantwortlich. Eine Stellung wie die im Hause Steinsdorff kann Ihnen sonst niemand bieten, weder ich, noch ein anderer nach mir."

„Und wenn ich sie nun gar nicht mehr inne hätte, diese unvergleichliche Stellung? Haben Sie wirklich geglaubt, Reinhard, ich würde noch länger das Brot derer essen, die Sie verrieten? Schon als ich zum erstenmal zu Ihnen ins Krankenhaus kam, hatte ich meinen Vertrag gelöst. Und wenn Sie mich nun zurückweisen, dann — ja, dann wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als mich wieder um den Posten einer Sekretärin bei Herrn Heinrich Marx zu bewerben."

Reinhard Volcker erwiderte nichts. Er hatte sich leicht auf Mariannes Schulter gestützt, und nach einer geraumen Weile erst murmelte er in tiefer Bewegung:

„Ich hab' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit — —"

Und da erlebte die Enkelin des alten Wolter ihres entsagungsvollen Daseins köstlichsten Augenblick.

Ende.

Digitized by Google

Das Schwäbische Meer

Eine historisch-geographische Studie von Dr. J. Wiese

Mit 9 Bildern

Wer auf einem der gut ausgerüsteten Dampfer des Bodensees in friedlichen Zeiten auch nur eine Tagesfahrt gemacht hat, dem ging wohl das Verständnis dafür auf, daß diese tiefgründige Scheidewand zwischen verschiedenen Staaten ein echt deutsches Wasser ist, dem der Name „Schwäbisches Meer" wohl ansteht.

Fünf Staaten schließen es ein. Das ganze Südufer gehört der Schweiz; die schneebedeckten Häupter der Alpen ragen hoch über die Uferhügel, mit denen die vorgeschobene schweizer Hochebene sich zum See herabsenkt. Im Norden lagert sich weithin die fruchtbare schwäbisch-bayerische Hochebene, zu der der breitere württembergische und der schmälere bayerische Uferanteil gehören. Während im Nordwesten das Großherzogtum Baden mit den letzten Ausläufern des Schwarzwaldes, den burggekrönten Kuppen des Hegaus, herantritt, gehen die welligen Bildungen des bayerischen Gebietes, die letzten Ausläufer des Allgäus, in das österreichische Gebiet hinüber, das den See im Osten mit tausend Meter hohen Bergen begrenzt. Hart, nur einen schmalen Raum für Straße und Schienenweg frei lassend, schieben sie sich an die gerundete Bucht heran.

Wo immer das Auge über den klaren Wasserspiegel hingleiten mag, erfreuen es liebliche Ufer, sonnige Inseln von mannshohem Schilf umrauscht, freundliche Dörfer und Städte. Was könnten die nicht alles erzählen!

Zur Eiszeit beherrschte, nach den von der Ostschweiz bis weit nach Oberschwaben vereinzelt stehenden erratischen Blöcken zu schließen, die gesamte Bodenseegegend der mächtige Rheintalgletscher. Der füllte das ganze Bodenseebecken aus in der Richtung des heutigen Rheines, nordwärts sich hinziehend zwischen den Balfrieser Bergen und der Säntisgruppe im Westen und den Vorarlberger Alpen im Osten, und erreichte in seinem Hauptzuge in der Richtung auf Ravensburg zu das heutige Waldburg. Fächerartig entsandte er seine Nebenzüge.

Ein annäherndes Bild der damaligen Formation bietet sich

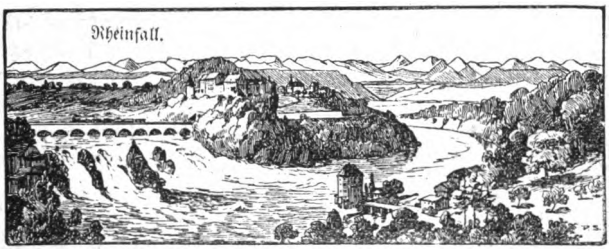
Digitized by Google

manchmal bei einem Morgenspaziergang auf den Gebhardsberg, wenn über einem der weite Himmel blaut und zu Füßen ein wogendes Nebelmeer das ganze Rheintal mit undurchdringlichen Schleiern füllt, aus denen etwa nur die Häupter der Staufenspitze, der Drei Schwestern und der Säntisgruppe und in weiter Ferne in magischem Lichte die Gletscherfelder der Scesaplana emporragen. Denkt man sich an Stelle des Nebels gewaltige Eismassen, so hat man einen Abglanz des Bildes, das die Bodenseegegend vor vielen hunderttausend Jahren geboten haben mag.

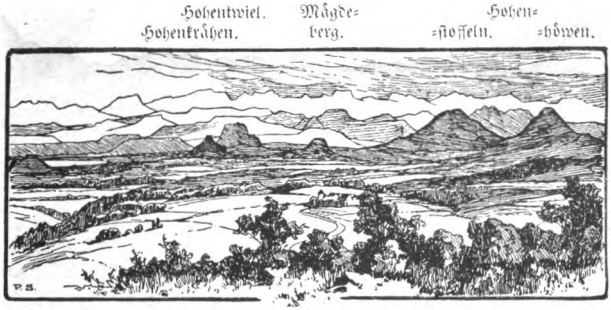
Nach den Studien Viktor Lehnerts, des trefflichen Bodenseeforschers, ist Strabo der erste Geograph, der des Bodensees, zwischen den Quellen der Donau und des Rheins, gedenkt und ihm einen Umfang von 300 und eine Breite von 200 Stadien gibt. Pomponius Mela, 40 nach Christo, spricht in seiner Weltbeschreibung von zwei Seen, dem Lacus Venetus, vermutlich der heutige Obersee, und dem Lacus Acronius, wahrscheinlich der heutige Untersee, in die sich der aus den Alpen kommende Rhein ergießt. Plinius, 70 nach Christo, erwähnt einen Lacus Raetiae Brigantinus. Später finden wir noch in Amminians Werken eine Stelle, die G. Schwab mit den Worten übersetzt: „Zwischen den Klüften der höchsten Berge entspringt der Rhein mit gewaltigem Stoß, bahnt sich über abschüssige Klippen ein Bett ohne Zuwachs fremder Wasser und strömt hin mit stürzendem Falle wie der Nil durch seine Katarakte. Und er könnte vom Ursprung an beschifft werden, da er Überfluß an eigenem Wasser hat, wenn er nicht einem Rennenden (ruenti) ähnlicher dahinliefe als einem Fließenden. Und schon ins Freie hinausgetreten und die tiefen Spaltungen seiner Ufer bespülend, tritt er in einen runden und ungeheuren See ein (Brigantina nennt ihn der anwohnende Rätier), der 460 Stadien lang ist und fast in gleicher Breite sich ergießt; unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder; außer, wo seine alte, nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt hat, denn die Natur der Öden und des Himmels Unfreundlichkeit streiten wider die Barbaren. Durch diesen Sumpf bricht der Strom brausend mit

Digitized by Google

schäumenden Wirbeln, wandelt rasch durch die träge Ruhe seiner Gewässer und durchschneidet sie wie mit einer scharfbegrenzten Fläche; und wie ein durch ewige Zwietracht von ihm getrenntes



Element löst er sich wieder vom See mit nicht vermehrtem und nicht vermindertem Strome, mit ganzem Strome und ganzen Kräften, und auch ferner keine Ansteckung erleidend, taucht er sich in des Ozeans innerste Tiefe. Und was gar wunderlich ist, das ruhende Gewässer des Sees wird von dem raschen Durch-



gange nicht bewegt, und der eilende Fluß von dem unter ihm schwimmenden Schlamm nicht aufgehalten. Beider Stoff vereinigt und vermengt sich nicht, und lehrte nicht der Anblick, daß es wirklich so geschähe, so würde man glauben, keine Gewalt sollte die beiden voneinander ferne halten können."

Im Jahre 800 wird der Bodensee nach der Pfalz „Bodana"

Digitized by Google

der fränkischen Könige als Lacus Podamicus genannt. Die Zimmerische Chronik erwähnt ihn als „Schwäbisches Meer", und erst die mittelhochdeutschen Dichter und Minnesänger besingen ihn als Bodan- oder Bodensee.

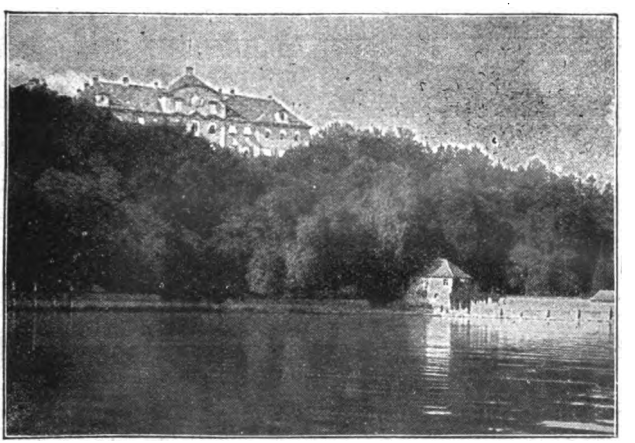
Im Jahre 14 vor Christo kamen die Römer das erstemal bis an die Ufer des Bodensees, als sie die besiegten Rätier und Vindelizier, die in Oberitalien eingebrochen waren, verfolgten und ihnen zwischen Lustenau und Dornbirn eine entscheidende Schlacht lieferten. Die Bodenseegegend, die nun ein Teil der römischen Provinz Rätien wurde, stand über 400 Jahre unter Roms Herrschaft. Zuerst entstand Brigantium, das heutige Bregenz, dann breiteten sich die römischen Ansiedlungen gegen den Westen des Sees aus. Daß Brigantium für die Römer von hoher militärischer und handelspolitischer Bedeutung war, da es einen Paß von der oberen Donau in das rätische Rheintal, also unmittelbar eine Straße nach Italien beherrschte, und daß sein antiker Beiname „Schlüssel des Rheintales" schon damals zu Recht bestand, zeigt die Anlage der Heeres- und Handelsstraßen. In Brigantium mündeten die Straßenzüge nach Süden über Chur und den Splügenpaß, nach Westen in die heutige Schweiz und nach Norden über Kempten nach Augusta Vindelicorum, dem heutigen Augsburg, der Hauptstadt Vindeliziens. Den letzten Sieg erfochten die römischen Legionen über den alemannischen Stamm der Lentienser im Jahre 355, wiederum zwischen Lustenau und Dornbirn.

Es kamen die Zeiten, in denen die römische Herrschaft in Germanien gebrochen wurde. Die Völkerwanderung zertrümmerte das Weströmische Reich, und germanische Völkerstämme, zuerst die Alemannen, ergriffen Besitz von ihrem natürlichen Erbe, den Ufern des Bodensees. Später unter fränkischer, ostgotischer, dann wieder unter fränkischer Herrschaft wurden endlich diese Landesteile, 843 nach Christo, dem Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation einverleibt.

Was die geographische Lage des Bodensees angeht, so müssen wir berücksichtigen, daß man unter seinem Namen die beiden

Digitized by Google

Seen versteht, die, vom Rhein durchströmt, beziehungsweise durch den etwa zwei Kilometer langen Lauf dieses Stromes zwischen Konstanz und Gottlieben miteinander verbunden, in früheren geologischen Perioden auch ein einziges Seebecken gebildet haben. Diese beiden Seen sind der Obersee mit einer Länge von 44, einer Breite von 20 Kilometern von Bregenz bis Konstanz mit der Insel Lindau, und der Untere oder Zeller-



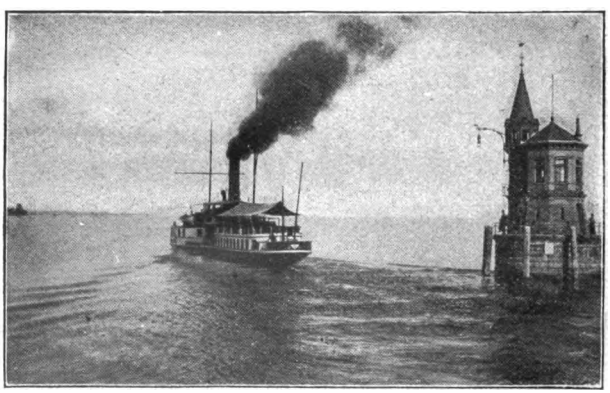
Schloß Mainau.

see mit der Insel Reichenau. Nach Nordwesten zweigt sich der Überlinger See mit der Insel Mainau ab. Verteilt man die Seefläche unter die jetzigen fünf Uferstaaten in der Weise, daß man von der Mittellinie des Sees auf die Grenzpunkte der jeweiligen Uferstrecken senkrechte Linien zieht, so ergeben sich als Anteilmaße für

Österreich	61,5	Quadratkilometer	= 12 Prozent
Bayern	30,0	„	= 6 „
Württemberg . . .	103,5	„	= 19 „
Baden	159,0	„	= 30 „
die Schweiz . . .	174,3	„	= 33 „

Digitized by Google

Nach den neuen Messungen beträgt die Linie Bregenz—Stein 76,1 Kilometer, Bregenz—Ludwigshafen 76,3 Kilometer, Bregenz—Konstanz 50,1 Kilometer. Die Breite mißt auf den die Hauptlängenachse rechtwinklig schneidenden Linien in der Bregenzer Bucht zwischen Kloster Mehrerau und dem Dorf Lochau 3 Kilometer, zwischen dem innersten Punkt der Fussacher Bucht und dem bayerischen Ufer in der Richtung nach dem Dorf Rickenbach 8 Kilometer, zwischen Rorschach und dem württem-

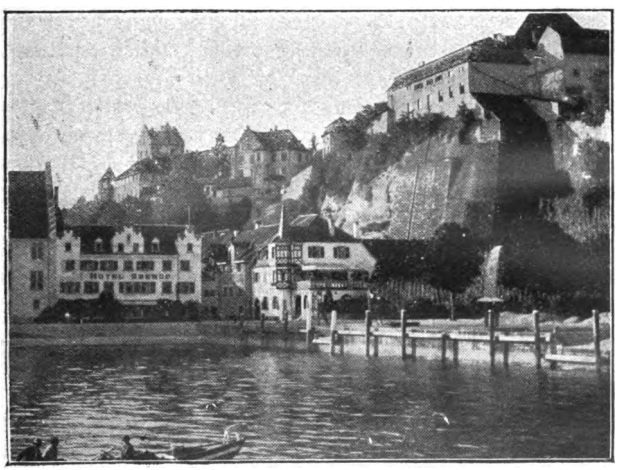


Konstanz. Leuchtturm mit ausfahrendem Dampfer.

bergischen Ufer in der Richtung auf das Dorf Hemigkofen 13,7 Kilometer, zwischen dem Schweizer Ufer nordöstlich von Neukirch in Egnach und der Mündung der Friedrichshafener Ach 14 Kilometer, zwischen Utwyl und dem württembergischen Ufer südöstlich von Fischbach 10,3 Kilometer, zwischen Münsterlingen und Meersburg 7,3 Kilometer. Der Überlinger See ist an seinem Anfang zwischen Meersburg und dem Eichhorn 5 Kilometer, zwischen Unteruhldingen und dem Südufer der Bucht zwischen der Insel Mainau und dem Dorf Litzelstetten 4,3 Kilometer, und von der Verengung zwischen Nußdorf und Dingelsdorf an durchschnittlich 3 Kilometer breit. Die Konstanzer Bucht hat eine mittlere Breite von 2 Kilometern. Der

Digitized by Google

sehr unregelmäßig gestaltete Untersee ist oberhalb der Insel Reichenau zwischen dem schweizerischen und badischen Ufer bis 3,5 Kilometer breit, die beiden Seearme südlich und nördlich der Reichenau erreichen 2 Kilometer, die größte Breite des offenen Sees nordwestlich dieser Insel beträgt 7 Kilometer, der Markelfinger Winkel ist durchschnittlich 1 Kilometer, die Radolfzeller Bucht durchschnittlich 2 Kilometer und die südliche,



Meersburg.

durch gegenüberliegende Hörner mehrfach eingeschnürte Seebucht im allgemeinen 1,5 Kilometer breit; an ihrer schmalsten Stelle beim eigentlichen hydrographischen Ausfluß des Rheins zwischen Eschenz und Stiegen ist sie bis auf 150 Meter verengt.

Bei Mittelwasser mißt die Oberfläche des gesamten Bodensees nach der auf Grund der neuen Karte im Eidgenössischen Topographischen Bureau angestellten Berechnung 538,482 Quadratkilometer, die des Obersees allein 475,482 Quadratkilometer und die des Untersees 63,0 Quadratkilometer.

Die größte Tiefe des Bodensees ist durch die neuen Lotungen

Digitized by Google

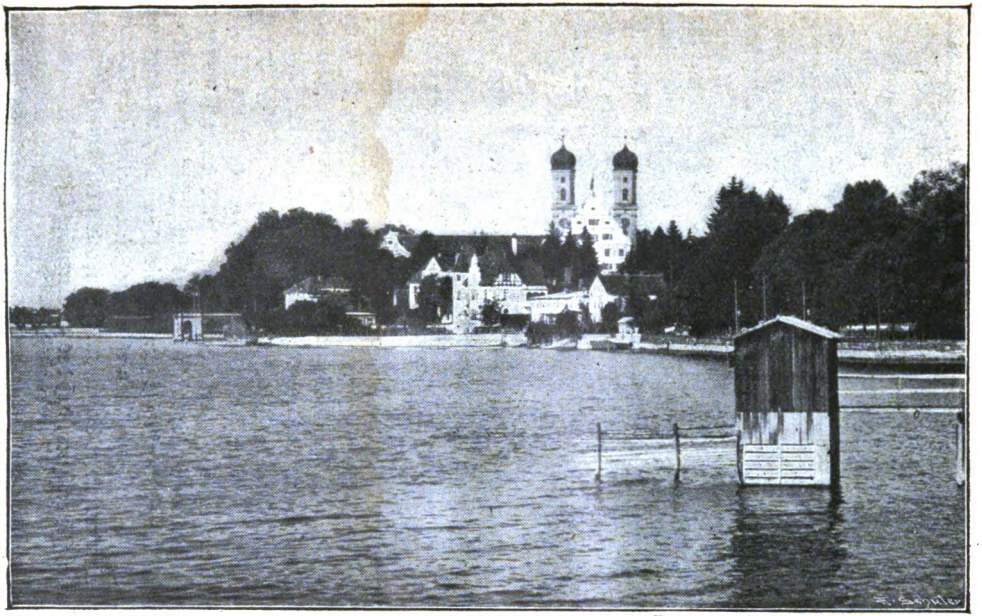
bei 251,8 Meter unter Mittelwasser etwa auf der Kreuzung der Linien Utwyl—Immenstaad und Keßwyl—Fischbach gefunden worden, die tiefste Stelle des Untersees mit nur 46,4 Meter unter Mittelwasser zwischen Berlingen und Gaienhofen.

Das Einzugsgebiet des Bodensees fällt zusammen mit dem des Rheins oberhalb seines Ausflusses bei Stein am Rhein. Nach Süden, Osten und Norden in weitem Bogen begrenzt durch die Wasserscheiden gegen den Po und die Donau, ist es nach Westen und auf längerer Strecke auch gegen Süden hin auf einen nur wenige Kilometer breiten Gürtel beschränkt, weil hier die Wasserscheide gegen die unterhalb Stein in den Rhein mündenden Flüsse und Bäche seine Grenze bildet. Das gesamte Einzugsgebiet umfaßt einen Flächenraum von 10 906 Quadratkilometern, wovon auf dasjenige des Rheins oberhalb seiner Einmündung in den Bodensee 6564 Quadratkilometer entfallen. Die beiden Teile des Einzugsgebietes verhalten sich demnach in bezug auf ihren Flächenraum ungefähr wie 3 : 2. Vom Flußgebiet des Rheins oberhalb des Bodensees werden nur 266 Quadratkilometer durch Gletscher eingenommen, wogegen der Flächengehalt der Gletscher in dem 5382 Quadratkilometer messenden Flußgebiet der Rhone oberhalb des Genfer Sees 1041 Quadratkilometer beträgt.

Bei niederem Wasserstande führt der Rhein dem See nur 50 Meter Wasser in einer Sekunde zu, bei außerordentlichem Hochwasser ist seine sekundliche Wasserzufuhr auf 1900 bis 2100, ja sogar bis 3000 Meter berechnet worden; während des regelmäßigen Hochwasserstandes im Sommer dürfte sie etwa 1200 Meter betragen. Die sekundliche Wasserzufuhr durch sämtliche übrige Zuflüsse wird auf etwa 1800 Meter, die durch atmosphärische Niederschläge (Regen usw.) unmittelbar in den See gelangende Wassermenge auf 375 bis 687 Meter in der Sekunde geschätzt.

Die wichtigsten der unter Einrechnung auch der kleinen Bäche wohl an hundert zählenden Zuflüsse des Sees sind links vom Rhein die Goldach, die beiden Steinachen, die Egnacher Ach und die Salmsach, sämtlich zwischen Rorschach und Romanshorn

Digitized by Google



Verlag von „Wehrli“ A.-G., Kilchberg-Zürich.

Friedrichshafen.

Digitized by Google

mündend; rechts vom Rhein die Dornbirner Ach und die Bregenzer Ach, zwischen Rheinmündung und Bregenz mündend, die Laiblach zwischen Bregenz und Lindau, die Argen, Schussen und die Friedrichshafener Ach oder Rotach zwischen Lindau und Friedrichshafen, die Linzgauer oder Seefelder Ach zwischen Meersburg und Überlingen, die Stockach zwischen Ludwigshafen und Bodman, endlich die Hegauer Ach, die bei Radolfzell mündet. Für diese letztere ist am Anfang der 1860er Jahre festgestellt worden, daß sie hauptsächlich von der Donau gespeist wird, deren Gewässer zeitweise nahezu völlig in Klüften des Juragebirges bei Möhringen versickern, um 14 Kilometer südlich bei dem Städtchen Aach im Hegau als kräftiger Fluß wieder ans Licht zu treten und sich in den Untersee zu ergießen. Es kann daher in gewissem Sinn auch das Donaugebiet bei Immendingen zum Einzugsgebiet des Bodensees gerechnet werden.

Im allgemeinen zeichnet sich die Bodenseegegend durch ein angenehmes Klima aus. Insbesondere schreibt es Graf Ferdinand Zeppelin, der sich große Verdienste um die geographische und geologische Erforschung des Bodensees erworben hat, der gewaltigen Masse des hier angesammelten Wassers zu, daß im allgemeinen die Seegegend im Sommer von lästig hohen Wärmegraden und im Winter von allzu hohen Kältegraden verschont bleibt. Dem Zufrieren des Sees, abgesehen von seichteren Uferstrecken, muß jeweils eine Durchkältung der gesamten Wassermasse bis auf mindestens + 4 Grad Celsius, als der Temperatur, bei der das Wasser seine größte Dichtigkeit hat, vorangehen. Dieser Ausgleichungsprozeß, das heißt das Niedersinken der an der Oberfläche erkalteten und daher schwereren Wasserschichten in die Tiefe und das Aufsteigen der wärmeren und leichteren Wasserschichten an die Oberfläche, verlangt bei der Tiefe des Obersees immerhin eine Zeit von etwa sechs Wochen mit einer unter dem Gefrierpunkt bleibenden Lufttemperatur. So kann es sich ereignen, daß das Zufrieren des Obersees durchschnittlich nur einmal in dem Zeitraum von hundert Jahren vorkommt, wogegen der viel weniger tiefe Untersee fast alljährlich zufriert. Das einzige, was sich in den klimatischen Verhältnissen der See-

Digitized by Google

Verlag von „Wehrli“ A.-G., Kilchberg-Zürich.

Bregenz gegen die Schweizer Alpen.

Digitized by Google

gegend unangenehm fühlbar macht, sind die zur Winterszeit manchmal länger andauernden Nebel, die durch das Verdunsten der aufsteigenden wärmeren Gewässer über dem Seespiegel und seiner nächsten Umgebung erzeugt werden. Von den am See herrschenden Winden übt besonders der sogenannte Föhn, der von den Kämmen der Alpen durch das weite Rheintal über den oberen Teil des Sees gewaltig hereinbricht, erheblichen Einfluß auf die Witterungsverhältnisse der Seegegend aus. Im allgemeinen herrscht Westwind vor.

Die gleichen Faktoren, die das günstige Klima der Bodenseegegend bedingen, bewirken im Verein mit der Beschaffenheit und Mischung des Bodens zugleich seine große Fruchtbarkeit. Schon der St. Galler Humanist Vadian (Joachim v. Watt, gestorben 1551) sagt in seiner später fast wörtlich in die „Schweizerische Chronik" von Stumpff übergegangenen Abhandlung über den oberen Bodensee: „An welchen (dem See) rings-weiß harum ein wonderschöne landschaft ligt, von wein, Korn, opß und allerhand edlisten früchten überflüssig, und ganz gleich einem lustgarten." Das ist bis auf den heutigen Tag noch so. Der Weinstock, seit den Zeiten der Karolinger am See heimisch — in Bodman besteht noch jetzt der von Karl dem Dicken angelegte „Kaiser-Weingarten" — gedeiht bis zur Höhe von ungefähr 80 Metern über dem Seespiegel. Die besten „Seeweine" kommen von den gegen Nord- und Ostwinde geschützten Steilhalden bei Meersburg.

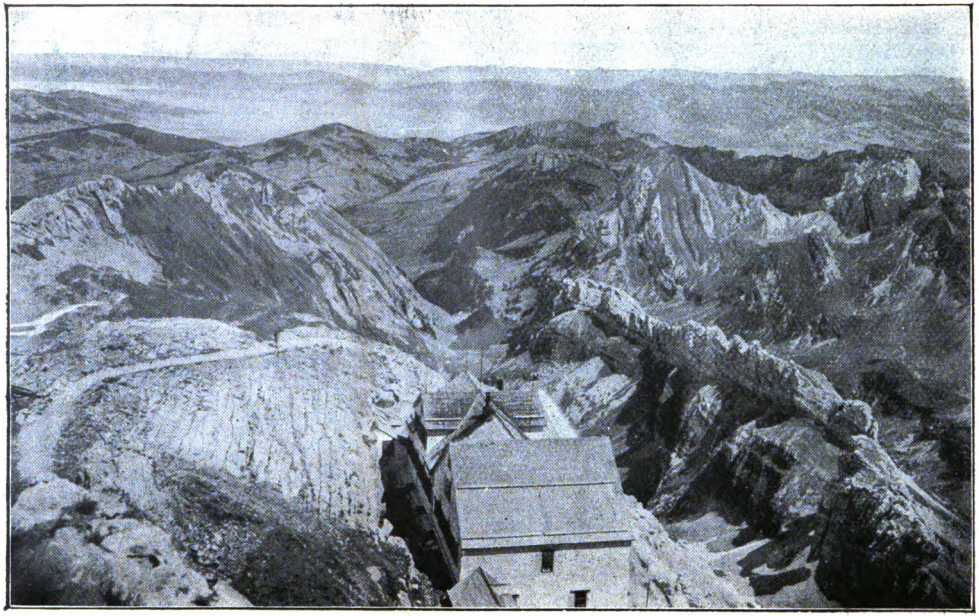
Eine eigentümliche Schwankung des Seespiegels („Ruhß") erwähnt der schon genannte Bodenseeforscher Lehnert. Es ist ein zeitweise plötzliches Aufsteigen und Sinken des Seeniveaus, und wird einer Wirkung der Strömung auf dem Seegrund zugeschrieben. Der „Ruhß" ist eine den „Seiches" auf dem Genfer See ähnliche Erscheinung. Ein besonders starker Ruhß am 25. Februar 1549 wird in einer Chronik des Konstanzer Bürgermeisters Ch. Schulthaiß beschrieben: „Uff diesen Tag war St. Mathys Abend; Morgens Früh ist der See an- und abgeloffen, wohl einer Ellen hoch, dergestalt, so der See angeloffen, so ist er in der Welle schier bis zu der Spitalsegk heruffgangen.

Digitized by Google

Verlag von „Wehrli" A.-G., Kilchberg-Zürich.

Lindau.

Digitized by Google



Verlag von „Wehrli" A.-G., Kilchberg-Zürich.

Säntis. (Blick auf Seealpsee, Rhein und Vorarlberger Alpen.)

Digitized by Google

So er abgeloffen, iſt er ſchier by der Stegen an der Fiſchbrugke erwunden, und ſo er klein worden, ſo iſt er bald mit einem Ruſchen, als ob das Gewell von dem Wind (der doch nicht war), getrieben wurd, wieder angeloffen, und ſölch's iſt etwa in ainer Stund vier oder fünfmal geſchehen, das hat alſo bis Nachmittag geweert. Aber je ſpäter es worden, je minder er an- und abgeloffen iſt. Daß hat meniglich ain groß Verwunderung gehabt, denn niemant geweſen, der je gehört, daß dergleichen vorher hier geſchehen ſeye."

Eine weitere Erſcheinung ſehen wir in einem glatten, ſcheinbar unbeweglichen Streifen auf der Seeoberfläche, der namentlich vor der Rheinausmündung und am Unterſee zwiſchen Ermatingen und der Inſel Reichenau beobachtet wird. Das iſt eine Strömung des Sees, die zu dem Glauben Veranlaſſung gegeben hat, daß der Rhein durch den Bodenſee „rinnt", ohne daß eine Vermiſchung der Gewäſſer ſtattfinde. Die Wirkung dieſer Strömungen iſt ſo ſtark, daß manchmal ſogar die Dampfſchiffe beim Anfahren an die Landungsplätze Rückſicht auf ſie nehmen müſſen. Dieſe Erſcheinung, die auch den Waſſerſpiegel an den Ufern langſam hebt und ſenkt, dürfte mit einer Störung der horizontalen Lage des Seeſpiegels zuſammenhängen, die entweder durch zeitweiſen ungleichen Luftdruck auf dem Ober- und Unterſee, durch Temperaturverſchiedenheit oder durch plötzliches Aufhören kräftiger Winde hervorgebracht wird.

Digitized by Google

Der Sperling in der Hand

Von Mervarid

Über die blendend-gelben Wege des Stadtgartens, der zwischen den Überresten der Wallmauer lag, hellgrün und blumenbunt zwischen den feucht-schattigen Trümmern, ging ein Mann aufrecht und mit starken Schritten, das Gesicht wie trotzend der Sonne zugewandt, vor der die anderen Menschen blinzelnd in den Schutz der Häuser und Bäume wichen. Seine Züge zeigten die stolze römische Linie, aber Haar und Bart waren blond, vorzeitig mit Grau gemischt, und Runen, wie das Denken und das Leiden sie zieht, furchten seine Stirn.

Er ging achtlos, ohne sich umzuschauen. Im Wege lag ein Rechen, nach wenigen Schritten mußte er daran stoßen. Da war ein lautloses Huschen neben ihm auf dem Rasen, fast nur ein Wehen der Luft, und eine Hand zog das Hindernis beiseite. Der Mann blieb stehen und horchte. Er hatte die Bewegung gespürt. Aber die feinen, kleinen Füße, die im Grase standen, rührten sich nicht vom Fleck.

Sehen konnte Albrecht Born das Mädchen, das keine drei Armlängen von ihm entfernt war, nicht, denn seine Augen waren blind. Er schritt weiter, als sich nichts rührte, und Pia Markgraf trat leise in den Schatten der Büsche zurück. Ihr junges Gesicht, in dem die Augen so feierlich tief und groß standen, wandte sich achtsam dem Dahinschreitenden nach, bis er in das Haus zurückkehrte. Trotzdem war sie auf anderem Wege noch vor ihm in dem großen Herrenzimmer im Erdgeschoß und schrieb mit der stetigen Schnelle, die allen ihren Bewegungen eigen war. Der Sonnenschein huschte über ihr kurzes Ringelhaar, das ihr Köpfchen

Digitized by Google

wie das eines schönen Knaben erscheinen ließ, ohne daß es auch nur in einer einzigen Linie herb gewesen wäre.

„Sind Sie fertig, Fräulein Markgraf?" fragte Born, während er durch das Zimmer ging und seinen Platz an dem mit Büchern bedeckten Schreibtisch einnahm. Diese Bücher wurden nie gelesen, aber sie hatten zu Albrecht Borns Tagesbedarf gehört, als er noch, einer der kühnsten und klügsten Altertumsforscher, seine Aufsätze schrieb. Und er konnte diese bittere Erinnerung an die Zeiten seines ehrgeizigen Schaffens nicht aus dem Bereiche seiner Hände lassen.

„Ich bin beim letzten Briefe, Herr Doktor." Nach fünf Minuten legte Pia die Feder beiseite.

Der Briefwechsel war das einzige, was Born noch mit seinen Mitmenschen verband. Er lebte ganz abgeschlossen in seinem eigenen Hause unweit der Stadt und schränkte seinen persönlichen Verkehr mehr und mehr ein. Andere von ihrer Arbeit sprechen zu hören, wurde ihm immer unerträglicher, je mehr er merkte, daß er, im Beginn seiner Laufbahn brachgelegt, in Vergessenheit geriet.

Fast ein Jahrzehnt war es her, daß sein von Natur und durch rücksichtslose Arbeit gefährdetes Augenlicht nach einem schweren Scharlach abzunehmen begann. Er hielt es für eine vorübergehende Schwäche und wollte um so weniger an die Notwendigkeit der Schonung glauben, als er kurz vor der Ausführung einer Forschungsreise stand, die, lange geplant, erst nach Überwindung vieler Schwierigkeiten endlich gesichert war. Kaum genesen, brach er auf. Die Anstrengungen des Lebens im Sattel, die Tropensonne, beizender Staub und Samum taten ihr grausames Werk.

Mit seiner ungeheuren Willenskraft erzwang Born

Digitized by Google

es von sich selbst, daß er die Reise zu Ende führte. Mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute kehrte er heim, ein langsam und unabwendbar Erblindender.

Sein Schicksal erregte anfangs die Teilnahme der weitesten Kreise. Aber man gewöhnt sich sehr schnell an das Unglück anderer. Seine Bücher wurden überholt, neue Männer schritten auf den Stufen, die er eingehauen hatte, aufwärts. Sein Name verschwand aus der Tagespresse um so schneller, weil er in verwundetem Stolze nichts tat, sich wieder in Erinnerung zu bringen.

Die Scham des Feinfühligen, der nichts von dem seichten und flatterhaften Mitleid fremder Menschen haben will, trieb ihn dazu, sich zu verkriechen wie ein tödlich getroffenes Wild. Er hatte zu leben und brauchte nicht um Unterstützung zu betteln. Die wütende Verzweiflung der ersten Zeit wurde im Lauf der Jahre zu einer verbissenen Entsagung, die ihn zwar das Leben weiter tragen ließ, doch ohne daß er sich mit ihm hätte versöhnen können.

In seinem Hause genoß er jede Erleichterung für seine Lage, nur die inneren Möglichkeiten für weiteres geistiges Schaffen waren ihm zerstört. Ein ältliches Dienerehepaar besorgte den Hausstand; morgens kam und abends ging Pia Markgraf, seine Sekretärin.

Das Mädchen bekleidete diesen Posten schon seit drei Jahren, und sie war dem Blinden Auge und Hand zugleich; aber er war viel zu tief in sich selbst und in seine düsteren Gedanken versunken, als daß er sich je darüber klar geworden wäre, wie unentbehrlich sie ihm war. Sie entsprach all den wechselnden und nicht leichten Anforderungen, die er an sie stellte. Sie war schweigsam, wenn sie ihn verstimmt sah, drollig plauder-

Digitized by Google

haft, wenn er unterhalten sein wollte. Sie gab ihm nie guten Rat, aber sie wußte immer einen, wenn er sie darum fragte. Sie fühlte, was ihn anzog, auch wenn es sich um Dinge handelte, die sie unmöglich gelernt haben konnte. Dem plumpen und ungewandten Geiste ihrer Vorgängerinnen hatte Born die Arbeit, in die kleinsten Bissen zerlegt, beibringen müssen, wie Kindern das Abece. Pia hingegen gab ihm mehr Anregung, als er sich zugestand. Sie verstand, in einer bescheidenen und vernünftigen Weise zu fragen, und zwar immer nur dann, wenn ihr Instinkt ihr sagte, daß er Lust habe, ihr zu antworten. So veranlaßte sie ihn, immer wieder etwas von dem vielen, was er wußte, aus den Vorratskammern seines Kopfes zu nehmen. Über den einen oder anderen Punkt ließ er sie dann zuweilen eine Abhandlung vorlesen, oder Pia fand selbst in einem Blatte eine solche und brachte sie ihm.

Sie besaß mehr Bildung als die Durchschnittsfrau. Das hatte er bald gemerkt. Von Anfang an, wenn er ihr ein schweres Fremdwort, das in einem Briefe an irgendeinen ehemaligen Fachgenossen vorkam, buchstabieren wollte, lehnte sie mit einem kurzen „Ich weiß" ab. An ihrer Ausdrucksweise, an ihrem Stil, wenn er ihr für das, was sie schreiben sollte, nur ein paar flüchtige Anhaltspunkte gegeben hatte, erkannte er einen klugen und gutgeschulten Geist.

Aber er machte sich weiter keine Gedanken darüber. Er wußte kaum, ob sie jung oder alt sei. Wahrscheinlich hatte er sie, als sie eintrat, nach ihrem Alter gefragt, aber da es ihm gleichgültig war, hatte er es wieder vergessen. Sie lebte mit ihrem Vater, einem verabschiedeten Offizier, in einer billigen Gegend der

Digitized by Google

Stadt und sprach über ihre Familienverhältnisse wenig, über sich selbst gar nicht.

Albrecht Born kümmerte sich um ihren inneren oder äußeren Menschen absichtlich nicht. Es war sein Grundsatz geworden, sich gegen Frauen spöttisch ablehnend zu verhalten. Er fühlte ihnen gegenüber den Strich durch sein Leben doppelt, seit er außerstande war, unter ihnen zu wählen. Weil er sich selbst nicht eingestehen wollte, daß dieser Verzicht zu den bittersten zählte, täuschte er sich und anderen den wissenden Spötter vor, den das nicht mehr reizt, was er allzu genau kennt.

In der trotzigen Verachtung alles dessen, was ihm nun versagt war, fand er eine Art grimmiger Genugtuung dem Schicksal gegenüber. Er spie aus vor den kläglichen Überresten an Glück und Gewinn, mit denen er abgespeist werden sollte. Es konnte ja niemand wissen, ob er seine Einsamkeit einsam fand ...

Pia Markgraf legte die fertigen Briefe zusammen und ging an den Bücherschrank. Sie nahm das Werk heraus, das sie gerade vorhatten, und begann vorzulesen — mit der vollkommenen Klarheit, der beinahe nüchternen Sachlichkeit, die sie so schnell bei Doktor Born gelernt hatte. Er haßte allen schwungvollen Vortrag; er wollte auch nicht dadurch, daß die Lesende selbst ihre Auffassung in das Gelesene legte, in seinem eigenen Urteil beeinflußt werden. Deshalb las Pia mit unbedingter Zuverlässigkeit, aber sozusagen unpersönlich.

Anfangs war es ihr schwer geworden, ihren scharfen und lebhaften Geist dabei auszuschalten. Aber sie hatte sich doch hineindenken können, daß es für den Zuhörenden eine Entmündigung sei, nicht nur mit fremden

Digitized by Google

Augen lesen zu müssen, sondern alles auch durch eine fremde Auffassung gefärbt anzuhören. Darum bezwang sie ihre eigenen Regungen und freute sich dabei doch noch, daß sie klug genug sei, diese Klippe, an der die Mehrzahl ihrer Vorgängerinnen gescheitert war, umschiffen zu können.

Sie merkte schon bei den ersten Seiten, daß Born heute teilnahmlos blieb. Darum unterbrach sie sich nach einer Weile und sagte in einem Ton, dem man die kleine Grimasse anmerkte, die sie dabei zog: „Der Stoff würgt mich so sehr an diesem heißen Tage. Kann ich nicht lieber etwas Unterhaltendes lesen?"

Er lächelte flüchtig. „Meinetwegen. Gibt es etwas Neues von Belang?"

„Das gerade herrschende Modebuch taugt nicht viel. Aber ich habe ein paar Sachen ausfindig gemacht, die der große Troß nicht kennt. Da ist allerlei Nachdenkliches von Martina Graf; besinnen Sie sich auf Martina Graf? Ich habe Ihnen im Vorjahr Novellen von ihr vorgelesen."

Born schüttelte den Kopf. Pia nannte ihm einige Einzelheiten, und dabei fiel ihm das vordem Gehörte wieder ein. „Ja, lesen Sie von ihr."

Pia schlug ein schmales Buch auf und begann: „Eine Fabel vom Glück. Einer von Gottes Engeln trat aus dem Himmelstor und zog die Straße des Lebens entlang. Am Wege stand ein kleines Mädchen, halb Kind noch, und sah mit hellen Augen ins Weite. In der Hand trug es ein Stück Brot.

Der Engel trat zu ihm und fragte: ‚Was tust du hier?'

‚Ich warte auf das große Glück,' erwiderte es lächelnd, und da der Engel ein unscheinbares Kleid

Digitized by Google

trug wie ein armer Wanderer, drückte es ihm das Brot in die Hand. Der Engel sah des Kindes Herz an.

Das war weich und hellrot, und ein Busch weißer Sternblumen wuchs daraus hervor, die hatten goldene Kelche.

Der Engel lächelte und zog weiter.

Nach ein paar Jahrzehnten ging er des selben Weges. Da stand ein Weib am Straßenrande, ernst und reif, und mit beschatteter Stirn.

‚Was tust du hier?‘

‚Ich warte auf das bißchen Glück.‘ Das Weib schob langsam einen spitzen Stein, auf den des Engels Fuß hätte treten müssen, beiseite.

Der Engel sah des Weibes Herz an. Das war dunkelrot, und ein Busch scharlachfarbener Rosen wuchs daraus hervor. Unter den Blüten lag schlafend eine kleine Schlange. Und wenn von den Blütenblättern eins sank, verwandelte es sich im Fallen in einen Blutstropfen. Der fiel der schlafenden Schlange auf das Haupt, und sie zischte im Traum. Dann zuckte und zitterte das Herz wie in großen Schmerzen.

Der Engel seufzte und zog weiter.

Nach wieder ein paar Jahrzehnten ging er zum dritten Male des selben Weges. Da stand eine Greisin am Straßenrande, die sah müden Blickes ins Weite, und mit ihren gebleichten Haaren spielte der Wind.

‚Was tust du hier?‘

‚Mein Mund ist voll Bitterkeit, und ich warte auf einen, der mir einen Tropfen Wasser bringt, sie fortzuspülen.‘ Die Alte bückte sich nicht mehr, den Dorn aufzuheben, der unter des Engels Fuß lag.

Der Engel sah ihr Herz an. Das war hart und verwittert, und ein Busch Nachtschatten wuchs daraus

Digitized by Google

hervor. Zwischen den Blüten lag zischend die Schlange, ihr Geifer tropfte herab auf das Herz, und jeder Tropfen zog eine tiefe, blutig brennende Wunde.

Der Engel wischte sich eine Träne vom Auge und sprach: ‚Dort hinten kommt einer, der hat einen ganzen Krug voll Wasser, deinen Durst zu stillen.‘

Er ging weiter, und die Alte sah wartend in die Ferne. Dort kam ein Mann im schwarzen Mantel. Der trug einen Krug im Arm und eine Sense auf dem Rücken. Und hinter ihm drein flogen die Raben.“ —

Pia schwieg und blätterte in dem Buche, gleichmütig suchend.

„Es ist bitter. Aber es ist wahr,“ sagte Born nach einer gedankenvollen Pause. „Lesen Sie es noch einmal.“

Pia gehorchte. Ihre Stimme zitterte leise, weil sie an die schneidende Enttäuschung seines Lebens dachte ...

In den nächsten Tagen sprach er noch manchmal von Martina Graf. Es geschah selten, daß er einem neuzeitlichen Schriftsteller mehr als flüchtige Beachtung schenkte. Sein Unglück hatte ihn einseitig gemacht. Pia hatte schon schwere Zeiten mit ihm durchlebt, in denen er in seiner Verbitterung alles von sich wies, was ihn geistig mit der Welt und der Menschheit verknüpfen sollte. Diese Zeiten waren ihr härter vorgekommen als seine guten Tage, in denen er so oft spöttisch und launenhaft war.

Darum nährte sie mit achtsamer Geduld jede Anteilnahme, die in ihm wach wurde. Und nun schien sie doppelt erfinderisch und ausdauernd, wo es sich um Martina Graf handelte.

Immer wieder fand sie von der sonst wenig genannten Schriftstellerin eine Erzählung, ein paar Verse,

Digitized by Google

eine Nachricht in den Blättern verstreut und brachte sie dem Blinden.

Alles, was Martina Graf schrieb, war von einer milden, wehmütigen Nachdenklichkeit. Aber es lag doch eine Kraft darin, der das Harte niemals zu hart zu werden schien.

Einmal, als sie einen Aufsatz von ihr mitgebracht hatte, dessen Klugheit Born in Erstaunen versetzte, sprach er: „Ich möchte diese Frau wohl kennen."

Pia schwieg lange. Dann zuckte sie mit einem Lächeln die Achseln. „Ob es Ihnen wohl dauernd der Mühe wert bleiben würde, Herr Doktor? Sie sind schwer zu befriedigen. Ich denke auch, solch ein Wunsch gilt immer ein bißchen der — Taube auf dem Dache. Man verehrt in der Entfernung dasselbe, was man unbeachtet oder gar vernachlässigt zehnmal im Leben um sich hat."

Der Einspruch, in dem er nur nachgesprochene, billige Weisheit sah, verstimmte ihn. Sollte Jugend das reife Alter belehren?

„Was wissen Sie davon."

Pia lachte munter wie ein Kind. „Ja, ich weiß davon. Als Backfische haben wir, die ganze Klasse geschlossen, einen Dichter bewundert, der viel für unsere Zeitung schrieb. Oh, es gab keinen seinesgleichen! Wir weinten vor Wonne und Weh über seine Verse, wir haben ihm ehrfürchtige Briefchen geschrieben; ein schmunzelnder Redakteur des Blattes hat sie vermittelt. Dann kam es heraus, wer der Sänger mit dem fremden Namen war — unser essigsaurer Klassenlehrer, den wir das Überekel zu nennen pflegten! Wir wußten auf einmal, was ein begossener Pudel ist."

Digitized by Google

Er gab keine Antwort; da schwieg auch sie, und sie sprachen lange nicht mehr von Martina Graf.

Die Tage wurden wieder zu einem bleiern drückenden Einerlei. Der Mann, der nichts vom Sommer sah, grub sich trotzig in das Dunkel hoffnungsloser Gedanken, verschloß sich vor der Welt, die ihm nur Almosen gab. Es kam vor, daß er selbst seine Briefe stundenlang unerdffnet liegen ließ. Wohl kannte Pia die wenigen, die ihm noch schrieben, an der Schrift und nannte ihm die Namen. Aber oft wehrte er mit einem unmutigen „Hat Zeit" dem Vorlesen ab. Er sprach nicht darüber, daß die kargen Brocken von fremden Tischen ihn das qualvolle Ungenügen seines eigenen Daseins nur immer brennender fühlen ließen.

Die Sonntage waren schlimmer als alle anderen Tage. Dann war nachmittags nicht einmal der Diener mit seiner Frau im Hause, und die Räume lagen in ihrer lautlosen Ausgestorbenheit wie tot da. Auf der Straße gingen geputzte Menschen vorbei, Wandervögel zogen singend ins grüne Land; Pia trug ein weißes Kleid, aber niemand sah es; sie saß Stunde um Stunde wortlos bei ihrer Handarbeit, während ihre Blicke heimlich immer wieder nach dem schönen, blonden Römerkopf am Schreibtisch hinüberglitten.

Dann war es aber gerade ein Sonntag, der ein Erlebnis brachte.

Pia las Born die Zeitung vor, als der Diener die Post hereintrug. Sie nahm die Sachen und sah sie durch.

„Der neue Katalog vom Buchhändler, ein Brief von Professor Köhler, ein Brief von — unbekannt. Er ist von einer Dame."

Born schüttelte den Kopf. „Ich wechsle keine Briefe mit Damen."

Digitized by Google

„Er ist aber von einer. Und zwar von einer von den Neuen, die studiert haben oder Künstlerinnen sind, oder so etwas. Es ist nicht die leere, fade Schrift der sonstigen Weiblichkeit."

„Sehen Sie nach," sagte er ungeduldig.

Pia schnitt den Brief auf, suchte die Unterschrift — „Martina Graf!"

Ungläubig wandte er ihr das Gesicht zu. „Unsinn."

„Nun, hören Sie selbst: ‚Sehr geehrter Herr Doktor! Ich habe Ihr Buch über das alte Persien gelesen und daraus gelernt, was für ein genauer Kenner der Zeit des Kambyses Sie sind. Aber den Punkt, der mich an diesem Zeitabschnitt besonders beschäftigt, den haben Sie als Mann und Gelehrter begreiflicherweise nicht sehr beleuchtet. Ich meine die Stellung der Frauen. Im Herodot findet sich eine flüchtige Bemerkung über die Anteilnahme, die der Tochter des Feldherrn Othanes an der Entlarvung des falschen Smerdes vergönnt war. Die Weltgeschichte ist schweigsam in bezug auf Frauen. Aber ich möchte mehr davon wissen und glaube, daß ich in den Schriften, die Ihnen zum Quellenstudium gedient haben, einiges finden würde von dem, was ich suche. Können Sie mich wohl wissen lassen, ob und wo diese Schriften dem Laien zugänglich sind? Ich habe mich an Ihrem Buche so warm gelesen, daß ich guten Mutes mit dieser Frage gleich zur rechten Schmiede, das heißt, zu Ihnen selbst komme. Wenn es Sie stört — dann nichts für ungut. Ihre ergebene Martina Graf.'"

Born lachte kurz auf. „Sie macht nicht viel Federlesens. Aber ich kann den Sirup in den Briefen unbekannter Bewunderer sowieso nicht leiden. Nehmen

Digitized by Google

Sie doch mal den Herodot her, ob Sie finden können, was der alte Herr über die Sache zu berichten weiß."

Schnell holte Pia das Buch aus dem Schranke und blätterte darin. Sie fand merkwürdig rasch die bezeichnete Stelle und las sie vor.

„Hm! Sehr ausführlich hat er es allerdings nicht gemacht. Nur eine Schriftstellerin kann da den Stoff herauswittern. Denn darauf wird es natürlich hinauslaufen. Sie hätte besser gleich sagen sollen, was sie schreiben will, Epos, Drama, Roman; da hätte ich einen Fingerzeig für das, was sie brauchen kann."

„Wollen Sie ihr antworten?" fragte Pia beinahe schüchtern.

„Warum denn nicht? Es ist ja ein Zeitvertreib. Bringen Sie zunächst die persischen Mappen her und nennen Sie mir die Aufschrift der einzelnen Manuskripte. Dann sondern wir das Passende aus."

Zwischen allen Büchern und Schriftstücken wußte Pia Bescheid wie ein alter Archivar. Was sie Born nicht vorgelesen hatte, das hatte sie mit seiner Erlaubnis für sich durchgesehen, ohne viel Worte darüber zu machen.

Er hätte es merken können an der Scharfsinnigkeit, mit der sie alles, was er suchte, aufzuspüren verstand. Aber er hatte nicht acht auf etwas, was an ihr schon selbstverständlich geworden war.

Born war plötzlich angeregt, aus der Untätigkeit erwacht. Pia empfand es fast wehmütig, daß der Mann, der der Welt so viel zu sagen gehabt hätte, jetzt dadurch neu belebt wurde, daß eine Unbekannte ihn um Rat fragte. Er selber merkte das nicht, und sie hütete sich wohl vor jedem unvorsichtigen Worte darüber. Das, was sie instinktiv immer gefühlt hatte, sah sie nun mit voller Deutlichkeit: wie sehr der ein-

Digitized by Google

siedlerische Mann in seinem Innersten nach Gemeinschaft mit dem Leben hungerte.

Die Stunden flogen heute rascher. Das wissenschaftliche Material schlug ihn wieder in Bann. Pia suchte unermüdlich, las vor und schrieb nieder, was er diktierte. Ein paarmal, wenn der Gelehrte in ihm alles andere vergaß, hielt sie ihn auf mit der ungläubigen Frage: „Ja, ob Fräulein Graf das aber gebrauchen kann?"

Dann lachte er selber und kehrte zu dem begrenzten Gegenstand zurück. „Woher wissen Sie übrigens, daß es ‚Fräulein Graf' ist?" fragte er plötzlich mitten in einem Satze. „Nach dem, was sie geschrieben hat, ist sie eine gereifte Frau, die viel erlebt hat, auch kaum noch jung sein kann."

„Nun — ich dachte eben," erwiderte Pia nicht gerade geistreich und errötete ein wenig, als er ungeduldig die Brauen zusammenzog.

Der Antwortbrief an Martina Graf wurde noch während des Blätterns in den Büchern und Schriften fertig. Die einleitenden Zeilen waren so knapp und trocken, wie es Borns Art entsprach. Aber die eigentliche Auskunft war von einer so durchdachten Ausführlichkeit, daß Martina Graf wohl merken mußte, mit welcher Sorgfalt sie zusammengestellt worden war.

Als Pia den Brief schloß, dachte sie mit heimlichem Lächeln: „Ein paar Fragezeichen sind doch darin; und Fragezeichen warten auf Antwort." Beim Fortgehen bemerkte sie leichthin: „Martina Graf schreibt auch für mehrere hiesige Blätter. Soll ich einmal in einer der Redaktionen nachschlagen, was der ‚Kürschner' von ihr zu berichten hat?"

„Es ist zwar ziemlich gleichgültig, aber wenn Sie es

Digitized by Google

wissen wollen, so können Sie es ja tun. Was wird Ihnen das Buch aber sagen? Ein paar dürre Zahlen, mehr nicht."

„Sie wetten also, daß sie über Fünfzig ist?" fragte Pia schelmisch.

Er machte ein saures Gesicht. „Wenigstens nicht viel darunter."

Noch einmal sprang Pia über die Terrasse in den Garten hinunter. Wie ein weißer Falter huschte sie durch die gründämmernden Gänge, summte eine Melodie vor sich hin und pflückte Händevoll Nachtviolen, deren starken Duft Albrecht Born so liebte. Alle Vasen in den Zimmern füllte sie damit an, daß der süße Würzhauch das ganze Haus durchzog; dann erst schlug sie den Heimweg ein.

Der Diener kam herauf und machte seinem Herrn das Abendessen zurecht. Es fielen nur ein paar vereinzelte Worte, das silberne Messer klirrte zuweilen, das Licht des Kronleuchters spielte über Damast und Kristall und durchglühte den Wein rubinenrot. Aber der Duft der Blumen war das einzige, was der Blinde empfand, und das Seelenlose seines Hauses fiel ihm auf einmal schwerer aufs Herz denn je.

Am anderen Morgen kam, pünktlich wie immer, Pias leichter Schritt die Freitreppe herauf. Sie wußte wohl, daß keiner sie sah, und war doch so lieblich in ihrer Jugendanmut, im weißen Kleide, Blumen vor der Brust, den weichrandigen Hut auf dem Lockenkopf; und gerade, weil niemand sie sah, war sie natürlich wie ein Kind.

Als sie grüßend eintrat, merkte sie an Borns Gesicht, daß er guter Laune war. Da fragte sie in dem Scherztone, den sie sonst ihm gegenüber nicht oft anschlagen

Digitized by Google

durfte: „Herr Doktor, wieviel rechnen Sie gutwillig von Fünfzig herunter?"

Sie hatte versuchen wollen, ob er noch an das dachte, was sie gestern abend zuletzt gesprochen hatten.

Er wußte es noch. „Zehn."

„Mehr!" Bei ihrem fröhlichen Lachen mußte sich auch sein Gesicht erhellen, und er riet weiter: „Zwölf, fünfzehn."

Sie trat vor ihn und ließ ein Papierzettelchen knistern, während sie fast mutwillig sagte: „Siebenundzwanzig Jahre ist sie. So steht es im ‚Kürschner'."

„Puh! Da hat sie sich aber jünger gemacht."

„Wie die Männer doch immer eingebildet sind! Warum wollen Sie sie für eine dumme Pute halten?"

„Ich will wohl, aber ich kann nicht. Eine dumme Pute würde ja den Herodot nicht lesen."

„Gott sei Dank, da haben wir wenigstens einen klassischen Zeugen. Denn mir allein würden Sie es ja doch nicht glauben." Als er noch etwas sagen wollte, sprang sie schon zu anderem über. „Ich habe einen Aufsatz über Ausgrabungen in der Provinz Aserbeidschan in Persien mitgebracht. Wollen Sie ihn hören?"

Es war, als ob ein frischerer Hauch durch das Haus wehte. Born zeigte sich wieder empfänglich für das, was seinen scharfen Geist sonst gefesselt hatte. Nur verschloß er sich trotzig gegen den Gedanken eigener, schöpferischer Arbeit.

„Ich bin abgesattelt. Was ich zu sagen habe, ist veraltet."

Pia wollte es nicht gelten lassen. „Es kann wohl sein, daß die wissenschaftlichen Tatsachen schon von anderen weiter ausgebaut sind. Aber Sie kennen so unendlich viel Einzelheiten, das ganze Nebenher, das

Digitized by Google

der Tagesschriftsteller viel besser verarbeiten kann als der Gelehrte. Aus dem, was Sie für Martina Graf zusammengestellt haben, geht das mehr als deutlich hervor."

Doch er schüttelte nur den Kopf, und sie mußte froh sein, daß er wenigstens die dumpfe Mutlosigkeit der vergangenen Tage abgestreift hatte.

Eine Woche verging, ohne daß er den Namen Martina Grafs erwähnt hätte; aber als dann eines Morgens ihr Antwortbrief kam, sah Pia an seinem Gesicht, daß er ihn erwartet hatte.

Martina schrieb klug und munter, voll strömender Lebendigkeit und vollkommen natürlich. Born hatte den Eindruck, daß sie im Leben ein warmer Mensch mit einer feinen und klaren Seele sein müsse.

Er fragte Pia zum Schein: „Muß ich diesen Brief nun auch beantworten?"

Listig lächelte Pia. „Es sind vier Fragezeichen darin; ganz artig wäre es nicht, sie unbeachtet zu lassen. Aber es steht natürlich in Ihrem Belieben."

Born erklärte, daß er es sich überlegen wolle, und einige Tage lag der Brief auf dem Schreibtische. Danach sagte er einmal, gerade während Pia die Zeitung vorlas: „Wir müssen ja Fräulein Graf auch noch ein paar Zeilen schreiben. Erinnern Sie mich nachher daran."

Martina Graf ließ nun eine kleine Pause eintreten; aber als sie dann wieder schrieb, war ein so selbstverständliches Fragen und Berichten in ihrem Brief, als rede sie zu einem alten Freunde.

Born fragte dieses Mal nicht mehr, ob er antworten solle. Er schloß den Brief weg, ließ eine geraume Weile verstreichen und diktierte dann in fast gleichgültigem

Digitized by Google

Tone, wie etwas Althergebrachtes, die ausführliche Erwiderung.

Von nun an wurde der Briefwechsel regelmäßig. Von der Zeit des Kambyses kamen sie auf ihre eigenen Tage, auf ihr eigenes Außen- und Innenleben zu sprechen. Und sie hatten darüber so viel zu sagen, daß die Briefe länger werden oder sich häufiger kreuzen mußten. Aber Pia fühlte, wie in die seinen allmählich etwas Unfreies kam.

Er schwieg beim Diktieren oft lange und sagte dann hart und widerwillig etwas, von dem sie empfand, daß es nicht das war, was er eigentlich hatte sagen wollen.

Sie wußte es nur zu genau: sie selbst, die dritte, die Fremde, war es, die ihn störte, die ihm immer lästiger wurde. Die seelische Scham des Hilflosen, der sich Unberufenen offenbaren muß, brannte in ihm um so stärker, je mehr es ihn trieb, sein Herz vor Martina zu öffnen.

Er war in diesen Wochen oft unfreundlich zu ihr, und sie ertrug es wortlos, weil sie ihn verstand — besser, als er ahnte.

Zuweilen fühlte er auch seine Ungerechtigkeit selbst; dann versuchte er, sie mit einem guten Wort wieder auszugleichen, denn er war von Natur freundlich. Doch wenn Martinas nächster Brief ihn wieder zwang, der bezahlten Helferin das zu diktieren, was seinem Herzen wie eine weiche, wunderliche Träumerei erschien, dann kam der Groll gegen sein Geschick, der machtlose Haß des Entrechteten wieder siedend in ihm hoch und machte ihn hart.

Er begann, die Antworten an Martina zu verschieben, obwohl die Unruhe des Wartens auf ihre

Digitized by Google

Briefe, die jetzt das einzige, liebe Ereignis seiner leeren Tage waren, ihn schmerzlich quälte.

Eines Abends, als Pia gegangen war, raffte er sich zu einem Entschluß auf. Er war nicht mehr imstande, diesen Briefwechsel durch die Vermittlung seiner Sekretärin zu führen. Das wollte er Martina selber schreiben. Der Mann, der in seinem früheren Leben keine Furcht gekannt hatte, zitterte, ob ihm diese paar Zeilen gelingen würden.

„Gerade an Martina Graf kann ich selbst schreiben," dachte er, um sich zu trösten; und in demselben Atemzuge: „Gerade an Martina Graf kann ich es nicht! Wenn ich schon vor allen anderen ein nutzloses Wrack sein soll — aber vor ihr —"

Es blieb ihm jedoch keine Wahl, wenn er nicht weiterhin Pia Markgraf zur Vertrauten all der Gedanken machen wollte, die er selber nur als Martinas Eigentum betrachtete.

So suchte er sich die Hilfsmittel zusammen, die er so erbittert haßte und die ihm nun doch einzig und allein ermöglichten, der unbekannten Freundin ein paar Zeilen zukommen zu lassen. Er nahm die harte Schreibtafel der Blinden, deren erhaben geprägte Linien durch das Papier des Briefbogens hindurch fühlbar sind und schrieb mit Bleistift einen mühseligen, kurzen und unglücklichen Brief, für den er sich den Umschlag vom Diener adressieren ließ. Aber es stand in diesen Zeilen, die nur von einem gequälten Menschen redeten, doch viel mehr als in all den vorhergehenden. Die Worte, die sich sonst scheu versteckt hatten, die Gedanken, die gelähmt und erstickt wurden durch das Bewußtsein der Gegenwart einer Fremden, quollen, wie aus langer Gefangenschaft befreit, hervor und

Digitized by Google

redeten von etwas, was Albrecht Born selbst noch am allerwenigsten verstand. Ihm wäre wohl eine jähe Klarheit gekommen, wenn er gesehen hätte, wie die Augen, die am anderen Abend diesen Brief lasen, sich mit Tränen füllten, wie junge Lippen das Blatt küßten und leise, zärtliche, tröstende Worte murmelten, wie liebevolle Hände es, einem Heiligtum gleich, verbargen....

Als die übliche Zeit verstrichen war, legte Pia eines Morgens aus den eingegangenen Briefen einen heraus. „Von Fräulein Graf, ein ganz dicker."

Sie schnitt ihn auf und zog die Blätter heraus. Starke Bogen, mit Punkten bedeckt. „Oh," sagte sie in überraschtem Ton. „Es ist Blindenschrift! Sie können es selbst lesen."

In ungläubigem Erstaunen griff er danach, sein Finger glitt tastend über das Papier. Wort für Wort und Zeile für Zeile wuchs ihm da entgegen, was Martina ihm erwiderte.

„Lieber Freund! Heute komme ich in dem frohen Bewußtsein, Ihnen eine Freude zu machen, und ich muß selber sagen, daß ich zu diesem Zweck sehr fleißig gewesen bin. Eine ganze Woche lang bin ich in die Blindenanstalt gegangen und habe mir die Punktschrift beibringen lassen. Sie ist ja nicht so schwer, wie ich dachte, nur langsam geht sie mir noch von der Hand, und die Gedanken wollen nicht so recht fließen. Aber die Gewöhnung wird das bessern, und Sie müssen nun dafür sorgen, daß ich viel Übung habe. Die kleine Mühe, der ich mich unterzog, ist mir selber lieb in dem Gedanken, daß ich Ihnen dadurch die Unabhängigkeit für unseren Briefwechsel schaffen konnte."

Born wandte den Kopf nach Pia um. „Das ist

Digitized by Google

doch sehr liebenswürdig von Fräulein Graf, daß sie für mich die Blindenschrift gelernt hat."

„Ja, es freut mich von ihr und für Sie. Ein diktierter Brief hat immer etwas Geschäftsmäßiges, und ein vorgelesener verliert seinen persönlichen Reiz." Ihr Ton war freundlich, ohne eine Spur von Empfindlichkeit gegen das, was sie als Mißtrauen gegen sich hätte auslegen können.

Nun hatten Albrecht Borns Tage einen Inhalt, dessen Wert immer mehr wuchs. Oft dachte er, fast erschüttert von dem Wunder: „Was kann ich ihr sein? Sie hat doch sicher die Auswahl unter den Menschen. Sie tut es nur aus Mitleid und wird der Sache bald müde werden."

Doch Martina blieb immer bereit, ihm zu antworten. Ihre Briefe wurden nicht leerer und nicht kürzer, trotzdem sie viel zu arbeiten schien. Denn Pia brachte sehr oft Blätter mit, in denen Novellen der sichtlich aufstrebenden jungen Dichterin standen. Und für Born war es dann ein seltsames Glücksgefühl, wenn er in diesen Arbeiten an irgend einem starken und tiefen Worte, einem kühnen Gedanken den Zusammenhang mit den Briefen heraushören konnte, die sie gewechselt hatten. Das war wie ein versteckter Gruß.

„Sie scheint jetzt doch rasch vorwärts zu kommen," sagte er zu Pia.

„Ja, denn es sind lauter gute Blätter, die etwas von ihr bringen." Sie schwieg eine Weile, dann setzte sie beinahe schüchtern hinzu: „In der Vorwoche war in einer Berliner Zeitschrift auch ihr Bild."

Born zuckte zusammen, und sie sagte nichts mehr. Weil sie wußte, wie scharf dies Wort auf eine wunde Stelle getroffen hatte.

Digitized by Google

„Wie sieht sie denn aus; so ungefähr?“ fragte er nach minutenlangem Schweigen fast rauh.

„So ungefähr, nun, so ungefähr, vielleicht am allererſten wie die verfeinerte Nachbildung von dem kleinen Dornauszieher.“ Sie lachte, holte das süße Knabenfigürchen von einem Wandbrett und stellte es vor Born hin. Er strich mit den Fingern über den lockigen Marmorkopf, schob aber die Statuette gleich mit einem Seufzer zurück und sagte entmutigt: „Man kann es sich doch nicht vorstellen.“

Pia sah ihn aufmerksam an. Ihre Wangen röteten sich leicht. „Schreiben Sie Fräulein Graf doch, daß Sie sich gern von ihr eine Vorstellung machen möchten. Wenn ihr daran liegt, Ihnen diese Freude zu bereiten, wird sie schon ein Mittel ersinnen können.“

„Wie sollte das wohl möglich sein. Wüßten Sie es denn?“

„Ich? — Nein. Aber Martina Graf ist gewiß klüger als ich. Versuchen Sie es doch.“

Der Gedanke erschien ihm töricht, aber er keimte dennoch, wie ein verwehtes Samenkorn in der Erde. Er versuchte unablässig, sich ein Bild von dem Mädchen zu machen, das ihm körperlich fremd und geistig so nahe vertraut war. Und weil er nun schon gewohnt war, ihr alles zu schreiben, was ihn innerlich erfüllte, schrieb er ihr auch dies.

Nach zwei Wochen kam an Borns Adresse eine flache Holzkiste, und als Pia sie auspackte, hob sie aus vielen Hüllen zuletzt eine Gipsplatte, in einen silbernen Rand gefaßt, die anzusehen war wie eine Totenmaske, nur daß das junge, sanfte Gesicht, das der Gips in lebensgroßer Nachbildung wiedergab, nichts Totes an sich hatte, sondern in warmer, glücklicher Lebendigkeit

Digitized by Google

zu lächeln schien. „Hier haben Sie es!“ rief Pia freudig. „Sehen Sie wohl, daß Martina Graf klüger ist als wir.“

In ungläubiger Verwunderung tastete er darüber hin. „Ist das möglich? Ist sie das? Wie ist sie auf den Gedanken gekommen?“

Pia lachte. „Das Ei des Kolumbus. Der Gedanke lag recht nahe, wir haben nur zu weit darüber hinausgesehen. Jetzt erinnere ich mich freilich, daß es ein einfaches Ding ist, seine Gesichtsmaske machen zu lassen. Jeder Anfänger in der Bildhauerkunst bringt das zustande. Ein Tuch um den Kopf gewunden, daß nur das Gesicht freibleibt, die Haut eingefettet, zwei Papierröhrchen in die Nase, damit man atmen kann, die Gipsmasse aufgelegt, wenn sie erstarrt ist, herunter, da ist die Form fertig. Ich habe im Atelier eines Bekannten selbst schon zugeschaut, wie es gemacht wird.“

„Aber man muß Martina Graf sein, um dabei gleich zu wissen, daß man auf diese Weise einen Blinden sehen lassen könnte, was er sich wünscht,“ dachte Born und strich immer wieder mit der Fingerspitze über die feinen Linien.

„Soll ich Ihnen ein bißchen sehen helfen?“ fragte Pia mit der Gefälligkeit eines Kindes. „Das Haar ist dunkel und kraus, so habe ich's auf dem Bilde gesehen, und die Augen sind auch dunkel, und man meint, daß sie sich vor keinem Menschen zu senken brauchen. Die Stirn, ja Sie fühlen es wohl schon, sie macht nicht gerade den Eindruck holder Unwissenheit...“ Sie spitzte den Mund und fügte unschuldig und bescheiden hinzu: „Manche Männer mögen das ja nicht.“

Zu diesem Punkte äußerte sich Born nicht. Sein Finger folgte dem schmalen Nasenrücken und zog die

Digitized by Google

anmutige Biegung der Lippen nach. „Ist das Gesicht sehr ernst?"

„Nicht eigentlich ernst, mehr nachdenklich. Aber ich glaube doch, daß sie sehr herzlich lachen kann, und hinter dem rechten Ohrläppchen steckt ganz gewiß ein kleiner Schalk. Auf dem Bilde, das ich damals sah, trug sie ein dunkles Samtkleid mit einem Spitzenkragen, aber richtige, gute Spitzen. Das machte sich sehr fein."

Er verwies ihr das Mädchengeschwätz nicht; ja, sein Finger glitt unwillkürlich folgend am Halse herunter, fand nur noch ein kleines Stückchen zartrunde Schulter — und dann die leere Gipsplatte unterhalb des Reliefs. Etwas Verwirrendes schien ihn plötzlich zu überfallen. Fremd, unsicher und hilflos saß er zwischen seinen eigenen, nie geschauten vier Pfählen, hörte Pias Kleid rascheln und war dennoch ganz allein. Leere strich fröstelnd um seine Glieder. Er hob die erloschenen Augen in das Sonnenlicht, an dem sonst seine herausfordernde Liebe hing. Aber jetzt kam es ihm nur grell und stechend vor, und er rückte wieder in den Schatten.

Er sah auf einmal so in Einsamkeit vergrämt aus, daß Pias Herz vor Mitleid zitterte. Aber sie wußte wohl, daß sie selber dem trotzigen Menschen nichts Liebes sagen durfte. Und als ob sie nichts anderes im Sinn hätte, suchte sie Packpapier und Bindfäden zusammen und räumte den Tisch zu seiner gewohnten Ordnung auf. Sie trug das Kistchen auf den Boden, obwohl das der Diener hätte tun können, und sah oben eine lange Weile durch die runde Luke ins Weite, aber ihre Gedanken folgten dem schweifenden Blicke nicht. Als sie wieder herunterkam, war sie unbefangen und freundlich, wie es ihrer Stellung entsprach.

Digitized by Google

Nicht viel anders, als sie ihn verlassen hatte, saß Born noch am Schreibtisch. Aber seine Hand lag wieder auf der Gipsplatte, sein Finger zog langsam Linie um Linie nach, und sein Gesicht zeigte den scharf gespannten Ausdruck eines Menschen, der seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Punkt sammelt. Als er Pia kommen hörte, schob er das Relief beiseite.

Sie machte ihm den Vorschlag, es neben dem Schreibtisch an der Wand aufzuhängen. Er gab zögernd zur Antwort: „Nun ja, aber vorläufig kann es ja auch hier liegen bleiben."

„Sie würden es vielleicht einmal aus Versehen herunterstoßen."

Er lächelte seltsam. „Nein, das werde ich nicht."

Wie sollte er auch nur eine Minute lang das vergessen, was das werteste und köstlichste Stück unter all seinen Besitztümern war!

Das Relief behielt seinen Platz zwischen den Büchern. Abends schloß Born es selber achtsam fort, damit die Dienersfrau es beim Aufräumen nicht in die Hand nehme. Anfangs hatte er noch eine leichte Scheu vor Pia empfunden, aber allmählich wurde es ihm gleichgültig, ob sie es sah oder nicht; fast immer, mochte er sprechen oder schweigen, lagen seine Finger auf Martina Grafs leblosem Antlitz: und daß es ihm lebte, das erriet Pia an dem inneren Licht, das seine eigenen Züge warm und glücklich machte.

Von seinen und Martinas Briefen ging kein einziger mehr durch Pias Hände. Er erwähnte ihr gegenüber den Namen der unbekannten Freundin auch kaum mehr; nur, wenn er zuweilen fragte, ob Pia nichts von ihr in den Zeitungen gelesen habe. Dann wußte sie fast stets eine Arbeit Martina Grafs aufzufinden.

Digitized by Google

Pia wurde schweigsamer in dem Maße, in dem Born ihre Unterhaltung entbehrlicher erschien. Und diese Schweigsamkeit mochte wohl ihrem eigenen, inneren Bedürfnis entgegenkommen, denn es war eine leise Unruhe über ihr, die ihr das Sprechen oft lästig und unlieb machte. Sie lächelte wohl, wenn sie Borns Finger über das Relief tasten sah, aber es war ein ängstliches Lächeln, und oft auch ein etwas bitteres, wenn sie daran dachte, wie sie selbst ihm längst nichts Besseres mehr war als eine zuverlässige Maschine.

Dann fragte sie sich zuweilen, ob sie auf Martina Graf eifersüchtig sei — und lächelte wieder, zagend und freudig zugleich.

Der Herbst verblaßte in Novembergrau. Wilde Regengüsse peitschten vom Himmel. Oft kam Pia, mit dem Sturme kämpfend, im Kapuzenmantel aus der Stadt, und ihr Gesicht blühte frischgerötet aus der rauhen Hülle. Oft kam sie wie Frau Holle aus dem Schneesturm, und die Federflöckchen hingen in ihrem krausen Haar. Aber sie kam immer, und nie dachte jemand in Doktor Borns Hause daran, daß sie einmal fehlen könne.

Mit dem Beginn des Winters setzten die gewohnten Veranstaltungen ein. Für Born waren die geistigen Darbietungen der Großstadt ein versagter Labetrunk. Selten, sehr selten ließ er sich von Pia bewegen, da er Musik sehr liebte, wenigstens ein Konzert aufzusuchen. Sie opferte ihm dann auch noch ihre Abendstunden und saß an seiner Seite, bis der Diener ihn abholen kam. Aber wenn sie dann immer wieder sah, wie schwer es seiner verwundbaren Seele wurde, seine Hilflosigkeit vor Fremden zur Schau stellen zu müssen, dann machte sie sich selbst heimliche Vorwürfe, ihn aus seiner grollen-

Digitized by Google

den Einsamkeit herausgelockt zu haben. Nur wenn er dann am anderen Tage am Klavier saß und in einer leisen, fast verträumten Art alles nachspielte, was er gehört hatte, war sie wieder froh, daß sie es getan hatte.

So ging die Zeit still hin. Born dachte nie daran, daß ein so junger, kluger Mensch wie Pia auch des Wechsels bedürfen könne; er war es so gewohnt, sie ganz abseits von allen geselligen Vergnügungen zu wissen, daß er fast erstaunte, als sie ihn endlich auch einmal um einen Urlaub bat. Nur für einen Tag in der ersten Zeit des neuen Jahres. Sie wollte in Verwandtenkreisen eine Hochzeit mitmachen.

Es war ihm gleichgültig, was sie vorhatte; er sagte: „Ja, gern. Erinnern Sie mich zur Zeit." Und damit war die Sache erledigt.

Sie hatte jetzt viel freie Stunden. Wenn er an Martina schrieb, konnte sie lesen oder an ihren Handarbeiten sticheln. Weil sie schnell herausgefühlt hatte, daß er es nicht leiden mochte, wenn sie, wie er meinte, zusah, wie er den kleinen Schreibapparat der Blinden handhabte, zog sie sich dann immer ins Nebenzimmer zurück, und er vergaß sie oft für eine Stunde lang ganz und gar.

Der Briefwechsel zwischen Born und Martina war sehr rege geworden. Es mochte wohl keinen Gedanken seiner Seele geben, den das Mädchen nicht erfuhr, keinen, dem sie nicht hätte folgen wollen und können. Es herrschte eine geistige Gemeinsamkeit zwischen ihnen, die etwas unerschöpflich Schönes war.

Nur von einem persönlichen Kennenlernen war noch nie die Rede in ihren Briefen gewesen. Sie dachte vielleicht nicht daran; und er scheute sich, das Wunderlich-Geheimnisvolle ihrer Freundschaft dem Licht des All-

Digitized by Google

tags und der Wirklichkeit preiszugeben, die ihn, den verbitterten Zweifler, schon so oft enttäuscht hatte.

Sein Verstand sagte hart und herrisch: „Besser nie! Man kann das Gebrechen eines anderen viel leichter ertragen, wenn man es nicht sieht." Aber in seinem innersten Herzen wartete eine traurige, demütige Sehnsucht dennoch darauf, sie einmal als Menschen neben sich zu spüren.

Weil er Martina Grafs Namen nicht nannte, sprach Pia auch nicht mehr von ihr. Aber eines Tages fragte sie doch, fast schüchternen Tones: „Hat Fräulein Graf Ihnen geschrieben, daß sie nach Weihnachten hier in der Literarischen Gesellschaft einen Abend lesen wird?"

Er fuhr merklich zusammen. „Nein, wer sagt Ihnen das?"

„Die Zeitungen haben letzthin die Vornotiz gebracht. Aber der Tag ist noch nicht genannt."

Born saß wortlos in grübelndem Schrecken. Sie kam her; sie würde ihm nahe sein; sie würde zu den Menschen sprechen, Fremden sagen, was das Tiefste und Stärkste ihrer Seele war — Fremde würden ihre Stimme hören, ihre Erscheinung mit den Blicken erfassen — — und er selber saß einsam und fern, und undurchdringliche Dunkelheit lag zwischen ihm und ihr. Wollte sie ihm nichts davon sagen? Wollte sie an ihm vorbeigehen?

Schon ihr nächster Brief brachte ihm die Antwort: „Lieber Freund! Nun muß ich Ihnen etwas Neues erzählen und weiß nicht, ob es Sie freuen oder betrüben wird: daß ich Anfang Januar in Ihrer Stadt lesen werde. Es ist eine Auszeichnung für mich, denn Ihre Literarische Gesellschaft ist die anspruchsvollste und wählerischste, und so ein Nebensternchen wie ich muß

Digitized by Google

über die Einladung sehr beglückt sein. Ich freue mich auch sehr — nur macht es mich unruhig, daß ich nicht weiß, wie Sie darüber denken ..."

Und das wußte Albrecht Born selber auch nicht. Eine tiefe Erregung hatte ihn erfaßt und wich nicht wieder von ihm.

Dem ersten, jähen Gedanken: „Ich will ihr zuhören," folgten hundert andere, widersprechend, unschlüssig, freudevoll und von Angst bedrückt. Wenn er sich eben vorgenommen hatte, ihretwegen seinen Widerwillen gegen den Besuch öffentlicher Veranstaltungen zu überwinden, so stellte er sich im nächsten Augenblick vor, welchen kläglichen, mitleiderregenden Eindruck es auf sie machen würde, wenn sie sehen mußte, wie der Diener ihn, den in ungewohnten Räumen Unsicheren und vielleicht Ungeschickten, am Arme durch die Reihen schob. Schaudernd, die Zähne in die Lippe beißend, dachte er: „Nein! Ich ertrüg's nicht! Wenn es sein soll, dann nur hier, wo ich zu Hause bin. Und auch da ist es noch furchtbar für mich."

In diesem Sinne antwortete er ihr, bat sie, für eine Stunde zu ihm zu kommen, da er ein Gefangener in seinem Hause sei. Die Bitte wurde ihm schwer und machte ihn unruhig, auch um ihretwillen. Ob er sie durch das Ansinnen auch nicht kränkte? Er wußte so wenig von der neuzeitlichen Frau, die mitten im Leben steht, von ihrer größeren Freiheit, von der vornehmeren Auffassung, die veraltete Kleinlichkeit nicht mehr binden darf; aber das fühlte er dennoch dunkel, daß Martina Graf sich ihre Gesetze selber machen konnte.

Sie ließ ein wenig auf ihre Antwort warten, und dann schrieb sie unsicher und befangen, wie er es an ihr nicht gewohnt war:

Digitized by Google

„Lieber Freund, ich kann nicht so ganz einfach ja oder nein sagen. Sind Sie ganz gewiß, daß nichts an mir Sie enttäuschen könnte? Unsere Freundschaft ist so schön wie ein kristallenes Kleinod — gerade, weil gar nichts Persönliches sie beschwert. Wissen Sie, wie schwer der Schritt vom geschriebenen Wort zum gesprochenen sein kann? Auch die Geschicktesten sind nicht gefeit, dabei zu straucheln. Sie stellen sich auch vielleicht zuviel von mir vor. Und nur der Wunsch leuchtet — die Erfüllung ist blaß. Überlegen Sie sich's noch einmal, ob Sie bei Ihrer Bitte beharren."

Born lächelte über diesen Brief, dessen mädchenhafte Ängstlichkeit für ihn etwas Rührendes hatte. Sie mochte im allgemeinen recht haben: Briefe sind trügerische Brücken. Aber in diesem besonderen Fall traf das nicht zu. Das vermochte er sich mit einer wundervollen Ruhe der Überzeugung zu sagen, daß das, was Martina Graf schrieb, echt war in jedem Worte. Das hätte er gefühlt, selbst wenn sie ihm vollkommen gleichgültig gewesen wäre. Leichtgläubige Jünglingsschwärmerei lag nicht mehr in seiner Art. So ließ er sie wissen, daß er bei seiner Bitte blieb.

Die Zeit bis zu Martinas Vortragsabend wurde ihm lang. Es war in seiner heimlichen Freude doch etwas Banges und Aufgeregtes, das ihn nervös machte. So wetterwendisch und zerstreut war er vorher noch nie gewesen. Er vermochte nicht, mit Pia über den bevorstehenden Besuch zu sprechen. Manchmal wollte er es tun, um der Sache etwas Belangloses zu geben; aber weil er nicht unbefangen war, konnte er auch nicht unbefangen scheinen. Und so unterließ er es unmutig und war im Inneren froh, daß der Tag, für den Pia sich Urlaub erbeten hatte, mit dem zusammenfiel, an

Digitized by Google

dessen Abend Martina in der Literarischen Gesellschaft lesen sollte.

Mit der Frühpost dieses Tages kamen ein paar Zeilen.

„Vor meinem Vortrag kann ich nicht mit Ihnen reden, ich brauche meine ganze Ruhe für mich selbst. Aber morgen vormittag will ich Sie aufsuchen."

Born steckte das dicke, gelbe Blatt in die Brusttasche.

„Sie brauchen morgen erst nachmittags herauszukommen, Fräulein Markgraf. Schlafen Sie sich aus."

„Ja," sagte sie teilnahmlos, nicht so, als ob er ihr eine Freundlichkeit anböte. Ihr Blick streifte ihn heimlich und ging dann in das wirbelnde Schneegestöber hinaus — ganz ins Weite und Leere...

Sie hatte sich in den letzten Wochen verändert. Es war ein Grübeln an ihr und ein Schweigen, das nicht aus innerer Ruhe kam. Aber Born war versponnen in seine eigenen Gedanken, er achtete es nicht.

Als sie um die Mittagstunde gegangen war, blieb das Haus hinter ihr wie ausgestorben zurück. Sonst klang doch zuweilen ihr leichter Schritt über die Treppen, oder sie summte draußen ein Lied vor sich hin, schlug im Vorbeigehen mit flüchtigen Fingern eine Melodie auf dem Klavier an. Wenn sie nicht da war, schien es, als ob man im Hause die langsamen Minuten einzeln abrollen hörte.

Heute empfand Born diese Lautlosigkeit, die ihn sonst oft quälte, fast weihevoll. Es war das Schweigen, das der feierlichen Erwartung ziemte. Alle seine Gedanken gingen Martina grüßend entgegen. Er hatte keine Zeit zum Essen, zum Reden, zum Lesen seiner Blindenschriften, zum Schlafen. Er mußte warten.

Digitized by Google

Auf die Stunde warten, in der Martina ihm gegenüberstehen würde.

Nun war sie vielleicht schon in der Stadt, in ihrem Hotel. Sie mußte sich ankleiden, ruhen, sich sammeln, ehe sie zu den Menschen sprach. Wo sie herkam, wußte er nicht einmal. Seine Briefe gingen an ihren Verlag. Er hatte diesen Nebenumstand bisher kaum beachtet, so viel hatte er innerlich mit Frage und Antwort an sie zu tun. Jetzt war es auf einmal wichtig, ob sie eine weite Reise gehabt hatte, ob sie müde davon sein mußte. Er dachte lächelnd auch an ihr Kleid und sah sie nur vor sich, wie Pia sie geschildert hatte, in dunklem Samt, alte Spitzen über den Schultern.

Aber er dachte kaum daran, ob sie wohl Erfolg haben würde. Was konnte ein bißchen mehr oder weniger Beifall für diese ragende, leuchtende Seele ausmachen.

In seltsam fieberiger Benommenheit verging ihm der Abend, verging die Nacht. Zögernd, wie Fremdlinge, kamen die Stunden des Morgens, standen wortlos vor dem Wortlosen und gingen wieder, eine nach der anderen — die achte — die neunte — die zehnte — die elfte — —

Dann schlug die Klingel an. Borns Hände waren kalt. Er wollte ein Buch ergreifen, damit es aussähe, als ob er nicht seit früh an horchend und harrend gesessen hätte. Aber es entglitt seinen Fingern. Nun würde der Diener kommen und einen Besuch melden — Und dann — — —?

Der Diener kam nicht.

Es war nur ein Laut im Nebenzimmer, ein Knistern, ein Atmen. Zwei zitternde Hände umschlossen die seinen, ehe er aufspringen konnte. Das Flüstern einer

Digitized by Google

versagenden Stimme kam wie ein Hauch an sein Ohr: „Martina."

Seine Hände legten sich um ihre Rechte. Sein Gesicht drückte sich in die weiche, warme Handfläche. Wie ein Rinnen und Strömen ging es durch seine Adern, wie ein tiefes, tiefes, süßes Erfassen alles dessen, was Traum gewesen war und nun Erfüllung wurde ...

Er hatte vor dem ersten Worte gebangt, und nun fühlte er: es war schon alles zwischen ihnen gesagt und verstanden.

Er hob suchend das Gesicht empor, als ob ihm doch ein Abglanz ihrer Gegenwart in die Seele fallen müßte. Seine Hände umfaßten die ihren fester, sein Ohr schärfte sich. „Martina — rede — —"

Ein Zittern und Seufzen, ein langes Schweigen. Dann eine tonlose, erstickte Stimme: „Wo könnt' ich Worte finden."

Jählings, horchend bog er sich vor. Der fahle Schrecken lief über sein Gesicht. Er sprang auf die Füße. „Martina — — ist das deine Stimme?"

Die Finger zwischen den seinen wurden langsam kalt. Er fühlte, wie ein Schauer die Gestalt rüttelte, die er nicht sehen konnte. Und die weichen, kalten Finger nahmen seine Hand und führten sie über ein junges Gesicht, das er kannte, Zug um Zug, und dessen todblasse Angst ihm nun dennoch verborgen blieb. Eine Stimme, die er jahrelang gehört hatte, fragte fast schluchzend: „Bin ich Martina?"

Mit einem dumpfen Laut wich er zurück. Die lichtlosen Augen wollten aus ihren Höhlen drängen, zu sehen; zu sehen, was er nicht glauben konnte. Das Entsetzen schlug um in zischenden Zorn.

Digitized by Google

„Sie sind es? Sie! Sie haben gewagt, diese Komödie mit mir zu spielen?"

„Ich bin Martina," stammelte sie. „Pia Martina Markgraf im Leben, Martina Graf in meinen Büchern."

Er stand fassungslos, betäubt, wie einer, der aus leuchtendem Tagesglanz in pfadlose Nacht gestoßen ist. Mechanisch griff seine Hand nach dem Relief, fand nur in lebloser Nachbildung dasselbe, was eben warm und lebendig unter seinen Fingern gepulst hatte — fand Pia, die Martina war.

Eine tiefe, hilflose Enttäuschung stand in seinen Zügen. Er setzte sich schwer hin und fragte nach sekundenlangem Schweigen: „Warum haben Sie das getan?" Es war keine Frage, kein Vorwurf, er wartete nicht auf Antwort. Doch sie gab sie ihm in sprühender Erregung, mit dem leidenschaftlichen Stolz der Wahrheit.

„Weil Sie es mir wert waren, weil ich wußte, wer ich bin. Wer hat meine Bücher geschrieben? Wer hat meine Briefe geschrieben? Wer hat Antwort gewußt auf Ihre Fragen? Wer hat Ihre versunkene und versandete Seele wieder lebendig gemacht? Und nun bin ich nur Pia Markgraf, die Alltäglichkeit — nur der Sperling in der Hand, dessen niemand achtet!"

Er erwiderte nichts, und sie fühlte nun, daß er nicht imstande war, in Pia Martina zu fassen. Ihr Gesicht wurde bleich.

Langsam streifte sie die Handschuhe über, wandte sich zum Gehen — er machte keine Bewegung. Da sagte sie mit bitterer Gefaßtheit: „Leben Sie wohl!" und schritt, ohne sich umzusehen, zur Tür hinaus.

Mit brennendem Blick ging sie ihres Weges, das Herz in Scham und Weh vernichtet...

Willenlos horchte er ihrem Schritte nach. Nun

Digitized by Google

fiel die Haustür hinter ihr ins Schloß — nun klirrte das Gartentor — — nun war alles still.

Da erst fuhr er auf. Es wäre doch noch so viel zu sagen gewesen. Aber seine Hand griff ins Leere.

Pia war fort. Und mit ihr war Martina gegangen.

Fröstelnd stand er auf, durchmaß die vertrauten Räume, deren Stille drückend wurde wie eine atembeklemmende Last. Was war doch Wunderliches und Schweres geschehen in diesen wenigen Minuten? Martina Graf war gestorben — die Frau, in deren Hände er seine ganze Seele gelegt hatte. Sie war gestorben und hatte doch überhaupt nicht gelebt.

Er stand still und grübelte dem Gedanken nach, der so schwer zu fassen war. Wem hatte er sein tiefstes Herz aufgeschlossen? Dem Mädchen, das unbeachtet neben ihm gesessen hatte. Ein geheimnisvoller Briefwechsel zwischen zwei Menschen, die tagein tagaus im selben Zimmer weilten. Das Lächerliche dieser Vorstellung trieb ihm die jähe Zornglut in die Stirn.

In Grimm und Scham stieß er mit der geballten Hand nach dem Relief auf seinem Schreibtische — und spürte auf einmal wieder die Wärme des jungen, lebendigen Gesichts, den Atemzug, der von den bange flüsternden Lippen wehte, das Zittern der langen Wimpern —

Der Zorn verflog. „Wie ist es möglich? Wie ist es möglich?" fragte er fassungslos. Er hielt das Bild in den Händen und wartete auf Antwort, die nicht kam. Behutsam legte er die Platte auf ihren alten Platz und setzte sich nieder.

Die Leere um ihn her hatte plötzlich etwas Horchendes, Lauerndes. Er fühlte sich so gequält, fast geängstigt; so preisgegeben. Ihm war, als ob nie wieder eine

Digitized by Google

Menschenseele den Weg in seine lichtlose Verlassenheit fände. Hatte er nie eine gehabt? Oder hatte er sie nicht mehr? Oder hatte er sie, näher denn je zuvor?

Hastig nahm er Martinas Briefe aus dem Fache, sein Finger glitt über die Zeilen, wahllos, hier und da, doch überall fand er kluge Güte, ein reiches, reines Herz, und so viel Geduld — Wie hatte ihn das glücklich gemacht! Und nun — war es aus, weil es greifbar neben ihm blühte? Welch hirnverbrannter Widersinn!

Warum war Pia so schnell gegangen? Sie, die bisher alles verstanden hatte, verstand sie jetzt das nicht, daß sein bestürztes Herz Zeit gebrauchte, die heimlich geliebte, unbekannte Seele in einer altgewohnten Gestalt verkörpert zu finden?

Unruhig fragte er sich, ob Pia morgen auch wieder käme. Hatte er sie gekränkt in der ersten Verwirrung, so wollte er es ihr gern abbitten. Er versenkte sich wieder in die Briefe, las sie vom ersten bis zum letzten, mit heißer Stirn und klopfendem Herzen. Und immer tiefer wurde das Wundern, daß dieser ins Wesenlose hineingesponnene Traum sich in einer warmen, lieblichen Wirklichkeit auflösen sollte.

Alles, was ihm flüchtig an Pia aufgefallen war, ihr Wissen, ihre Strebsamkeit, ihre Arbeitskraft — und mehr noch: die liebreiche Geduld, die lautlose Fürsorge, die er wohl gefühlt, aber in seinen Gedanken ganz übergangen hatte, alles fiel ihm jetzt ein und war bedeutsam und wunderbar, ein Erlebnis, erschütternd und holdselig zugleich.

„Weil sie Martina war! Daß ich es nicht geahnt habe."

Er sah die beiden nebeneinander stehen, zweimal

Digitized by Google

dieselbe, und mit silbernen Fäden und Rosenketten umwanden sie sich und kamen sich näher und näher und wurden Traum zu Wirklichkeit und Wirklichkeit zum Traume — — —

Es war ein langer Abend, eine lange Nacht voll wacher, wartender Stunden. Der Morgen brachte nur ungewisses Harren, das zu bitterer Sorge wurde, als Pia nicht kam.

Er schalt sich selbst, daß er sie erwarte, ohne sie erst gerufen zu haben. Was mußte sie empfinden, da er gestern den ganzen Tag hatte verstreichen lassen, ohne sie bittend zu suchen.

Ein paar Zeilen schrieb er, nur kurz, weil er für mehr nicht Worte fand: „Lassen Sie mich nicht allein. Ich habe Ihnen so viel zu sagen. Albrecht." Die sandte er ihr durch den Diener. Es war ihm schwer, dem Manne gegenüber einige gleichgültige Worte für den Auftrag zu finden.

Als er fort war, kam ihm die Angst. Er hätte mehr schreiben müssen. Sollte das genug sein für ein stolzes, verwundetes, leidendes Herz? In verhaltener Erregung sann er sich aus, was er ihr alles sagen mußte, damit sie ihn auch ganz verstehe.

Dann wieder dachte er an ihre Briefe, wie sie jede Schwingung seiner Seele so tief erfaßt hatte, und fragte sich, wozu es wohl der Worte bedürfe zwischen ihnen.

Nach Stunden endlich ging das Gartentor, und sein überfeines Ohr erlauschte den vertrauten Schritt, der heute leiser und zögernder war als sonst. Nun kam sie ins Haus, nun sprach sie draußen, nun raschelte ihr Kleid im Nebenzimmer.

Mehr, als daß er es hörte, fühlte er, wie sie auf die

Digitized by Google

Schwelle trat. Wortlos, fast befangen, streckte er ihr die Hand entgegen, und es dauerte eine geraume Weile, bis sich ihre Finger hineinlegten.

„Verstehen Sie es denn nicht, daß ich mich erst hineinfinden mußte?"

So ernst und weich hatte seine Stimme noch nie geklungen. Mit gesenktem Gesicht stand Pia vor ihm, selbst noch unter seinem erloschenen Blick erglühend. Als er die Hand erhob und sie sacht über ihre Züge gleiten ließ, wich sie zurück. Er ehrte ihre Scheu und hielt nur ihre Finger fester umspannt, damit er wenigstens etwas hatte, um seinem ungläubigen Herzen zu beweisen, daß blühendes Leben neben ihm stand.

„Ihre Augen sind so heiß," sagte er leise. „Sie haben nicht geschlafen."

Pia schüttelte den Kopf, da zog er sie ein wenig näher an sich heran. „Ich auch nicht — ich habe Ihre Briefe gelesen."

Die Blätter lagen noch auf dem Schreibtisch; er nahm sie zur Hand und las halblaut alle die Stellen, die er am meisten liebte, in denen am tiefsten Martinas Herz und Seele offenbar wurde.

Und wenn er eine davon gelesen hatte, zog er Pias Hand an seine Wange und fragte: „Und das alles hat Pia geschrieben?"

Es war, als ob vor seinem inneren Auge die Schleier fielen. Er konnte reden von dem, was das Tiefste seiner Seele war und was er trotzig verwahrt hatte vor jedes Menschen Ohr. Und daß er es tun konnte, das war ihm nun wie Inhalt für ein ganzes Menschenleben.

Als er, nach einer Stunde wohl, die Hand wieder suchend über ihr Gesicht gleiten ließ, wehrte sie ihm

Digitized by Google

nicht mehr. Er fragte leise, lächelnd und staunend: „Wie soll ich nun sagen: Martina oder Pia?"

„Nennen Sie mich mit dem Namen, der Ihnen am nächsten und am liebsten ist."

„Dann muß ich Pia sagen — weil Pia die Wirklichkeit ist."

Mit Augen, die unter Tränen strahlten, fragte sie: „Ist die Taube auf dem Dache nicht doch besser?"

Aber er lachte. „Der kleine Sperling in meiner Hand soll großmütig sein und mir nicht vorhalten, daß ich ein Tor gewesen bin."

So gut er Martina vorher gekannt hatte, nun war es doch, als ob er in ein fremdes, schönes Land eindringe, das ihm Schritt für Schritt neue Reichtümer offenbarte. In allem, was er zu sagen und zu fragen hatte, fiel ihm erst spät ein, daß er ja noch nichts über den Ausgang des vorgestrigen Abends wisse. Nun drängte es ihn, jede Einzelheit zu erfahren.

„Es war ein Erfolg, die Zeitungen sagen: ein großer Erfolg," erwiderte sie in warmer Freude. „Nun kann es wohl werden, daß ich den Weg frei bekomme. Bisher war das Schreiben doch nur die Arbeit meiner Abendstunden."

Er wandte ihr erschrocken das Gesicht zu. „Und jetzt?"

Sie zögerte ein wenig mit der Antwort. Aber es mußte doch gesagt sein, daß sie nicht immer seine Sekretärin bleiben konnte. „Gestern ist mir die Leitung einer neuen, sehr vornehm gedachten Frauenzeitschrift angeboten worden. Das würde mir viele Möglichkeiten eröffnen, und ich würde nebenbei doch reichlich Zeit für mein eigenes Schaffen behalten."

„Das heißt mit anderen Worten: daß Sie mich verlassen wollen."

Digitized by Google

„Wollen nicht, aber zum Müssen wird es doch einmal kommen, wenn ich für meine Zukunft sorgen will. Wäre es nicht eine Schande für mich, wenn ich mich auf Vaters Pension verlassen wollte?" Sie sah seine schmerzliche Betroffenheit, die fast etwas Hilfloses an sich hatte, und strich tröstend über seine Hand. „Das trennt uns doch nicht. Ich bleibe ja hier am Orte."

„Sollen Sie den ganzen Tag in einer Redaktion sitzen? Was hab' ich dann von Ihnen!"

„Aber nein, ich habe ja keinen Redaktionsdienst. Ich arbeite zu Hause."

Seine Stirn erhellte sich. „Dann können Sie doch hier arbeiten. Die Zeit lasse ich Ihnen, wenn ich nur hören darf, was Sie denken und schreiben. Dann habe ich teil an Ihrem Innenleben, Ihren Erfolgen und brauche doch den einzigen Menschen nicht zu missen, dem ich vertrauen kann."

Ein wenig betrübt schüttelte sie den Kopf. „Das geht ja nicht. Ich habe ja dann und wann auch hier einmal etwas geschrieben, wenn Sie mich gerade nicht brauchten; aber das waren nur ein paar flüchtige Zeilen."

„Was war das? Etwas, das ich kenne?"

Sie lachte fröhlich. „Ja, die ‚Fabel vom Glück', das kleine Ding, mit dem Martina Graf Sie eigentlich für sich gewonnen hat, das habe ich drüben am Eßtisch, zwischen den Kaffeetassen und der Honigschale geschrieben."

„Also das — gerade das," sagte er versonnen. „Und da wollen Sie mich glauben machen, daß Sie bei mir nicht schaffen könnten?"

Pia wurde ernst. „Andauernde, umfangreiche Arbeit, die meinen ganzen inneren Menschen in Anspruch nimmt,

Digitized by Google

die kann ich nur zu Hause leisten. Es ist ein Unterschied: schnell etwas hinwerfen oder in langer, ringender Arbeit ein Werk formen, das ein Stück Leben bedeutet."

„Ja, das können Sie nur in Ihrem eigenen Heim," sagte er langsam. „Das kann ich verstehen, daß ein fremder Ort einem dazu nicht taugt."

Langsam ging er durch das Zimmer, hinüber in den anstoßenden Raum, und stand an dem Eichentisch, an dem sie heimlich die kluge, wehmütige Fabel vom Glück der Menschen geschrieben hatte. Aber er dachte nicht an die Worte, die ihm zuerst so wahr erschienen waren. Er dachte an etwas anderes und lächelte. Sie sah ihm entgegen, als er wieder zurückkam, und sah sein Gesicht leuchten in einem inneren Glanz, der vorher lange, lange erloschen gewesen.

Er trat hinter sie. „Und es geht doch — wenn dies Haus dein eigenes Heim sein wird."

Und wieder war es, als sei schon alles zwischen ihnen gesagt und verstanden, als er ihren Kopf zurückbog und ihre Lippen suchte.

Digitized by Google

Geheimgesellschaften und Sonderbünde

Von Odfried Imhoff

Keine Zeit und kein Volk der Erde war jemals ohne geheime Bünde und Gesellschaften. Die Neger Zentralafrikas, die Rothäute Amerikas, die Australier kennen geheime Verbindungen, deren Bräuche die gelehrte Forschung immer wieder beschäftigen. Solange Menschen leben, werden Verbindungen unter ihnen entstehen, die aus innerer Notwendigkeit fordern, daß ihre Absichten und Ziele verborgen bleiben. Andere Bünde, darunter die meisten politischen der neueren Zeit, treten offen auf und scheuen in keiner ihrer Formen das Licht des Tages.

Die ältesten geheimen Gesellschaften der Ägypter und Griechen waren religiöser Natur oder trugen philosophisches Gepräge; scharfe Trennung nach der einen oder anderen Seite läßt sich in vielen Fällen nur mit größter Achtsamkeit vollziehen, denn die Grenzen sind fließend. Geheimverbände, wie die Femgerichte, wären eher als bloße Vereinigungen anzusehen, die sich zu Zeiten der Rechtsunsicherheit für die Aufrechterhaltung von Recht und Gesetz bemühten; aber auch in diesem Falle läßt sich nicht übersehen, daß Glaubensformen und besondere Sitten als treibende und bestimmende Mächte mitwirkten und die Rechtsauffassungen geheimer Spruchabgabe beeinflußten. Die geheimen Vereinigungen der älteren Alchimisten scheinen allerdings mehr „wissenschaftlicher" Natur gewesen zu sein, doch sind auch die vielen dunkeln Wendungen ihrer Überlieferungen Zeugnis dafür, daß es ihnen um religiöse Neuerung oder Besserung zu tun war; besonders die Böhmisten und die Gesellschaft der Rosenkreuzer waren von Wunsch

Digitized by Google

und Absicht erfüllt, eine neue, gereinigte Gotteslehre in die Welt zu bringen.

Würde man zwei Gruppen bilden und die geheimen Gesellschaften in religiöse und politische sondern, so ergäbe sich bis in die neueste Zeit herein immer wieder, daß man auch diese Grenzen nicht sicher zu ziehen vermag. Schon darum nicht, weil es Stunden in der Geschichte gab und gibt, wo der Wunsch nach Macht eine lange geheim wirkende, nur ethisch gestimmte Gruppe vor die Notwendigkeit stellt, sich um politischen Einfluß zu bemühen. Ohne die Geheimgesellschaften und ihre Tätigkeit würde die „Gewaltherrschaft in der gesamten Weltgeschichte allmächtig gewesen sein; die Geschichte würde ohne sie weder Ziel noch Wirkung gehabt haben, wenn solche Verbände nicht den Willen zum Widerstand aufgestachelt hätten".

Naturnotwendig ergibt sich aus den verschieden gearteten gesellschaftlichen Schichtungen aller Zeiten, daß geheime Verbände in allen möglichen Kreisen bestanden. Italien, das Land jahrhundertelanger politischer Gärungen und Umwälzungen, ist noch heute von Gruppen beeinflußt, deren eigentliche Wirksamkeit sich im Dunkel birgt. Ludwig Keller brachte den Nachweis, daß im 13. und 14. Jahrhundert und schon seit den Albigenserkriegen (1208 bis 1229) zahlreiche geistige Kräfte, die sich aus dieser großen Katastrophe gerettet hatten, an die festgeschlossenen Gewerkschaften und Gilden der Städte sich anschlossen. Diese Gesellschaften bildeten die Rückzugslinie und die Mehrzahl der bestehenden Gilden, zumal jene der vornehmeren Gewerbe, bei denen sich von jeher auch Mitglieder des städtischen wie des ländlichen Adels gern als „Brüder" aufnehmen ließen. Das aufblühende Florenz erlebte das Glück,

Digitized by Google

ein kräftiges Zusammenwirken der großen Adelsfamilien mit der aufstrebenden Bürgerschaft zu erreichen: die kämpfenden Gewerke fanden in den Geschlechtern der Alberti — die aus Deutschland stammten — und der Medici gleichsam das Schwert, und in Männern wie Dante und Petrarca den Schild, dessen sie zur Durchführung des Kampfes wider ihre mächtigen Gegner bedurften. Der Einfluß der Florentiner Zünfte auf die gesamte Entwicklung des Staatswesens war in jener Zeit höchst bedeutend. Die Weber schufen sich eine den Weltmarkt beherrschende Stellung und gewannen im kaufmännischen Verkehr mit dem Orient Einblicke nicht nur in das gewerbliche, sondern auch in das geistige Leben dieser Kulturländer, die aus der antiken, griechisch-orientalischen Weisheit viele Überlieferungen bewahrt hatten. Die Vertreter eines so großen, wirtschaftlich unabhängigen Gewerbes wurden zu Vermittlern dieser Gedankenwelt für das Abendland; so konnte sich neben der Weltanschauung der Kirche eine neue Art der Allgemeinbildung anbahnen und durchsetzen, die auf selbständigen Grundlagen ruhte. Mächtig war auch der Gildeneinfluß der Goldwirker und Goldschmiede und die Zunft der Wechsler.

Mit der wachsenden Bautätigkeit der großen Städte entfaltete sich die Gewerksgenossenschaft der Bauleute und der eng mit ihnen verschwisterten Kunsthandwerker, Künstler und Mathematiker. Gleich den Webern stützten sich die Bauinnungen des Abendlandes auf uralte Überlieferungen, die auf den Orient, vor allem aber auf Griechenland und Ägypten zurückgingen. Die Bauinnungen standen bis ins 16. Jahrhundert hinein als freie Genossenschaft außerhalb der sonstigen Gewerbegilden, und damit auch außerhalb staatlicher oder

Digitized by Google

städtischer Verfassungen und Ordnung. Sie gliederten sich in große nationale Gruppen und fanden sich zu örtlichen Verbindungen als „Hütte" meist nur dort zusammen, wo die Ausführung großer Bauten ihre Vereinigung nötig machte. Eigene Gerichtsbarkeit war eines der obersten Rechte der Bauhütte; seit 1459 galt es gemeinsam für alle Hütten. Unter Kaiser Maximilian I. wurde es 1489 bestätigt und 1563 einer teilweisen Umgestaltung unterworfen. Diese Eigenart der Genossenschaft brachte es mit sich, daß sich unter ihren Gliedern größere wirtschaftliche und geistige Selbständigkeit als bei anderen Gewerken entfaltete, daß sie zu einem selbstbewußten Ganzen heranwuchs. Die immer angezweifelte Überlieferung der Bauhütte, wonach in allen Jahrhunderten Könige, Herzoge, Fürsten und Grafen Mitglieder der „Hütten" oder Logen gewesen waren, hat sich als Wahrheit erwiesen. Seit 1248 war diesen „Brüderschaften", in denen Mitglieder aller Stände und Berufsarten, Adelige, Bürgerliche, Laien und auch Geistliche, ja regierende Häupter und Fürsten ein gemeinsames Band einte, mit Auflösung gedroht worden, „gleichviel unter welchem Namen sie auftraten". Alle Gelübde, die bei der Aufnahme an Eidesstatt gemacht wurden, sollten ungültig und die „Brüder" zur Buße verpflichtet sein. Diese Verbote folgten in kurzen Abständen und wurden immer dringlicher; der Brudername, Rang, Titel, Gelübde, geheime Zeichen und Symbole sollten nicht geduldet werden, am wenigsten aber die Aufnahme von Männern aus allen Ständen. Eine der Rittergesellschaften vom „Stern", die 1372 entstand, wurde unter Kaiser Karl IV. († 1378) „böse und verderblich" genannt, ihre Mitglieder als „Mordbrenner und Räuberbande" bezeichnet. Unter diesen

Digitized by Google

angeblichen Mordbrennern waren der Herzog Otto von Braunschweig-Göttingen, der Graf von Nassau-Dillenburg, der von Ziegenhain, und neben vielen anderen Adeligen die damals mächtigen Herren von Büdingen.

Die „Brüderschaften" bestanden trotz aller Verbote und abenteuerlichen Anschuldigungen fort. Um 1500 versammelte sich die „Brüderschaft zur Kelle", die aus Künstlern, Kaufleuten, Ärzten und Gelehrten bestand, in der symbolischen Bekleidung von Maurern mit Schurzfell und Kelle. Auf dem Boden der alten, mächtig gewordenen Gilden und auf den Hütten der Bauleute mit ihren Mitgliedern aus allen Ständen ruhen die späteren humanistischen Akademien der Renaissance, die ohne diese innigen Zusammenhänge wohl nicht so erstaunlich rasch herangewachsen wären. Daß die Bauhütten nirgends von den Gegnern auf politischen oder sozialen Gebieten genannt werden, beweist, daß sie vor allem geistige Güter pflegten. Keller sagt: „Nur wenige Historiker haben es eingesehen und ausgesprochen, daß für die Erkenntnis der Geistesgeschichte der mittleren Jahrhunderte die ‚Kunst' der Bauhütten von großer Bedeutung war."

Anders wirkten jene unzähligen Geheimbünde, die sich zur Aufgabe machten, sozialen und politischen Schäden entgegenzuwirken. Zur Stunde erlebten wir die im Blut vorläufig erstickte Revolution in Irland. Die englische Militärbehörde überwies bis um Mitte Mai 1255 Iren dem Kriegsgericht zur Aburteilung. Dreiundzwanzig Todesurteile wurden bekannt und elf der Anführer erschossen. Die schamlos von England vergewaltigten und mißhandelten Söhne Erins sind seit Jahrhunderten gegen ihre Unterdrücker zu geheimen Gesellschaften gezwungen. Die Namen der durch ge-

Digitized by Google

richtliche Verhandlungen bekannt gewordenen Bünde würden allein eine dieser Seiten füllen. Ein englischer „Geschichtschreiber" berichtet mit schamloser Verlogenheit über diese „bedauernswerten Verblendeten". Er sagt: „In ihrem Elend und tiefen Aberglauben hilflos, vom Haß gegen ihre Eroberer, die Beherrscher Englands, irregeführt, gründeten die Irländer geheime Verbindungen nicht so sehr zur Bekämpfung der Übelstände als gegen ihre oft nur vermeintlichen Urheber." Nach Charles William Heckethorns Darstellung begreift man kaum, warum die Irländer sich durch lange Jahrhunderte gegen England erhoben. Er weiß kein Wort davon, daß man die Iren von Haus und Hof jagte, durch „gesetzliche" Kniffe bis zum buchstäblichen Verhungern brachte, daß man ihnen durch englische Regimenter die Frucht auf den Feldern vernichten ließ und den Verhungernden das Recht weigerte auszuwandern.

England hat aus der grünen Insel, dem „Paradies Erins", bewußt ein Land des krassesten Elends gemacht und opferte Hunderttausende seiner habsüchtigen Machtgier. Aus den fruchttragendsten Ackergebieten wurde durch „Gesetze" Brach- und Ödland gewaltsam geschaffen, nur noch der Kartoffelbau neben wenigem Getreidefeld erlaubt und zuletzt 1761 auch noch das Recht der freien Weide aufgehoben, nachdem Grund und Boden den Iren geraubt worden war. Um diese Zeit, als die englischen Grundherren die Gemeindewiesen einfriedigten und als Weideplätze verboten, gründeten die verzweifelten Iren 1761 den Geheimbund der „Weißen Bursche". Sie nannten sich auch „Niederreißer", weil sie geschworen hatten, die verhaßten Einzäunungen vom heimischen Boden, um den man sie brachte, zu vertilgen. Nicht nur die katholischen, auch die protestantischen Irländer

Digitized by Google

wurden in Not und Elend mit schamlosen Mitteln gehetzt. Die Gesellschaft der „Eichenbursche" lehnte sich zur gleichen Zeit mit den „Weißen", besonders in der Provinz Ulster auf. Kühl sagt Heckethorn: „Als sie mit gesetzlichen Mitteln nichts erreichten, griffen sie zu den Waffen, wurden aber von den englischen Regierungstruppen besiegt und aufgelöst."

Gleichfalls um diese Zeit verpachtete man irische Farmen zur schamlosesten Ausbeutung an englische Kaufleute aus Belfast und machte die irischen Pächter zu Bettlern. Heckethorn sagt mit frömmelndem Augenaufschlag: „Die Bedauernswerten vereinigten sich zu einem Geheimbund der ‚Stahlherzen'. Dieser Name sollte die Strenge und Ausdauer andeuten, mit welcher sie an den neuen Pächtern ihrer Farmen Rache zu üben gedachten. Sie töteten viele, brannten Gehöfte nieder und vernichteten die Ernten. Da lösten die Behörden 1773 den Bund auf, und zahlreiche Irländer flüchteten nach den Vereinigten Staaten, wo sie sich dem Aufstand der Ansiedler gegen England anschlossen. Um 1785 entstanden neue Geheimbünde: die protestantischen „Tagesanbruchbursche" und der katholische Bund der „Verteidiger". Da brach 1789 der große irische Aufstand aus, die beiden Gruppen verschmolzen unter dem Namen „Vereinigte Irländer". Ihr Anführer, der edle Lord Edward Fitzgerald, wurde zum Tode verurteilt, erlag aber seinen Wunden noch vor der Hinrichtung. In der Stunde, wo diese Zeilen geschrieben werden, steht ein noch edlerer Mann, Roger Casement, in London als „Aufrührer" vor englischen Richtern.

Die Revolution von 1789 war wohl niedergerungen, aber als „Bund der Bandmänner" lebte eine neue Gesellschaft im geknechteten Irland auf. Die Eides-

Digitized by Google

formel zur Aufnahme in diese Geheimgesellschaft wurde volle hundert Jahre später erst bekannt. Sie lautet: „In Gegenwart des allmächtigen Gottes und dieses meines Bruders schwöre ich, daß ich mir eher die rechte Hand abhauen und vor die Kerkertür legen lassen will, als einem Bruder auflauern oder ihn verraten. Ich schwöre, ausdauernd zu sein und zwischen Wiege und Krücke oder zwischen Krücke und Wiege niemand verschonen zu wollen. Ich werde weder auf das Ächzen der Kindheit noch die Seufzer des Alters achten, sondern bis zum Knie im Blut waten."

Kennten wir die Martern und Qualen nicht, die England über Irland in langen Zeiträumen heraufführte, so klänge dieser Eid mehr als erbarmungslos. Aber das Elend war zu diesen Jahren gediehen, seit Jahrhunderte vorher Papst Johann XXII. von den englischen Eroberern Erins sagte: „Nach ihrer Ansicht hat der Mord eines Irländers keine größere Bedeutung als die Tötung eines Hundes."

Als die Engländer gleichsam über Nacht kirchlich reformiert wurden, wandelte sich der Rassenhaß in Verfolgungen um des Glaubens willen, die ohne Beispiel in aller Geschichte europäischer Menschheit sind. Einen „Papisten" zu töten, galt nicht als Sünde für einen Angehörigen der Hochkirche. „Die eingeborenen Iren waren 1641 gewiß, nur die Wahl zu haben, entweder Hochkirchler zu werden, das Land zu verlassen oder vor ihrem Haus aufgehängt zu werden." Das sind allerdings Worte eines irischen Geschichtschreibers. Da stand Irland auf, verteidigte Leben und Glauben, und England wurde am Yellow-Ford geschlagen. Und England unternahm, was es in Amerika

Digitized by Google

und überall getan, wohin es den Fuß setzte. Es tat, was es in Indien planvoll bis in unsere Zeit verbrecherisch geübt, was es mit zehntausend Burenfrauen und Kindern getan, es griff zur Hungertortur. Ein Dichter war es, Edmund Spenser, Sekretär des Statthalters von Irland, der mit Tausenden seiner Landsleute einig es aussprach: „Es wäre nicht nötig, daß auch nur ein Ire durchs Schwert fiele. Man brauchte sie nur vom Feldbau abzuhalten, ihnen das Vieh wegnehmen, so würden sie in der Not einander auffressen."

Und es geschah, wie er sagte. Dantes Hölle ist ein schwaches Gebilde gegenüber den maßlosen Leiden und Verbrechen, die unter der „jungfräulichen" Königin Elisabeth über Erin vernichtend hereinbrachen. Ein Treppenwitz der Weltgeschichte fügte es, daß der damalige Statthalter einen Namen trug, den auch wir nicht wieder vergessen wollen: Grey. Es gab noch menschlich fühlende Männer in England, die damals der Königin über sein Regiment zu sagen wagten, „Ihre Majestät werde bald über nichts mehr als Asche und Trümmer in Irland zu gebieten haben". Ein Engländer, Morrison, schrieb: „In den Gassen der Städte und in den verheerten Landstrichen lagen ganze Haufen Volkes tot, den Mund noch grün gefärbt von den Nesseln, Ampfern und allem, was sie nur aus dem Boden herausreißen konnten." Und Spenser bekannte: „Vor eineinhalb Jahren war Munster eine sehr fruchtbare, reiche Landschaft von Korn und Vieh; jetzt ist sie in furchtbares Elend versunken. Aus jedem Winkel der Wälder und Gebirgsschluchten kommen die Unglücklichen auf allen vieren gekrochen; ihre Beine tragen sie nicht mehr, sie sind bloß Skelette. Sie nähren sich von Aas und sind glücklich, wenn sie es finden können." Spenser erlebte

Digitized by Google

rasch die Wirkung seines echt englischen, durch kein Wort der Sprache genugsam zu bezeichnenden Mittels, einen „Aufstand" durch Hunger zu unterdrücken.

Daß England seine alten verbrecherischen Gedanken und Handlungsweisen nie aufgab, davon weiß die Welt zur Stunde genug zu sagen; es wollte auch Deutschland ein irisches Schicksal bereiten. Da sein Schwert sich als zu stumpf erwies, sollte Hunger zum Henkersknecht an uns werden.

Unter Jakob I., dem Nachfolger Elisabeths, kamen noch schlimmere Zeiten über Irland. In der Amnestie bei seinem Regierungsantritt schloß er „Papisten und Mörder" von Gnadenakten aus. Aus sechs Grafschaften vertrieb man alle irischen Grundbesitzer mit Weib und Kind und übergab das ganze Land an Londoner Gesellschaften von Ausbeutern. „Entdecker" wurden eingesetzt, um die bei den letzten Wirren in Unordnung geratenen Besitztitel irischer Grundeigentümer zu prüfen. Die Iren von Connaught zahlten an König Karl I., um ihr Eigentum zu sichern, 2 500 000 Mark. Der König schlug zwei Fliegen mit einer Klappe, er nahm das Geld und entzog das Land „gesetzlich" seinen Besitzern.

Nach der Hinrichtung Karls I. beauftragte das englische Parlament Olliver Cromwell in Irland, „alles zu töten, niederzumetzeln, zu vertilgen, zu plündern, zu verbrennen, zu vernichten, wie es die Israeliten den Kanaanitern getan hätten". Von Shakespeare stammt das Wort: „Der Teufel selbst kann für seine Zwecke die Heilige Schrift zitieren."

Nach dem Sturm auf Drogheda ließ Cromwell die Garnison, die sich auf „Gnade ergab", niedermachen. Fünf Tage floß Blut in den Straßen, alles wurde

Digitized by Google

niedergemetzelt. Die Soldaten zerschmetterten die Säuglinge an den Mauern und schrien: „Fort damit, aus Nissen werden Läuse." —

Irland, dessen Boden keinem Iren gehören sollte, erzeugte für England, wie Roger Casement vor Monaten schrieb, Lebensmittel im Werte von 400 Millionen Mark, aber „die Iren starben vor Hunger, während die trägen, unwürdigen Besitzer des Landes sich in England vom Überfluß Irlands mästeten". Casement berichtet: „In den sechs Jahren 1846 bis 1851 verlor Irland durch Hungersnot und Hungertyphus oder durch Flucht nach Amerika über zwei Millionen Menschen. Und in den gleichen Jahren der Hungersnöte führte man aus Irland für zwei Milliarden Mark Lebensmittel, Korn, Vieh und Gemüse — nach England. Ein Bauernvolk also, das, wie die Engländer höhnisch behaupten, ‚zu arm ist, um seine Toten zu begraben', füttert, gleichsam aus dem Grabe, Herzöge, Lords und Barone desselben Landes, von dem es in solcher Weise beschimpft wird." Schon früher schrieb der französische Gelehrte Beaumont, der 1835 und 1837 Irland bereiste: „Ich habe die Indianer in ihren Wäldern und Neger in Ketten gesehen, aber erst das Schicksal des armen irischen Volkes lehrte mich den Abgrund menschlichen Elends kennen. Der Ire ist durch Gesetze eingeschränkt, stirbt vor Hunger, und hat dabei eine Regierung." Eine englische Regierung, die nach ihren heuchlerischen Redensarten das Recht der unterdrückten Völker zu wahren von Gott eingesetzt ward.

Digitized by Google

Als Irland um 1851 verzweifelte, schrieben die „Times" triumphierend, daß nun das Ziel jahrhundertelanger Arbeit in Sicht sei: „Die Irländer haben sich endlich auf den Weg gemacht, und ein irischer Katholik wird auf der grünen Insel bald so selten sein wie ein rothäutiger Indianer im Staate New York." Denn dies irische „Barbarentum" sei unfähig, sich zu helfen, es „verhungere auf den fruchtbarsten Ebenen Europas". Zwanzig Milliarden Mark hat England im letzten Jahrhundert noch aus dem Elend und der verzweifelten Armut Irlands gezogen. Casement sagt: „Als der jetzige Krieg kam, wurde das Land ‚fauler Taugenichtse' durch Edward Greys Gnaden zu dem ‚einen hellen Punkt' des englischen Reiches befördert. In einer einzigen Nacht sah sich Irland aus dem Hintergrund in die erste Reihe jener ‚kleinen Nationen' gestellt, für die England das Schwert gezogen hatte und die, wie ernstlich zu hoffen wäre, selbstverständlich nun auch ihr Schwert für England ziehen würden. Im Augenblick, wo der Krieg gegen Deutschland begann, wurden die Irländer, die vorher ‚Verbrecher' waren, solange sie versuchten sich zum eigenen Schutze zu bewaffnen, ‚Heroen', wenn sie nur nach Flandern gehen wollten, um für John Bull zu fechten. ‚Ich hoffe,' sagte Lord Crewe, als die Homerule-Bill das Oberhaus passierte, ‚daß die Irländer nun in hellen Scharen zu den Fahnen eilen werden.' Das taten die Irländer nicht," schließt Casement.

Irland antwortete mit offenem Aufstand und England mit Cromwellscher Unterdrückung. Darüber wird man bald genügend erfahren, um zu erkennen, daß gemeine Grausamkeit heute wie vor Jahrhunderten in England ihre Opfer zu schlagen weiß.

Durch das ganze vorige Jahrhundert bis zur Stunde

Digitized by Google

bestanden in Irland und unter den Iren Amerikas naturnotwendig Geheimbünde, mit religiösen und agrarsozialen Richtungen; so in Meath die „Shanarets" und „Caravats" in Tipperary, Kilkenny, Cork und Limerick, die „Weißfüße", „Schwarzfüße" und andere Bünde. In Westirland machten sich die „Molly Maguires" gefürchtet. Heckethorn sagt: „1890 kamen ihrer etwa ein Dutzend an den Galgen und die Verbindung wurde von der Regierung unterdrückt." Eine andere irische Geheimgesellschaft ist der in Amerika mit über sechstausend Logen verbreitete „Alte Orden der Hibernier". Ein Zentralausschuß dieser Vereinigung tagt abwechselnd in England, Schottland und Irland und schickt vierteljährlich Abgesandte mit einem neuen Paßwort nach New York. Nur Katholiken gehören den alten Hibernier an. Bekannter noch ist der Bund der Fenier, die „Irische republikanische Brüderschaft", seine Gründer waren im Jahre 1848 zwei irische Emigranten: Michael Doheny und John O'Mahoney. Wie der Orden der Hibernier 1896 zur Gründung einer Professur der keltischen Sprache an der katholischen Universität zu New York spendete, so gab es auch im Bund der Fenier, nach Heckethorns Worten „immer opferwillige Toren". Der Fenierbund tagte 1863 in Chicago, wo man beschloß, Irland von England zu trennen und eine irische Republik zu gründen. Ein Jahr später fanden sich in Cincinnati 250 000 Mitglieder zusammen. Eine fenische Schwesterverbindung sammelte in zwei Monaten über zwei Millionen Dollar. In Liverpool wurden in wenigen Minuten zweihundert Pfund Sterling zusammengebracht. In einem „patriotischen Gebet" des Bundes finden sich die Sätze: „Durch Märtyrerglauben, Fenierhoffnungen und Rebellenbarmherzigkeit

Digitized by Google

unterstützt, werden wir den Teufel überwinden und uns in unserem Lande auf immer unser Eigentum erwerben. Von angelsächsischer Kultur, britischem Gesetz, britischer Ordnung, angelsächsischer Heuchelei und Freiheit erlöse uns.... Sie wollen das Feiertum gleich einer Rinderpest ausrotten! Wir werden ihnen beweisen, daß sie falsche Propheten sind. Daß Irland unterworfen und gehorsam ist, daß Irland der Krone treu ist, daß Irland jemals durch Zugeständnisse beschwichtigt werden kann, daß Irland zur britischen Armee Soldaten stellen wird, daß Irland nicht zum äußersten entschlossen sei — all dies ist falsch. Daß Irland sich nie wieder an den Schweif einer anderen Nation binden lassen wird, dies verkünde allerwärts."

Auch ein Verband der „Klan-na-gel" wurde bekannt und fünfundzwanzig seiner Angehörigen zu schweren Zuchthausstrafen verurteilt. In den Jahren 1888 bis 1897 fanden weitere Verhandlungen auch gegen einen Bund der aufgespürten „Nationalliga" statt. Nach Heckethorn waren ihre Mitglieder durchaus nicht so „ehrliche, für wirkliche Überzeugung opferbereite Patrioten, wie die russischen Nihilistenhäupter es waren, sondern selbstsüchtige Demagogen ohne Vertrauen in die eigene Sache". Um 1900 schien dem befangenen Schreiber über irische Geheimbünde „nichts mehr zu fürchten; Irland gilt für endgültig beruhigt". Heckethorn erwies sich als schlechter Prophet. Im Gebet der Irischen republikanischen Brüderschaft ist ein Bekenntnis ausgesprochen, das noch lange im geheimen gelten und fortwirken wird, lebendig auch dann noch bleibend, wenn der jetzige Aufstand schon der Geschichte angehört.

Digitized by Google

Am längsten im mittleren Europa erhielten sich gesellschaftliche Formen aus den grauesten Zeiten der Geschichte in Korsika und Italien. Aus fernen Jahrtausenden, wo noch keine eigentliche Staatsgewalt mit gesetzlicher Ordnung geschaffen war oder das Staatsleben noch auf tiefen Stufen stand, erhielt sich bis in unsere Zeit in Korsika die Vendetta, die Blutrache. Der Korse sühnte den Mord eines Angehörigen durch den Tod eines Gliedes der Familie, die der Blutschuld bezichtigt war. Die Sippe steht hier an Stelle eines geordneten Gesellschafts- und Staatswesens. Ehrlos dünkt sich der Korse, der die Sühnung eines Mords dem Gericht überläßt, statt sich selbst „Recht" zu schaffen. Nach korsischer Auffassung starb ein Mensch „wie ein Hund", wenn sein Tod nicht blutige Rache fand. Paul Bourde sagt: „Es gibt in Korsika viele von Banditen verübte Mordtaten, weil viele Ungerechtigkeiten geschehen und man sich selbst Recht schafft; es gibt viele Ungerechtigkeiten, weil man kein Gefühl für Gesetzlichkeit hat, und man schafft sich selbst Recht, weil das Vertrauen zur öffentlichen Rechtspflege fehlt." Banditen, Menschen, die ihre rächende Tat vor der Sippe des Getöteten zur Flucht in die Wälder und Felslöcher der Insel zwingt, darum Geheimgesellschaft zu nennen, wie es oft geschieht, entbehrt jeder Begründung. Oft war der einzelne Bandit ein mächtiger Mann, dessen Zorn zu reizen ebenso gefährlich werden konnte, wie seine Unterstützung Vorteile brachte. Familien verheimlichten lange den Tod eines der ihrigen, der als Bandit hauste, um ihren eigenen Einfluß nicht schwinden zu sehen, der durch die Furcht vor dem Gewaltigen allein genährt und wirksam erhalten blieb. Wie Hörstel sagt, „wird da, wo öffentliche Gewalt und Rechtspflege gleicherweise

Digitized by Google

mißachtet sind, der Bandit zuzeiten mächtiger als die Staatsgewalt". Das Gesetz hat seine Maschen, durch die oft irgendwie zu schlüpfen ist; der Banditenkugel aber entgeht kein Bedrohter; er verschafft seinen Schützlingen „Recht", Anstellung und Arbeit und läßt sie auch wohl aus heißen Wahlkämpfen als Sieger gehen. Die Macht des Banditen, der sein Gewerbe versteht, kann man sich kaum groß genug denken. Im Jahr 1885 befahl ein korsischer Bandit, um seinen Feind, einen höheren Postbeamten, zu demütigen, die Einstellung des Postdienstes; die Briefträger feierten, weil sie für ihre Haut fürchteten, denn auf Ungehorsam setzt ungeschriebenes Banditenrecht Todesstrafe. Neun Jahre später herrschte in Fiumorbo völlige Anarchie bis 1896; die ganze Verwaltung stand still, die zu Banden vereinigten Banditen diktierten ihre Gesetze mit Blut. Zeitweilig mußte die Polizei mit ihnen sich abfinden, um die Ordnung nicht völlig untergehen zu sehen.

Die neapolitanische K a m o r r a ist gleich der italienischen Mafia ein ausgesprochener Geheimbund von Gaunern, Dieben, Erpressern und Übeltätern aller Grade und Schattierungen. Die Wirksamkeit dieser Bünde reicht durch alle Lebensformen bis in die Politik des Landes. Unwahrscheinlich ist, daß die Kamorra sich je auf geschriebene Satzungen stützte; wohl aber hat sie mündlich überlieferte in großer Zahl. Kein Angehöriger der Polizei kann Mitglied sein, dagegen dürfen Bundesgenossen Polizisten werden, um sich durch dienliche Mitteilungen vor der verachteten Staatsgewalt rechtzeitig zu sichern. Verräter werden ermordet; Sünder dieser Art darf jedes Bundesmitglied aus der Welt schaffen, doch nicht ohne zwei „Brüder" als Zeugen. Kamorristen, die das fünfzigste bis sechzigste Lebensjahr erreichen,

Digitized by Google

oder im „Dienst" körperlich geschädigt wurden, haben auf vorübergehende, je nach Umständen auf dauernde Unterstützung Anspruch.

Die Wirksamkeit der Kamorra erstreckte sich von der gemeinen Straßenbande bis in die höchsten Kreise. Vornehme Häuser standen in Verbindung mit den kamorristischen Schmugglern und bezogen dafür Gewinnanteile. Bestochene Minister beschützten die Gesellschaft, zahlreiche Beamte der Regierung erwiesen sich in die Gewaltwirtschaft der Kamorra verstrickt. Kein Straßenbettler blieb unbehelligt auf seinem Standplatz, ohne dem Bund Steuer zu zahlen. In den elendesten Spelunken Neapels erhob man zu Zeiten mehr als zehn Prozent der Spielgewinne und wußte sie sicher einzutreiben. Kein Mensch wagte sich gegen dies Recht aufzulehnen, aus Furcht vor weit schlimmeren Bedrängnissen. „Wurde bekannt, daß jemand sich an der Versteigerung eines Hauses oder von Waren beteiligte, erhielt er den Besuch eines Kamorristen, der ihm unter Drohung der Überbietung durch den Bund der ‚Genossen' eine Summe erpreßte."

Die Polizei war zu Beginn des vorigen Jahrhunderts und darüber hinaus so elend und ohnmächtig, daß große Kaufleute die Mitglieder der Kamorra mit der Überwachung des Lade- und Löschverkehrs betrauten, um ihres Eigentums sicher zu sein. An jedem Stadttor, auf Zollämtern, im Verzehrungssteueramt wußten die Kamorristen Kutscher und Träger abgabenpflichtig zu machen. Die Handelsgärtner mußten für jeden Korb einen Soldo entrichten und wußten, wohin er zu zahlen war. Unter den Bourbonen griff der Bund auf die Armee über; als er versuchte, auch im italienischen Heer Einfluß zu gewinnen, bestrafte man die Überwiesenen mit dem Pranger und hängte ihnen ein Brett um, auf

Digitized by Google

dem das Wort „Kamorrist" stand. Die bourbonische knechtische Herrschaft, die gemeine Verbrecher beschützte, um sich ihre Dienste zu sichern, bereitete den Boden, auf dem der Geheimbund mächtig heranwuchs. Da vor 1848 sich die Vereinigung von Politik entfernt hielt, legte ihr die Regierung nichts in den Weg. Die Polizei nützte ihre Mitarbeit und zahlte an die Häupter der zwölf neapolitanischen „Mittelpunkte" monatlich je hundert Dukaten; die höheren Polizeibeamten erhielten gemeinschaftlich ein Drittel der Einnahmen aus der Kasse der Kamorra. Im bourbonischen Polizeigesetz von 1822 hieß es, daß die Mitglieder geheimer oder halb geheimer Vereinigungen bis zum „dritten Grad" zur Einkerkerung in Ketten, die Leiter aber bis zum Tod am Galgen und zu Geldstrafen von 1000 bis zu 4000 Dukaten zu verurteilen seien. Ein Gesetz, das sechs Jahre später herauskam, besagt: „Das Zusammenkommen von zwei Personen genüge zur Annahme der Geheimbündelei." Der Kamorra wurde trotzdem kein Haar gekrümmt; längst über alle Stände gewuchert, war sie zu mächtig geworden.

Nachdem 1860 Franz II. eine erzwungene Verfassung gab, öffneten sich durch Gnadenerlasse vielen Kamorristen die Kerkertüren. Ihre erste Tat galt der Polizei. Sie verbrannten die Papiere und erschlugen die Gendarmen. Der für das Gottesgnadentum eingenommene Teil der Bewohner Neapels, die Sanfedisten, drohten der Stadt mit Plünderung; sie hatten schon für geräumige Niederlagen gesorgt, um ihre Beute sicher zu bergen. In der äußersten Gefahr verbündete sich der Präfekt der Polizei, Liborio, mit — der Kamorra, die als „Bürgergarde" Ordnung in Neapel hielt, bis Garibaldi kam. Die Gesellschaft nahm die Steuern an sich, so daß der Regierung einmal zum Hohn nur

Digitized by Google

fünfundzwanzig Soldi abgeliefert wurden. Die Regierung verhaftete neunzig Kamorristen, und am anderen Tag schon gingen an den Stadttoren 3400 Lire ein. Der Geheimbund wirkte Wunder.

Eine der Kamorra verwandte Geheimbündelei ist die sizilianische Mafia; sie erwuchs naturnotwendig aus den verzweifelten Rechtszuständen nicht nur des südlichsten Italiens. Die einstige „Kornkammer" des alten Rom ist ein Boden, auf dem wahrhaft irländisches Elend, namentlich in den Schwefelminen, heranwuchs und bis zur Stunde von der Kulturnation Italien nicht beseitigt ist. Vor zwanzig Jahren wurde Menschenverkauf dort noch als im Schwang erwiesen. Eltern „verpachteten" halbwüchsige Kinder als Schlepper in den Minen, je nach Leistungsfähigkeit für achtzig oder hundert Lire. Zahllose Kinder, jugendliche Greise und Weiber leisten zum großen Teil nur gegen Naturalverpflegung härteste Arbeit. Ehe es zu den berüchtigten Aufständen der achtziger Jahre kam, lieferte man den Elenden statt Olivenöl deutsches Maschinenschmieröl zum Bereiten der Nahrung und schwarzes Mehl mit fünfzig Prozent Kleie, das in einzelnen Fällen mit Sägemehl gemischt wurde. In der Landwirtschaft werden die Bauern durch „Mittelsmänner", durch Pächter von Pächtern, zugrunde gerichtet, von Menschen, die kleine Stücke Land zu schamlosen Preisen oft aus vierter Hand erst weiter verpachten.

Auf Sizilien entdeckte man 1883 einen Geheimbund „Mano fraterna" = Bruderhand; er war ein Ableger der Mafia. Seine Mitglieder nannten sich „Werkzeuge der allgemeinen Rache" und leugneten mit Fug und Recht, als in äußerster Notwehr gegen ihre Aussauger handelnd, Räuber oder Erpresser zu sein.

Digitized by Google

Die Mafia lebt noch in Italien weiter und machte bis in die letzten Jahre mehr als genug von sich reden. Sie hat ihre Mitglieder in allen Kreisen Italiens. Oft empfangen nach Verhaftungen die Behörden nicht mißzuverkennende Winke, daß der Eingekerkerte ein Mafiuso ist; man behandelt ihn dann rücksichtsvoll, und die Geschworenen sorgen, gleichfalls belehrt, für Freispruch oder gelindeste Strafe. Das Treiben der Mafia kam 1885 im italienischen Parlament zur Sprache. Es wurde nachgewiesen, daß sie im Vorzimmer des Generalprokurators von Palermo vertreten sei. Gegen den Befehlshaber der zu ihrer Ausrottung entbotenen Truppen erhob man die Beschuldigung, er stecke mit dem Geheimbund unter gleicher Decke, ja man nannte ihn einen Mafiuso. Das Ergebnis höchst stürmisch italienischer Auseinandersetzung war, daß die Mafia ungeschoren blieb. Gegen Ende dieses Krieges wird sie mit hoher Wahrscheinlichkeit, und zwar im bis auf diesen Tag mißhandelten Süden zuerst, ihr Haupt erheben. Man kann von ihr Szenen erwarten, die jene der Pariser Kommune, die nur ein aus der Lage von 1870 entstandener Sonderbund war, in den Schatten stellen.

Verschiedene Male wußte England die geheimen Gesellschaften anderer Länder in politisch unheilvollen Stunden zu seinen mittelbaren und unmittelbaren Zwecken zu nützen. So unterstützte sie in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts den geheimen Bund der aristokratischen spanischen „Comuneros" mit reichen Mitteln und bewegte sogar Amerika zur offenen Hand. Damals erwartete England große Vorteile von einem Wechsel der Dynastie. Es gab in der neuesten Zeit Stunden genug, wo der Nihilismus Rußlands seine offenen Depots in englischen Banken fand.

Digitized by Google

Vor 1813 unterstützte England, dem es um Napoleons I. Sturz zu tun war, die Bestrebungen des italienischen Bundes der „Carbonari", der danach strebte, die Landesgrenzen bis an die „drei Meere und die Alpen zu erweitern". Korsika, Sardinien, Sizilien, die Sieben Inseln sowie jene an den Küsten des Mittelländischen, Adriatischen und Jonischen Meeres sollten zum „neuen römischen Reiche" gehören. William Heckethorn sagt: „Der Plan soll der englischen Regierung unterbreitet worden sein. Sie lockte die Carbonari mit dem Versprechen einer freisinnigen Verfassung und zwang die Bourbonen, sie für den Fall der Wiedereinsetzung zu geben." Als Napoleon gestürzt war, wußte man sich in England kaum mehr des Namens der Carbonari zu entsinnen.

Es gibt Ereignisse, die sich auf Grund des Volkscharakters gestalten und wiederholen; die kleinen Nationen, für die John Bull heute mit vollen Backen kämpft, werden diese Wahrheit bald am eigenen Fleisch spüren.

Digitized by Google

Die Bedeutung des Segelsports

Von Georg Martin

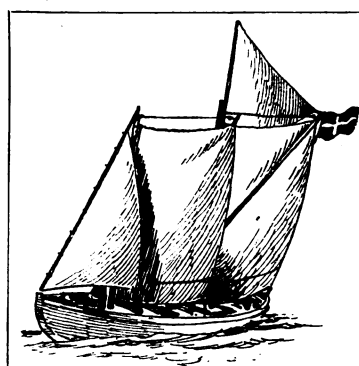
Mit 9 Bildern

Viel weniger Beachtung als alle anderen Arten sportlicher Betätigung findet in Deutschland noch immer der Segelsport. Das mag hauptsächlich darin seinen Grund haben, daß die deutsche Ostsee, die vornehmlich dafür in Frage kommt, der binnenländischen Bevölkerung zu weit abliegt; sie wird während der Reisezeit in der Hauptsache von den Norddeutschen besucht, die in den Dünen Pommerns und Mecklenburgs oder auf den Kreidefelsen Rügens meist nur Erholung ohne sportliches Bemühen suchen. Dort aber, wo seit über dreißig Jahren der Segelsport seine eigentliche Heimat gefunden hat, in den herrlichen, buchenumsäumten Förden der Ostküste Schleswig-Holsteins, da fehlen merkwürdigerweise die Fremden. Und doch würde mancher Binnenländer, der im Bergesteigen, im Skilaufen und im Rodeln sich zum Meister ausgebildet hat, hier ein Feld sportlicher Betätigung finden, einer Betätigung, von deren Schönheit, Anregung und gesundheitlichem Wert er gar keine Vorstellung hat.

Es wird nicht an Leuten fehlen, die einem entgegenhalten, daß eben jedem Narren just seine Kappe am besten gefiele; und doch wage ich die Behauptung: das Segeln ist zweifellos der edelste Sport, weil er am vielseitigsten ist und den Menschen am unmittelbarsten an die Natur fesselt. Der Segler muß lernen, Wind, Wasser, Nebel, Flaute zu meistern, und wenn es dabei auch nicht ohne körperliche Anstrengungen abgeht, so ist die Segelei alles andere eher als stumpfes Athletentum. Der Segler muß nicht nur theoretische Kenntnisse über die Handhabung des Segels und des Steuers sammeln, er muß sich vor allem mit den Eigenheiten

Digitized by Google

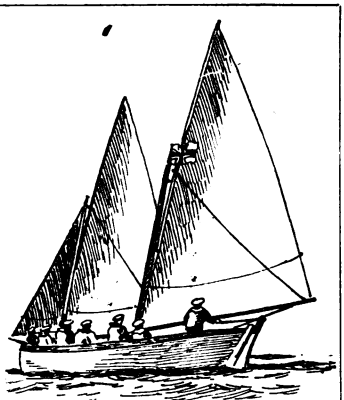
seines Bootes vertraut machen, er muß eins werden mit seinem Schiff. Der Seemann betrachtet sein Boot als seine Geliebte, er redet es mit du an, er lobt und schilt es, er putzt und schmückt es; er vertraut ihm ja auch sein Leben. Automobile und Fahrräder tragen bestenfalls eine Nummer, jedes Schiff, ob groß, ob klein, hat aber einen Namen; es ist kein Ding, es ist ein Wesen. Schneeschuhe, Rodelschlitten sind gewiß sehr hübsche Einrichtungen, lebendige Kunstwerke, edle Bauten sind sie nicht. Das edelste Fahrzeug auf See aber ist die Jacht, sowohl was das Aussehen, als die seemännischen Eigenschaften betrifft. Ähnlich wie der Vollblutrenner seine hohen Qualitäten nicht von heute auf morgen erlangt hat, sondern wie er das Ergebnis von sehr umständlichen Züchtungs- und Kreuzungsversuchen ist, die sich über viele Pferdegenerationen hin erstreckt haben, so ist die heutige Segeljacht in der Tat der höchste Ausdruck seemännischer Erfahrung und schiffbaulicher Wissenschaft. Es gibt Segler, die nachweislich Geschwindigkeiten von über 17 Seemeilen in der Stunde, das sind rund 31 Kilometer, entwickelt haben. Freilich hat es auch schon zu Zeiten der sogenannten Klipperschiffe Schnellsegler von außerordentlich hohen Geschwindigkeiten gegeben; das ging aber immer nur auf Kosten anderer seetüchtiger Eigenschaften.



Dänisches Sprietsegelboot.

Digitized by Google

Die moderne Jacht hat nicht nur als herrliches Bauwerk Bedeutung; sie ist die trefflichste Lehrschule unseres seemännischen Nachwuchses, eine Erzieherin der wichtigsten Art für Seemann und Schiffbauer zugleich. Auf der Jacht lernt der Seemann die unbedingte Anpassung an Wind und Wetter zur Erreichung hoher Fahrtgeschwindigkeit, er lernt mit ihr aus der Anschauung heraus den zweckmäßigsten Schnitt der Segel, die leichteste Konstruktion der Takelage und damit ihre sicherste und rascheste Bedienung. Für den Schiffbauer ist die Jacht schon vielfach Vorbild gewesen, wenn es galt, schnellsegelnde Handelsschiffe zu bauen, die nicht nur Windschneider, sondern auch seetüchtig und in hohem Maße manövrierfähig sein sollten. So ähneln denn unsere modernen großen Ozeansegler, Fünfmaster, Schoner und Barkschiffe in ihrer Linienführung durchaus Jachten. Das Zierliche und Leichte des guten Seglers ist eben nicht bloß aus Befriedigung über den ästhetischen Anblick, sondern deshalb entstanden, weil gute Gestalt und Zweckmäßigkeit für den Schiffbau dasselbe ist. So ist die Segeljacht das Vorbild des Segelschiffs der Handelsmarine, und der Jachtsegler das Vorbild des Seemanns.

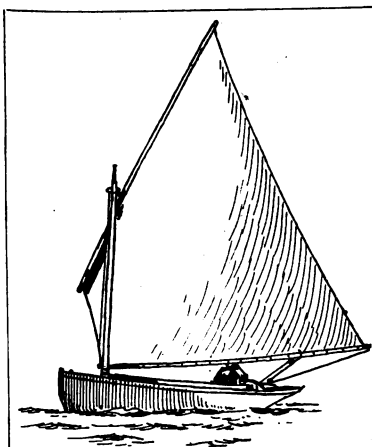


Admiralsgig.

Bis zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahr-

Digitized by Google

hunderts war der Segelsport mit ganz geringen Ausnahmen nur in England und Nordamerika heimisch. Hand in Hand mit dem beispiellosen Aufblühen der deutschen Marine entwickelte sich dann aber auch bei uns Jachtbau und Segelei, und heute sind die Erzeugnisse deutscher Werften den englischen Jachten, wenn nicht überlegen, so doch mindestens ebenbürtig. Wir können es darum sehr wohl verstehen, daß die neueste deutsche Schonerjacht des Herrn Krupp von Bohlen-Hallbach den Engländern eine willkommene Beute war, als sie bei Kriegsbeginn in den englischen Gewässern beschlagnahmt wurde.

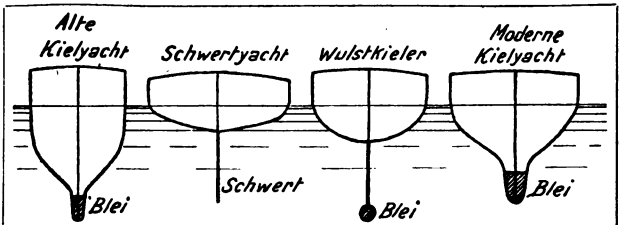


Hamburger Schwertboot mit lateinischem Segel.

Das Hauptverdienst an der Hebung des deutschen Segelsports gebührt dem Kaiser, auf dessen Veranlassung 1892 in Kiel der Kaiserliche Jachtklub ins Leben gerufen wurde. Dieser und der Norddeutsche Regatta-Verein in Hamburg haben die alljährlich im Juni stattfindende Kieler Woche eingerichtet. Hinsichtlich ihrer Beteiligung hat die Kieler Woche bekanntlich alle anderen Jachtveranstaltungen, auch diejenigen von Cowes in England und von New York, überflügelt. In den Listen des Kaiserlichen Jachtklubs allein werden bei einem Mitgliederbestand von annähernd

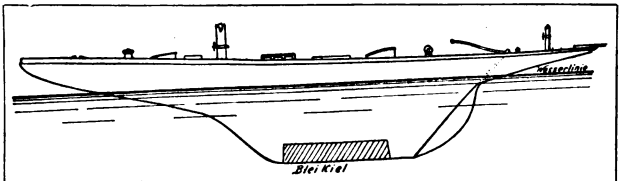
Digitized by Google

4000 Personen weit über 250 Vereinsjachten gezählt. Es ist wohl selbstverständlich, daß ein großer Teil unseres Marineoffizierkorps sich lebhaft am Segelsport beteiligt. Und wenn heute im Weltkrieg das gepanzerte Schlacht-



Querschnitte verschiedener Jachttypen.

schiff, das Torpedo- und Unterseeboot grimmige Waffen sind, so sind sie es durch den prächtigen seemännischen Geist, von dem unsere Helden zur See erfüllt sind, und der wieder ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß



Moderne Kreuzerjacht, Längsansicht.

sie zu Friedenszeiten schon im Segelsport ihre Liebe und Begeisterung zu Schiff und See gefunden haben.

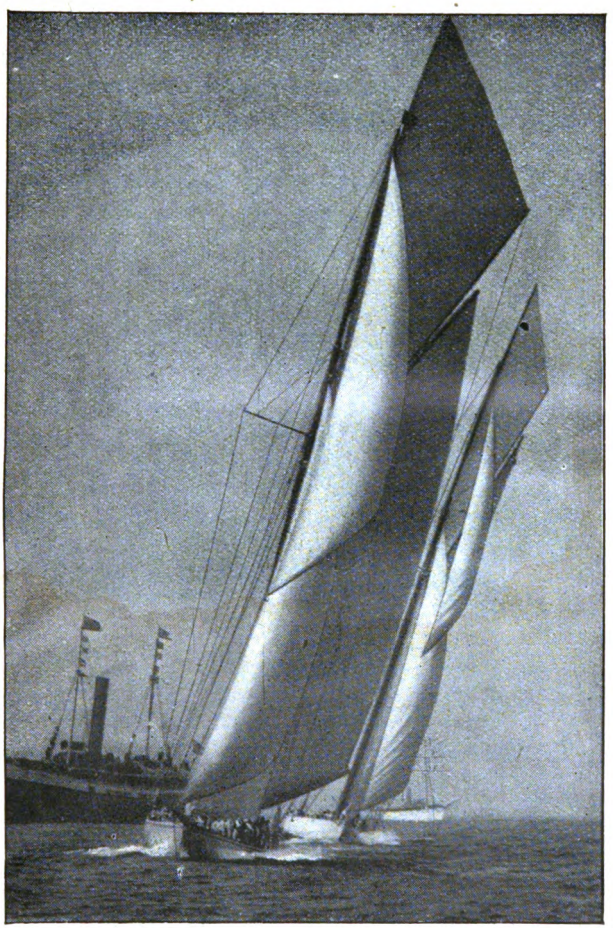
Als vor etwa dreißig Jahren auf der blauen Kieler Förde die ersten bescheidenen Anfänge einer Segelregatta gemacht wurden, da waren die beteiligten Jachten mit wenig Ausnahmen aus England bezogen

Digitized by Google

worden. Am berühmtesten war damals die „Lolly" des vor kurzem verstorbenen Marinemalers, Korvettenkapitän a. D. Arenhold. Die „Lolly", eine tiefgehende, schmale Kieljacht, wurde für eine Reihe von Jahren das Musterschiff des deutschen Jachtbaus. Nach demselben Typ waren die Jachten der Kaiserlichen Marine „Lust", „Liebe" und „Wunsch" erbaut. Diese Boote waren bei starkem Wind aber verhältnismäßig ruhigem Wasser, also in Binnengewässern, vorzügliche Segler. Ihr großer Tiefgang wurde durch außerordentliche Schmalbordigkeit ausgeglichen, so daß das Unterwasserschiff nicht wesentlich größer war als dasjenige ganz moderner Typen. Gleichzeitig mit diesen ausgesprochenen Kieljachten entstand, namentlich auf der Elbe bei Hamburg, das ganz flachgehende, breite Segelboot, das zur Erhöhung der Stabilität und der Kreuzereigenschaften ein mittschiffs versenkbares Schwert aufwies. Ende der neunziger Jahre kamen zuerst die sogenannten Wulstkieler auf, die in ihrer Bauart einen ausgesprochenen Kompromiß zwischen Schwert- und Kielboot darstellten, indem sie bei mäßigem Tiefgang eine, bisweilen mehrere Meter tief herabreichende flossenartige Kielplatte besaßen, die am unteren Ende einen für den Segeldruck stark hebelartig wirkenden, zigarrenförmigen Bleiwulst erhielt. Die ganz einseitige Beanspruchung der Schiffsverbände bei dieser Konstruktion führte in der Folge dahin, daß die extremen Formen der Rennjachten bald wieder verschwanden und einer allmählich zum Einheitstyp gewordenen Bauart Platz machten, die namentlich vortreffliche Seeeigenschaften besaß.

Soweit haben sich die Erfahrungen im Segelsport heute verdichtet, daß der Einheitstyp keinerlei nationale

Digitized by Google

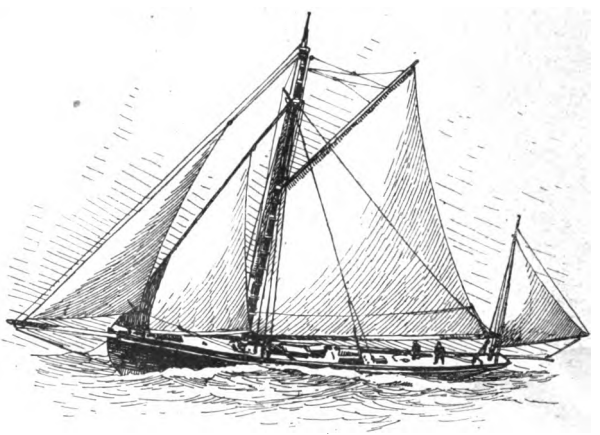


Rennjachten (Kutter) beim Kreuzen.

Merkmale mehr aufweist. Amerikanische, englische und deutsche Jachten sind höchstens noch an kleinen Einzel-

Digitized by Google

heiten voneinander zu unterscheiden. Im großen und ganzen haben die verschiedenen Nationen in den internationalen Rennveranstaltungen alle voneinander gelernt. Das reine Rennfahrzeug, das seinem Besitzer möglichst viel Preise bringen soll, wird zumeist als Kutter getakelt, wobei die ganze Besegelung an einem

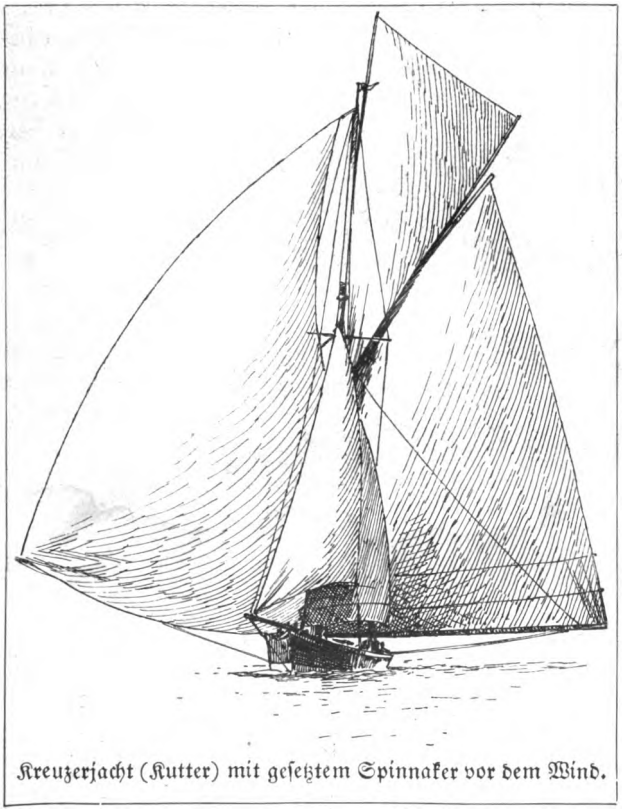


Yawl mit dichtgerefften Segeln bei dem Wind.

Mast angebracht ist. Für große Reisen über See ist dieser Typ weniger geeignet, weil die großen Flächen seiner Segel bei Eintritt schlechten Wetters schwer zu verkleinern (reffen) sind. Beim Segeln in der Regatta findet diese Takelage aber kaum noch für Jachten großen Stils Anwendung. Unseres Wissens waren die letzten Kutter dieser Art die amerikanische „Columbia" und die englische „Shamrock", die sich alljährlich bis zum Kriegsbeginn auf Hampton Roads um den Amerika-Pokal zum Rennen gegenübertraten.

Digitized by Google

Wesentlich praktischer für Kreuzerfahrten ist die Takelung als Yawl, bei der außer der Besegelung des



Kreuzerjacht (Kutter) mit gesetztem Spinnaker vor dem Wind.

Kutters am Großmast noch ein kleiner Besanmast oder Treiber auf dem hinteren Deck errichtet ist. Wird dem Yachtsegler das Wetter zu stürmisch, so kann er bei der Yawl die Segelfläche so verringern, daß sie nur noch

Digitized by Google

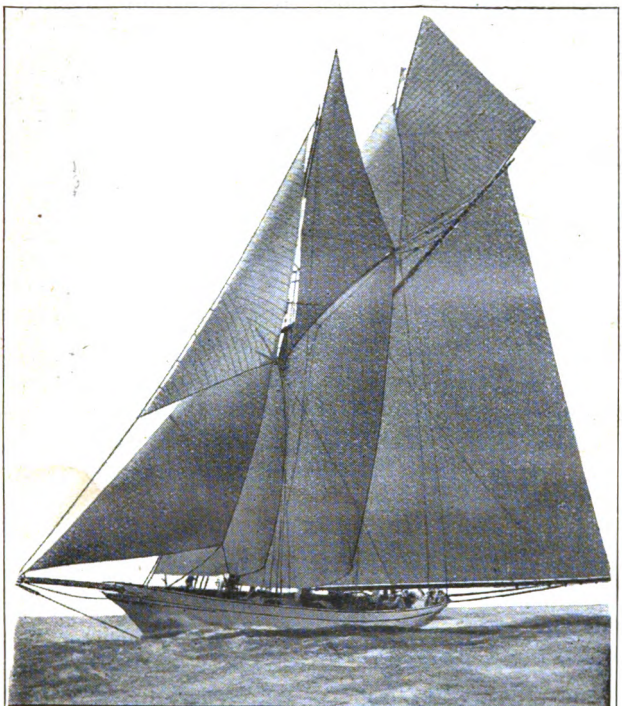
das vordere Stag- und das hintere Besansegel führt; trotz der dadurch sehr verkleinerten Segel bleibt sein Schiff wegen des auf vorn und achtern verteilten Drucks vorzüglich steuerfähig und gestattet bei Steigerung des schlechten Wetters zum Sturm das sogenannte Beigedrehtliegen, das heißt die Segel werden dann so hart gebraßt, daß das Schiff bei seitlichem Wind nur wenig Fahrt macht und sich langsam unter Segel- und Steuerdruck treiben läßt.

Im allgemeinen sind die Rennbahnen auf See in Dreieckformen bis zu 50 Seemeilen Umfang abgesteckt. Dadurch soll jede Jacht während des Rennens Gelegenheit haben, den Wind von den verschiedensten Seiten zu bekommen dergestalt, daß auf einer Strecke gekreuzt, auf der anderen bei dem Wind, oder Backstags (halb von hinten) und vor dem Wind gesegelt wird. Der Laie glaubt, das idealste Segeln wäre dasjenige vor dem Winde. Dem ist aber nicht so, denn, wenn der Wind direkt von hinten kommt, steuert das Schiff schlecht, und weil die Großsegel weit abgefiert werden müssen, nehmen sie den vorne befindlichen Stagsegeln den Wind weg. Um hier eine möglichst große Segelfläche dem Wind nutzbar bieten zu können, bringt man auf der dem abgefierten Großsegel gegenüberliegenden Seite ein großes, leichtes, stark gewölbtes Segel, den sogenannten Spinnaker aus, der indes nicht viel Wind vertragen und auch bei hohem Seegang nicht gesetzt werden kann.

Seit mehreren Jahren spielen sich die Hauptrennen in der Kieler Woche nicht mehr zwischen den eigentlichen Rennern, sondern zwischen Kreuzerjachten ab, deren geschätzteste Eigenschaft die Seetüchtigkeit ist. Es hat sich eben in der Geschichte des Segelsports gezeigt, daß

Digitized by Google

die meiſten Jachtbeſitzer ihre Jachten in erſter Linie zum Tourenſegeln haben wollen, wobei es gilt, große Reiſen über See zu machen, und ſich mit dem Abſegeln



Schonerjacht beim Wind.

ſo und ſo vieler Regatten keineswegs mehr begnügen. Für ſeegehende Boote, wetterfeſter Art und großer Abmeſſung, baut man heute hauptſächlich zweimaſtige Schonerjachten, die eine Teilung der Beſegelung auf

Digitized by Google

zwei bis drei, annähernd gleichgroße Masten aufweisen, und namentlich beim Kreuzen eine handlichere Bedienung als beim Kutter ermöglichen. Eine der berühmtesten Schonerjachten war der im Jahre 1902 in New York erbaute „Meteor" des Kaisers, zu dessen Stapellauf Prinz Heinrich bekanntlich nach Amerika fuhr, wo er eine begeisterte Aufnahme fand. Dieser „Meteor" — die kaiserlichen Segeljachten führen alle den Namen „Meteor" — ist in anderen Besitz übergegangen und hat große Reisen im Mittelmeer und im Atlantik gemacht.

Die Indiensthaltung großer Jachten ist außerordentlich teuer, und nur ganz reiche Leute können sich den Luxus eines Schoners leisten, aber es gibt ja Jachten jeden Formats, vom 1000-Tonnen-Schiff bis herab zum Kanoe, das man sich an der Hand von Lehrbüchern selbst zimmern kann. Zunächst genügt es, um die Reize und Fährnisse des Segelns kennen zu lernen, wenn man sich ein Boot mietet. In jedem Küstenbadeort ist hierzu Gelegenheit, und auch an Lehrkräften fehlt es nicht. Einen wesentlichen Teil der Fremdenindustrie in Kiel bilden beispielsweise die Bootsverleiher, die im Sommersemester schon manchem Jünger der Alma mater an der Ostsee das Segeln nach allen Regeln beigebracht haben. In Kiel und Rostock halten einzelne Studentenverbindungen sich eigene Segelboote, und wenn die großen Ferien beginnen, dann geht die lustige Gesellschaft in See. Bis zu den dänischen Inseln werden die Fahrten ausgedehnt, und selbst in Kopenhagen an der langen Linie habe ich „tyske" Studenten mit ihrem Kutter liegen sehen, die an Bord wohnten und sich selbst verpflegten. Das Reisen mit der Jacht, wo man keine Fahrkarte braucht, sich über keine Hotels und unbescheidene Ober-

Digitized by Google

kellner ärgert, wo es keine Anschlüsse zu erreichen gilt, wo keine Überfüllung zu befürchten ist, wo man keine Staubplage kennt, wo man ankert wo es einem gefällt, und wo man alles auf seine eigene Überlegung stellen muß, wo man Herr ist und nicht ein Stück Reisegepäck, das aus- und eingeladen wird, das Reisen ist noch mit Romantik verbunden. Darüber hinaus stärkt es Herz und Sinne und zieht in den Menschen Selbständigkeit und Verantwortlichkeitsgefühl groß. Daher hat der Segelsport für unser hastendes und nervöses Zeitalter eine tiefe Bedeutung, die nach Sieg und Frieden hoffentlich immer weitere Kreise des deutschen Volkes in ihren Bann schlagen wird.

Digitized by Google

Die Insel der Toten

Novelle von Lenore Pany

Seit Stunden gingen sie mit bedrückten Mienen und unfrohen Gebärden immer die gleichen entlegenen Wege. Manchmal blieb der vierzigjährige Mann vor dem weit jüngeren Mädchen stehen und sah hilflos an ihm vorüber ins Leere. Seit Monaten führte sie ihre verbotene Liebe in unbekannte Kaffeehäuser und Gaststuben an den Grenzen der Stadt, oder an einem linden Frühlingstag wie heute, abseits in öffentliche Anlagen an Stellen, wo stundenlang niemand vorüberkam. Wenn sie sich trafen, kamen sie bald mit gleichen Sätzen und Worten zu ihrer einzigen Klage, der Unlösbarkeit der Ehe Erwin Reinhards. Zum erstenmal sprachen sie heute von Flucht, denn auf friedliche Lösung ließ nicht der Schatten einer Möglichkeit hoffen. Die einzige größere Summe, über die Reinhard verfügte, zehntausend Kronen, wollte er seiner Frau für sie und das Kind überweisen lassen und mit Melitta ins Ausland fliehen, nach Lacroma, zu einer ihrer Tanten, die dort ein Fremdenheim besaß.

Schon in den nächsten Tagen wollten sie reisen, aber nicht gemeinsam; Melitta wollte zunächst die Tante von allem unterrichten und dann vorausreisen, um ihn dort zu erwarten. War es der endlich gefaßte Entschluß, die Hoffnung auf ein spätes Glück, der Glaube an seine Dauer, die Reinhard das Herz leichter als sonst schlagen ließen und ihm den Mut gaben, auf das, was er sein Lebensrecht nannte, nicht verzichten zu wollen, ihm ward leichter als sonst. Die letzten Stunden brachten ihm ein Gefühl der Sicherheit und einer seltenen inneren Ruhe und Helligkeit; seine Gebärden und Mienen belebten sich, er sah Melitta mit tiefer Zuversicht an, überzeugt davon, daß er in ihr gefunden habe, was ihm in

Digitized by Google

seiner Ehe versagt war. Sein Glaube an sie war unbegrenzt, vielleicht darum, weil ihn eine späte, so tiefe als schmerzliche Sehnsucht nach Glück geboren hatte und von Tag zu Tag wachsen ließ. Und dieser große Glaube aneinander ist das erste in der Liebe.

Als es unter Zärtlichkeiten zum Abschied gekommen war, sah Reinhard der Erwählten lange nach. Bis es dunkelte, ging er die Wege allein, die sie mit ihm gewandert war, wiederholte sich ihre Worte und nahm ein Gefühl gläubiger Ruhe mit sich, das sich als stark genug zu allem erwies, was die nächsten Tage an Entschlüssen forderten, an Tun und Lassen verlangten.

Wieder neigte sich ein lauer Frühlingstag dem Ende zu. Erwin Reinhard stand im Wohnzimmer und blickte auf seine Frau, die den Eßtisch abräumte. Die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter war in allem immer stärker geworden; die gleichgültige Lässigkeit, was ihr Äußeres anging, die ganze Art sich zu geben, erinnerte ihn in jedem Zug an die nüchterne, gefühlsarme Kleinbürgerin, deren Abkömmling sie war.

Ihre derbe, kühle Auffassung ließ keinem feineren Gefühlsleben mehr viel Raum. Daß sie ihn jemals fesseln konnte? Wie unreif und lebensunkundig mußte er doch gewesen sein, um das dralle Wiener Mädel ohne Herzensgüte und Geistesbildung für das bessere Teil seiner Natur zu halten, wie er vor Jahren glaubte. Das brausende Drängen des Blutes, die blinde Jugendkraft hatten allein zusammengewirkt zu solch schmerzlichem Irrtum; als die Erkenntnis kam, war es längst zu spät. Lange Zeit täuschte ihn der Gedanke, das Mädchen aus seinen engen, natürlichen Begrenzungen emporzureißen, nach seinem

Digitized by Google

Herzen und Wünschen zu formen, über alles Bittere fort. Und dann kamen die Schatten, die ununterbrochenen Enttäuschungen von Woche zu Woche, von Tag zu Tag, und mit ihnen die Einsicht des vergeblichen Mühens. Nach langen Jahren halber Entsagung und immer blasser werdenden Hoffnungsschimmers, als er gegen sein Schicksal stumpf geworden war, lernte er Melitta kennen.

Er schrak zusammen. Seine Frau mahnte ihn: „Es ist acht Uhr. Es ist Zeit zu gehen!"

„Bald, ja! Es ist Zeit, ich weiß es," sagte er mit eigenem Klang der Stimme. Er wandte sich nach dem Erkerfenster, um noch einmal nach seinen Lieblingen zu sehen, dem dichten saftigen Efeu, den blühenden Pflanzen im grünen Vorgärtchen. Wenn er ging, kümmerte sich niemand mehr darum. Seine Frau liebte Blumen nicht; seine Neigung dafür empfand sie lästig, obwohl sie die Pflege nichts anging. Nun würden die Blumen verdorren, wenn nicht der Himmel rechtzeitig sich ihrer erbarmte.

Er griff nach dem Wasserkrug, der noch auf dem Tisch stand, und verteilte den Inhalt sorgfältig über die Pflanzen. Ein paar Tage hielt das ja vor. Dann machte er sich zum Gehen bereit. Im Nebenzimmer spielte sein Kind ein altbekanntes Übungsstück. Sollte er zu ihm gehen? Nein, er mußte fest bleiben, durfte sich mit nichts verraten. Mit gepreßten Lippen, einem pochenden Druck in der Kehle, wandte er sich der gegenüberliegenden Tür zu. Dort blieb er flüchtig stehen, ließ seine Blicke über die Gestalt seiner Frau gleiten, als suchte er nach irgend etwas Liebem, Freundlichem an ihr, das er als letzte Erinnerung mit fortnehmen konnte. Er fand nichts. Mit kaum hörbarem Gruß drückte er die Klinke nieder, und nur wenig fehlte, daß ihn ein Schluchzen

Digitized by Google

verriet. Vor der Tür versagten ihm fast die Knie. Als das Haus hinter ihm lag, beschleunigte er seine Schritte.

Eine halbe Stunde später trug ihn der Zug aus der Stadt. Er war allein und konnte grübeln. Wenn er doch mit Melitta die schöne Fahrt hätte machen können. Gewiß schlief auch sie in dieser Nacht, wo sie ihn unterwegs wußte, nicht; gewiß waren ihre Gedanken von einer Station zur anderen mit ihm.

Er lehnte sich in die Ecke und spann lange offenen Auges Traumgebilde künftigen, späten, beseligenden Glückes, bis ihn Mattigkeit überfiel und in Träume leitete. Die schwarze Tiefe der Nacht wandelte sich in dämmerndes Grau; er richtete sich auf und versuchte, die Umrisse der vorüberfliegenden Landschaft zu erkennen. Der Karst stieg auf. Laibach lag hinter ihm, nun war es nicht weit mehr, bis Triest kam. Nun wußte sie daheim bald, daß er nicht wiederkehrte. Mit der ersten Post kam sein Brief ins Haus.

Vom Triester Bahnhof ging er nach dem Hafen. Noch war die Stunde der Abfahrt nicht gekommen, aber man gestattete den Fahrgästen das Einsteigen. Vom Verdeck des Dampfers blickte er in die blauen Fluten der Adria. Endlich läutete die Schiffsglocke. Langsam versank die Stadt, das bunte Hafenbild verschwamm zu einem farbig verwaschenen Fleck. Dann zerfloß auch der letzte Küstenstreif.

Als es nahe an Mittag war und einer der Schiffsleute ihn frug, ob er zum Frühstück hinabkäme, fiel ihm ein, daß er seit dem verflossenen Abend noch nüchtern war.

Weiter, immer weiter eilte das Schiff. Gravosa und Ragusa hoben ihre zerrissenen Mauern aus den Fluten, laue Winde wehten den Duft ihrer Lorbeer- und

Digitized by Google

Oleanderhaine herüber. Dann kam Lacroma. Lange bevor es zu sehen war, stand Reinhard gerüstet an Bord und suchte mit dem Fernstecher nach den Umrissen der Insel. Endlich zeigte sich ein graudämmernder Streif, der rasch Gestalt annahm. Neben dem tiefen Grün der Berge stiegen die kleinen Häuschen empor, wurden größer und größer vor den Augen des sehnsuchtsvoll Schauenden. Das war Lacroma, Melittas Heim.

Schon konnte man einzelne Gestalten am Ufer erkennen. Und nun sah er auch sie; in weißem Kleide, einen Strauß tiefroter Rosen im Arm, stand sie dort, die Augen mit der Hand gegen das Sonnenlicht schützend. Sie bemerkte sein winkendes Tuch und schwenkte die Blumen zum ersten Gruße.

Arm in Arm wanderten sie langsam dem Hause zu. Unterwegs plauderte sie über Tante Beas Eigentümlichkeiten. Sie sei ein altes Fräulein, das ein Leben lang an den wehen Erinnerungen ihres ersten und einzigen Liebestraumes zehrte.

Bald standen sie vor dem Parktore des reizenden Fremdenheims, und Reinhard erblickte auf der Freitreppe eine alte Dame mit weißen, kunstvoll behandelten Stirnlöckchen, die den Kommenden mit beiden Händen winkte. Reinhard erstaunte über die Beweglichkeit der alten Dame, deren Jahre den Siebzig nicht fern sein konnten. Mit überquellender Rührung schloß sie ihn in die Arme.

„Seien Sie von ganzem Herzen willkommen! Melitta hat mir schon so viel von Ihrem Leben gesagt, daß ich Ihnen gut sein mußte, ohne Sie zu kennen."

Reinhard neigte sich über ihre Hand. „Gnädiges Fräulein sind unverdient gütig zu mir."

Digitized by Google

„Weil ich menschlich empfinde? Dafür hat man seine eigenen Erlebnisse. Ich weiß nicht, ob Ihnen Melitta schon erzählte, welch trauriges Geschick mir die Jugend und mein Leben verdorben hat, aber die eine Erfahrung genügte, mir Verständnis für fremde Schmerzen zu erschließen. Mein Verlobter, ein junger, lebensvoller Offizier, wurde im Duell erschossen."

Er nickte bedauernd, aber noch ehe er Worte fand, half ihm die alte Dame gewandt darüber weg. Sie sprach von einem Zimmer, das Melitta für ihn ausgesucht habe; die Aussicht ginge aufs Meer, und die Nachtigallen unterm Fenster schlügen oft bis zum frühen Morgen. Melitta hing sich an Reinhards Arm; zu dreien gingen sie den langen Korridor des ersten Stockwerkes hinab, wo Fräulein v. Helmer eine Tür öffnete.

„Nun, wie gefällt es Ihnen?" fragte sie lächelnd.

Er verbeugte sich. „Ich weiß wirklich nicht, wodurch ich so viel Güte verdient habe."

Dann ermunterte Fräulein v. Helmer Melitta, ihrem Verlobten den Park zu zeigen. Über wohlgepflegte Pfade, an Lorbeerbäumen und Palmen vorüber, eilten sie dem Gitter zu, wo die Wellen des Meeres leise anschlugen.

„Du bist so still," sagte Melitta. „Kannst du dich noch immer der düsteren Gedanken nicht erwehren und fröhlich sein wie ich?"

Er lächelte mühsam. „Heute schon? Du vergißt, was geschehen mußte. Für einen Mann meines Alters und meiner Art ist es nicht leicht, die Schiffe hinter sich zu verbrennen."

„Ist dir der Abschied sehr schwer gefallen?"

„Wenn ich ehrlich sein soll, nur von meinen Blumen."

„Und merkte man nichts von deiner Absicht?"

Digitized by Google

„Nein. Jetzt weiß sie, daß ich für immer ging. Ich habe ihr geschrieben."

„Gabst du ihr deinen Aufenthalt bekannt?"

„Noch nicht. Aber von hier aus muß ich es ja tun, schon der gerichtlichen Trennung wegen."

Melittas Stirn umdüsterte sich. „Wenn sie nun wegen böswilligen Verlassens klagt?" forschte sie beklommen.

„Das fürchte ich nicht. Mein Brief kann sie nicht darüber täuschen, daß ich entschlossen bin zum Letzten, wenn ich auch alles daransetzen werde, um einer gütlichen Lösung nicht die Wege zu verderben. Ich schreibe ihr auch darüber noch heute."

„Warte doch noch ein paar Tage!"

„Nein, nein, ich will und muß es heute noch tun. Jeder versäumte Tag verzögert auch unser eigenes, schmerzlich genug ersehntes Glück."

Vom Haus tönten die dumpfen Schläge des Gong. Melitta deutete nach den Fenstern des Erdgeschosses. „Man versammelt sich zum Essen, wir beide sitzen ganz oben am linken Tischende zwischen zwei alten Leuten, die kein Wort Deutsch verstehen. Ist dir's so recht?"

Er nickte. „Alles, was unser heimliches Glück begünstigt, ist mir recht."

Sie reckte sich auf den Zehen und glättete ihm mit kühlen Fingern die zerzausten Haare. Dann gingen sie ins Haus.

Nach dem Essen zogen sie sich auf den luftigen, blumenumrankten Vorbau zurück, der um diese Stunde vereinsamt lag. Mit verschlungenen Händen saßen sie an der Brüstung und blickten über das Meer. Schiffe mit bunt geflickten Segeln huschten schemenhaft über die grünliche Wasserfläche.

Digitized by Google

„Hast du denn alles so schön erwartet?“ fragte Melitta.

„Ich habe nur daran gedacht, daß ich bei dir sein würde.“

„Lieber! Wenn du dich nur wohl fühlst! Wenn du irgend etwas wünschest, wird Tante mir nichts versagen, wenn man es haben kann.“

„Wenn es deine Tante erlaubt, möchte ich mir unter meinem Fenster ein Vorgärtchen anlegen, so wie ich es daheim gehabt habe.“

Sie lachte herzlich. „Da brauche ich nicht erst zu bitten. Gleich morgen sollst du alles haben. Du wirst staunen, wie schnell hier alles gedeiht.“

Gegen zehn Uhr suchte Reinhard sein Zimmer auf; der Brief an seine Frau brannte ihm auf der Seele. Er bat um Verzeihung, schilderte ihr sein heißes Glücksverlangen, das nur in der Vereinigung mit einem Wesen wie Melitta Befriedigung finden konnte. Seite um Seite füllte sich mit eiligen Sätzen. Draußen lag ein Mondlicht über den Dingen, das ihn weich stimmte; er fand, wie er glaubte, in jener Nacht Worte, die sie verstehen mußte. Worte, die ihr wenigstens nichts Hartes und Herbes sagten. Er suchte im Innersten ruhig sein Lager und schlief in den Morgen hinein.

Zeitlich früh klopfte das Stubenmädchen an Reinhards Tür. Das gnädige Fräulein sei beim Frühstück und ließe bitten. Als er in den Speiseraum trat, fand er Melitta allein und zum Ausgehen bereit.

Sie wollte ihm Lacroma in seiner ganzen Herrlichkeit zeigen. „Du sollst nicht zu Atem kommen vor Schauen und Bewundern; alles Vergangene soll von dir abfallen wie ein böser Traum!“

Lächelnd küßte er sie auf die Stirn. „Recht hast du,

Digitized by Google

Melitta. Nur wer in der Gegenwart zu leben versteht, lebt wirklich."

Sie schritten in den leuchtenden Morgen hinein, dem Meere entlang, von welchem die stärkere Sonne die letzten nächtlichen Nebelschleier hob. Sie wanderten nach dem Kloster.

Ein Laienbruder, der einzige, der zusammen mit einem ausgedienten Soldaten die alten Reste der Vergangenheit bewachte, verkaufte ihnen die Einlaßzettel, und erdrückt von der Wucht der Erinnerungen, die auf diesen ehrwürdigen Mauern lasten, schritt Reinhard schweigend durch die hallenden Gänge. Der Laienbruder sprach kaum mehr als die Namen derjenigen aus, die einst in naher Beziehung zu dem Kloster standen. Der unglückliche König von Mexiko, Richard Löwenherz. Verklungene Namen, verrauschte Legenden.

Rings um dieses steinerne Grabmal düsterer Erinnerungen lag atemraubende südliche Pracht; der schweigende Tod, das nie rastende Leben halten sich hier brüderlich umschlungen. Erst als die schwere Klosterpforte sich hinter ihnen geschlossen, fand Reinhard Worte: „Das war der Frieden," sagte er leise. „Wir Menschen aber wollen den Kampf, und so müssen wir ihn kämpfen bis ans Ende, jeder auf seine Weise."

Da das Wetter anhaltend schön blieb, riet Fräulein v. Helmer zu einem Ausflug nach Korfu. Sie selbst konnte nicht reisen, aber eine Dame ihrer Bekanntschaft erbot sich, das junge Paar unter ihren Schutz zu nehmen. An einem der nächsten Tage fuhren sie mit einem Schiff, das in den ersten Morgenstunden abging. Bald blieben sie allein; das heftige Schaukeln des Fahrzeugs trieb die Begleiterin in die Kajüte.

„Man wird uns für Hochzeitsreisende halten,"

Digitized by Google

sagte Melitta; glücklich über das Alleinsein mit dem Geliebten suchte sie auf Deck ein hübsches Plätzchen.

Reinhard lächelte trübe. „Statt dessen sind wir Gestrandete."

„Du bist trübselig wie Kassandra," sagte Melitta und streichelte seine müde Hand.

Er holte tief Atem. „Das ewige Sorgen und Bangen. Alle Verantwortung ruht auf mir. Wenn es mir nicht gelingt, meine Fesseln zu lösen, habe ich auch dich um das erwartete Glück gebracht, ein doppelt schweres Vergehen auf mich geladen. Ich bin machtlos, sobald meine Frau widerstrebt."

Träumend glitt ihr Blick über ihn weg. „Man muß ihr Zeit lassen."

Enttäuscht sah Melitta auf das Strandbild von Korfu; die häßlichen, verfallenen Häuser, die schmutzstarrenden Straßen und zerlumpten Menschen widerten sie an. Aber die alten Mauern blieben bald zurück, und dem entzückten Blick öffnete sich die herrliche griechische Landschaft. Ein köstliches Bild, belebt durch das malerisch gekleidete, reitende und fahrende Bauernvolk, umgab sie. Bald entschwand ihnen das Meer, bald wieder sah man es unvermittelt zwischen den grünen Massen eines fast tropischen Wachstums im tiefen Blau schimmern.

Melittas kindlich heitere Stimmung riß schließlich auch Reinhard mit. Im Park, der das Schloß Achilleion umgibt, fand sie ihre geliebten hellenischen Götter wieder. Reinhard mißfielen die weißen Marmorstatuen; sie schienen ihm die besondere Schönheit des Gartens aufdringlich zu stören. Er betrachtete lange das Standbild der Kaiserin Elisabeth, deren unschuldiger Leib um der Krone willen, die er getragen, von Mörderhand

Digitized by Google

gefallen war, und sog auch hier aus allem wehe Schmerzlichkeit und nachdenkliche Trauer.

Melitta wies mit der Hand nach dem Meer: „Böcklin," sagte sie leise. Er nickte. Voll und warm lag die Sonne über den Kraterriffen eines Eilandes, jenem ähnlich, das auf Böcklins Bild „Die Toteninsel" aus düsterer Meerflut aufragt. Trotz der hellen Sonne ward in Reinhold die Erinnerung an des Meisters Bild so mächtig, daß sie ihm die Wirklichkeit färbte. Wenn brütendes Gewitterdunkel die hoch aufstrebenden Zypressen mit dunkelbläulichen schwärzlichen Schatten umdüsterte, das Wasser unheimlich drohende Färbung annahm, mochte die verlassene Insel auf den Beschauer so wirken, wie Böcklin sie gemalt: als Ort ewigen Todesschweigens.

Die Insel da draußen erinnerte Reinhard an sein eigenes Schicksal. Ausgebrannt, kalt und leblos ragten die Reste des einstigen Vulkans in die Luft, unaufhörlich wusch und spülte das salzige Wasser Stück um Stück der erloschenen Kraterwände hinweg.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er noch keinen Schritt unternommen, um sich eine Stelle, die ihn und Melitta ernähren konnte, zu sichern. Gleich morgen wollte er alles nachholen, auf gut Glück in alle Windrichtungen schreiben.

Sie kehrten ins Gasthaus zurück, wo ihre Beschützerin müde und angegriffen geblieben war. Als sie dem Parkausgang zuschritten, sagte ihm Melitta, errötend ihr Gesicht an seinen Arm bergend: „Schilt mich nicht, Erwin! Ich habe deiner Frau geschrieben!"

„Melitta!" Erschrocken hob er ihren Kopf in die Höhe. „Aber wie konntest du das tun ohne mein Wissen?"

Digitized by Google

„Sieh mich nicht so böse an! Ich mußte ihr schreiben, ihr sagen, was sie doch nicht wissen kann."

„Was denn?"

Sie warf die Arme um seinen Nacken und vergrub sich aufschluchzend an seiner Brust. „Was du mir bist!"

Eine Woche war dahin. Melittas Schreiben blieb unbeantwortet. Aber Reinhard erhielt Nachricht von ihr. Frau Reinhard drohte, wenn Erwin nicht binnen acht Tagen zurückkehre, ihn an Ort und Stelle aufzusuchen, ihn vor aller Welt zur Rechenschaft zu ziehen. Reinhard kannte die Frau gut genug, um gewiß zu sein, daß sie nicht nur drohte.

„Was wirst du tun, Erwin?"

„Ich weiß es nicht," sagte er dumpf.

„Acht Tage sind schnell um — was wird dann sein?"

„Wir müssen fort von hier."

„Hast du Geld?"

Er wechselte die Farbe. „Geld? Nein, ich habe fast nichts mehr."

„Was ich noch habe, hält zur Not noch ein paar Tage. Wovon sollen wir leben, wenn das zu Ende ist?"

„Ich weiß nur einen Ausweg. Ich schreibe ihr, daß sie uns hier nicht mehr finden wird."

„Wird sie es glauben?"

„Sie wird nicht aufs Ungewisse die weite Reise machen. Um sicher zu sein, schicke ich ihr durch Vermittlung eines Berliner Bekannten ein paar Zeilen, mit der Nachricht, daß sie für weitere Mitteilungen die angegebene Adresse benützen soll. Damit ist ihr vorläufig jeder Anhalt für unseren Aufenthalt benommen."

Melitta atmete erleichtert auf. „Ja, das kann uns retten. Wie gut ist es, daß du dich unter deinem Schrift-

Digitized by Google

stellernamen hier angemeldet hast; außer Tante Bea kennt niemand deinen wahren Namen; sollte deine Frau sich erkundigen, so wird ihr bezeugt werden, daß ein Herr Reinhard hier nicht zu finden ist."

Trotzdem die Gefahr abgewendet schien, verlebten beide ihre Tage in dauernder Unruhe.

Eine Woche später traf ein Brief von Reinhards Frau über Berlin ein. Sie verzichtete, ihn, der ihr so Schweres angetan, weiter zu verfolgen; in eine gerichtliche Scheidung aber werde sie nie einwilligen, auch von dem ihr zugedachten Gelde wolle sie keinen Heller annehmen. Sie hoffe, daß Reinhard dies Geld seinem Kinde zukommen lassen werde, das seines Ernährers beraubt, in zartester Jugend gezwungen sei, sein Brot selbst zu verdienen. Damit habe sie ihr Letztes gesagt. Reinhard ließ das Blatt lautlos aus der Hand sinken. Melitta hob es auf. Sie las es und schwieg bedrückt. Scheu blickten sie aneinander vorbei.

Dann trat Melitta auf Erwin zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Laß uns dennoch hoffen!" sagte sie tonlos.

Im Fluge waren vier Wochen verstrichen; Fräulein Helmers Liebenswürdigkeit begann lau zu werden. Reinhards Aussichten schienen durchaus nicht so glänzend, wie Melitta sie ihr in überschwenglicher Liebe dargestellt; es war gewiß, daß Monate vergehen konnten, ehe sich ihm eine Stellung bot.

Reinhard entging das veränderte Benehmen der alten Dame nicht. Auf sein Ersuchen, ihm eine Rechnung zu stellen, lächelte Fräulein v. Helmer bloß nachsichtig. Dies Lächeln verletzte ihn tiefer als Worte vermocht hätten.

Digitized by Google

Melitta begriff nicht, warum Reinhards wiederholte Bemühungen ohne Erfolg blieben.

„Ich bin zu alt," sagte er.

„Zu alt? Du?" Sie lachte belustigt.

„Es ist, wie ich sage. Menschen, die das vierzigste Lebensjahr überschritten haben, kommen so leicht nicht mehr an. Ungerechtfertigt, aber nicht zu ändern."

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Nie wäre mir eingefallen, daß du zu alt sein könntest. Du mit deinem lieben Gesicht und den schwärmerischen Augen!"

Er lächelte flüchtig. „Wie heiß auch mein Herz empfinden mag, die Welt frägt bloß nach dem arbeitenden Hirn und schätzt es nach Jahren. Man verlangt Leute, die noch eine lange Dienstzeit vor sich haben; unverbrauchte Kräfte nennt man das."

„Geh, sprich nicht so! Das klingt ja, als ob du schon ans Sterben dächtest; wir haben doch noch so viel Herrliches vor uns, wollen erst zu leben anfangen. Was machen deine Blumen?"

Sein Blick erhellte sich. „Sie gedeihen prächtig! Es ist herrlich, Pflanzen heranwachsen zu sehen, abzuwarten, was aus unscheinbaren Keimlingen wird. Ich zog neulich im Freien ein Pflänzchen aus, das mir seiner sonderbar eigenartig gezähnten Blätter wegen auffiel, nun blüht es schon. Ich bringe dir eine Blüte, du bist gelehrt genug, um mir sagen zu können, was es ist." Er lief in sein Zimmer hinauf und kam bald mit einem Stengel wieder, auf dem eine orangegelbe Blume saß.

„Weißt du, was es ist?" fragte er.

Sie nickte. „Eine Calendula, zu deutsch Totenblume, du kannst verschiedene Abarten davon am Mittelländischen Meer finden."

Digitized by Google

„Eine Totenblume!“ Sinnend sah er das Pflänzchen an.

Ein schweres Gewitter war über Lacroma niedergegangen. Das Meer lag weit hinaus in bleigrauer Farbe; die Wellen gingen haushoch.

Als einer der wenigen Mutigen stand Reinhard neben Melitta am Fenster. Dies Wühlen und Klagen der Natur war wie ein Widerhall seines eigenen Seelenzustandes, nur mit dem Unterschiede, daß die Natur, wenn sie ausgekämpft hatte, eines himmlischen Friedens genoß, während der Kampf in seiner Brust vergebens nach Erlösung rang. Reinhards Vorschlag, vorläufig allein nach Berlin zu gehen, um eine Stellung zu suchen, war von Melitta bestimmt zurückgewiesen worden. Es hätte ihr das Herz abgedrückt, zu wissen, daß er vielleicht hungernd durch die Straßen irrte, indes sie alles hatte, was ihm fehlte. Warten und sich in Geduld fassen. —

Das Gewitter verzog sich, und das Meer fing an, sich zu besänftigen. Alles strömte ins Freie, die gereinigte Luft zu genießen und nach etwaigen Sturmschäden zu sehen. Auch Reinhard und Melitta verließen das Haus.

„Was gab es heute mittag mit dir und Tante Bea?“ frug Melitta.

„Im Grunde nichts. Warum?“

„Mir erschien Tante sehr aufgeregt; als ich sie um die Ursache fragte, gab sie mir keine Antwort.“

Erwin runzelte die Stirn. „Sie hat eine ihrer merkwürdigen Fragen an mich gerichtet. Ich mag wohl etwas gereizt erwidert haben.“

„Du solltest das nicht, Erwin!“

Digitized by Google

„Sollteſt! Ich weiß kaum, was ich tue; es iſt mir nicht immer möglich, ruhig zu bleiben und alles gelaſſen hinzunehmen."

„Dennoch mußt du dich zwingen, es zu tun. Wenn Tante Bea uns vor die Tür ſetzt, ſind wir verloren."

Erregt ſtrich er das Haar aus der Stirn. „Vielleicht wäre es gut, wenn ſie's täte! Meine Tatkraft, die käme dann eher zutage. Ich weiß nicht, ob es das Klima iſt, aber ich kann hier nicht arbeiten, nicht einmal einen klaren Gedanken faſſen."

Sie blickte ſinnend ins Weite. „Es iſt alles in allem. Wir haben mit einer großen Torheit begonnen, das rächt ſich nun. Hätten wir das Geld, das du aus Großmut gabſt, ja nur einen Teil davon behalten, dann wäre uns leichter geworden eine Lage zu ſchaffen, die uns zu leben erlaubte, es wäre noch immer möglich geworden, dich gegen deine Familie freigebig zu erweiſen."

Er ſchüttelte den Kopf. „Wir haben von meinem Gehalt gelebt, meine Frau beſitzt kein Vermögen. Ich mußte ihr Mittel für die allernächſte Zukunft geben, wenn ich nicht völlig ehrlos ſein wollte. Deshalb iſt mir auch mit geringer Bezahlung nicht gedient. Ich habe für drei Perſonen zu ſorgen. Mich ſelbſt will ich gar nicht zählen."

„Du weißt, daß ich arbeiten kann."

„Du ſollſt es aber nicht!" Faſt grob faßte er ſie am Arm. Sie ſah ihn erſtaunt an.

„Verzeih!" murmelte er. „Du kannſt nicht wiſſen, wie mir zumut iſt. Nicht genug, daß der Alltag mit ſeinen Sorgen auf mir laſtet, quält es mich vor allem, daß alles umſonſt iſt, wenn meine Frau ihre Geſinnung nicht ändert."

„Sie wird mit der Zeit verſöhnlicher denken lernen;

Digitized by Google

vielleicht ist ihr selbst die Freiheit noch einmal willkommen, sie ist ja jung und lebenslustig. Meinst du nicht?"

„Ich hoffe nichts mehr!"

„Dann bist du schwächer als ich. Solange es noch einen Hoffnungsschimmer gibt, klammere ich mich daran. Du aber scheinst den Mut zum Leben zu verlieren."

Er zuckte zusammen. „Das hättest du nicht sagen sollen, Melitta!"

„Warum nicht?"

„Weil es wahr werden kann, wenn sich nicht bald alles ändert."

Schweigend wanderten sie weiter. Nach einer Weile zog Melitta die Uhr. „Es ist Essenszeit, wir müssen umkehren."

Er preßte heftig ihren Arm. „Ich wollte, wir müßten nicht; du ahnst nicht, wie jeder Bissen mich würgt."

„So laß mich wenigstens meinen Plan ausführen, von dem ich dir neulich sprach. Ich gehe als Erzieherin nach Berlin und suche nebenbei für dich nach einer Stellung. Irgend etwas muß sich ja finden, und das Bewußtsein, daß ich wenigstens geborgen bin, wird dein Herz erleichtern. Wir helfen uns eben fort, so gut und so schlecht es geht."

„Du willst also wirklich den Frondienst, über den du so oft geklagt, auf dich nehmen?"

Sie nickte heiter. „Nenne es, wie du willst. Ich nehme ihn freudig auf, wenn ich dir dadurch eine Last von der Seele nehme. Morgen lasse ich mich einschreiben."

Fräulein v. Helmer war einverstanden und lächelte, als Melitta mit ihr darüber redete. Das Nichtstun mußte ja einem Mädchen, das an Arbeit gewöhnt war, auf die

Digitized by Google

Dauer lästig werden, und auch Reinhard würde in Berlin sicher mehr zur Tätigkeit angeregt werden als hier.

Mit zusammengezogenen Brauen nahm er den wohlgezielten Hieb auf.

Nach dem Essen setzte sich Melitta ans Klavier, indes Reinhard auf sein Zimmer ging, um seine Blumen zu gießen. Auf dem Flur wurde er von einem der Stubenmädchen angehalten.

„Haben der gnädige Herr das Telegramm gefunden? Ich habe es auf den Tisch gelegt."

„Ein Telegramm?" Reinhard erbleichte. Wer konnte ihm, dem Verschollenen, telegraphieren? Unruhig betrat er sein Zimmer und öffnete die Depesche. Sie war über Berlin gegangen und enthielt die wenigen Worte: „Mutter plötzlich gestorben. Helene."

Seine Frau war tot! Wenn es so war, mußte er noch heute fort. Mit der Depesche in der Tasche suchte er im Garten nach Melitta.

„Was ist?" fragte sie harmlos, als er auf sie zukam.

Er hielt ihr das Telegramm hin.

Auch ihre Züge überlief heftiger Schreck. Ohne ihn anzusehen, gab sie das Blatt zurück.

„Du bist frei."

Reinhard setzte sich auf eine Bank und barg das Gesicht in die Hände. Melitta schmiegte sich an.

„Glaubst du, daß ich schuld an ihrem Tode bin?" fragte er plötzlich.

„Erwin!"

„Doch; es könnte sein. Sie war herzleidend. Wenn sie auch nach unseren Begriffen nicht die Eigenschaften einer feinfühligen Frau besaß, ihrer Gesundheit mögen die Aufregungen wohl geschadet haben."

„Mit solchen Gedanken darfst du dich nicht quälen.

Digitized by Google

So traurig es ist, wir müssen uns aufrecht erhalten."

„Ich fahre mit dem Nachtschiff weg."

„Zum Begräbnis?"

„Ja."

Sie legte leise den Arm um seinen Nacken. „Kannst du dir das nicht ersparen, Erwin? Was dich dort erwartet, sind gewiß nur neue Kränkungen."

Er schüttelte den Kopf. „Ich kann das Kind in dieser schweren Stunde nicht allein lassen."

„Was wirst du mit dem Kinde tun?" fragte sie beklommen.

„Ich werde trachten, es in einer Töchtererziehungsanstalt unterzubringen, wo sie sich nun zur Lehrerin vorbereiten wird. Zur weiteren Ausbildung wird das Geld gerade reichen."

„Wirst du lange fortbleiben?"

„Zwei Wochen wohl. Es wird viel zu ordnen geben." Er stand auf. „Nun muß ich schnell das Nötigste packen. Sollte ich deine Tante nicht mehr sehen, so empfiehl mich ihr. Hineinzugehen ist mir jetzt unmöglich."

Eine halbe Stunde später befanden sie sich auf dem Wege zum Landungsplatz. Schwarz und düster schaukelte das riesenhafte Schiff im Meer, die Barken warteten zur Aufnahme der Fahrgäste. Reinhard stieg als letzter ein. Schweigend, unfähig zu irgend einem Wort, drückte er Melittas Hand zum Abschied.

Die Barke stieß ab. Wie ein Aufschrei tiefster Herzensnot klang Melittas Schluchzen über das Meer.

„Erwin, du kommst doch wieder?!"

In quälender Ungeduld harrte Melitta der Rückkunft des Geliebten. Sie hatte sich in einer Berliner

Digitized by Google

Stellenvermittlung einschreiben lassen; ein paar Angebote waren schon gekommen, doch konnte sie sich bisher zu keinem entschließen. Wenn sie auch bei freier Verpflegung für ihre eigenen Bedürfnisse wenig zu rechnen brauchte, mußte sie doch so viel verdienen, um im Notfalle dem Geliebten helfen zu können.

Endlich, nach vierzehn Tagen kam Nachricht von Reinhard, daß er nach Lacroma reisen werde. Melitta atmete auf. Gleichzeitig mit Reinhards Brief kam von Berlin ein Schreiben, das Melitta eine gute Stellung in einem adeligen Hause sicherte. Voll lachender Zuversicht empfing sie der Geliebte am Schiff.

Er küßte sie. „Du siehst gut aus, besser als da ich dich verließ."

„Ich habe auch gute Nachrichten."

Er nickte zerstreut.

„Und wie ist es dir ergangen, Liebstes?"

„Kann man in meiner Lage von Ergehen sprechen?"

„Verzeih, ich habe mich schlecht ausgedrückt. Aber du bist müde, ich will dich jetzt nicht mit Fragen quälen."

„Sprich nur, ich bin nicht müde."

„Ich möchte nur wissen, ob deine Bekannten dir übel begegneten."

„Ja. Aber das ist vorbei und abgetan. Es ist alles geordnet, die Einrichtung verkauft; ich bin frei."

„Und was war es mit deiner Frau?"

„Herzschlag, wie ich vermutete."

„Und das Kind?"

Er grub die Zähne in die Unterlippe. „Ja, auch das Kind ist versorgt."

„Ging sie gerne in das Institut?"

„Vielleicht, ich weiß nicht. Die traurigen Verhältnisse, in denen sie aufwachsen mußte, haben ihr eine

Digitized by Google

Selbständigkeit gegeben, die weit über ihr Alter ist. Aber es ging mir ans Herz, als sie mich beim Abschied fragte, ob sie den ganzen Sommer über im Institut bleiben müsse und ich nicht nein sagen konnte."

Melitta sah zu Boden. Es ist so traurig, daß unser Glück über so viele fremde Schmerzen geht. Wenn irgend möglich, wollen wir ihr ein paar Wochen Landaufenthalt zu schaffen suchen, nicht wahr?"

Er nickte. „Du sprachst vorhin von einer guten Nachricht?"

„Ich habe eine gute Anstellung in einem gräflichen Haus gefunden. Hundert Mark Gehalt und freie Versorgung. Was sagst du?"

Ein flüchtiges Lächeln glitt um seinen Mund.

„Ich kann leider erst in vierzehn Tagen eintreten," sagte Melitta.

„Also noch zwei Wochen der Demütigung!"

„So fahre doch voraus! Du hast doch jetzt Geld?"

Er riß sie ungestüm an sich. „Laß mich bei dir! Ich kann jetzt nicht allein sein!"

Reinhards düstere Stimmung verlor sich nicht. Melitta schien es manchmal, als sei er während seiner Abwesenheit ihr entfremdet worden, so kühl und leidenschaftslos verhielt er sich gegen sie. Dann wieder kamen Augenblicke, wo er sie plötzlich in die Arme riß und mit seiner Glut erstickte. Wenn sie ihn nach der Ursache seines veränderten Wesens fragte, gab er zerstreute Antworten.

„Es gibt Gefangene, welche die Freiheit nicht mehr ertragen können, Geschlagene, die sich nach ihrer dunklen Zelle zurücksehnen. Vielleicht steht es so um mich."

„So liebst du mich nicht mehr?"

Digitized by Google

„Lieben?" Er sah sie seltsam an. „Begreifst du denn, wie ich dich lieben mußte, um so schwere Schuld auf mich zu laden? Nach einem Glück zu trachten, das über Leichen schreitet!"

Sie erblaßte. „Wie magst du das sagen?"

„Oft genug hadere ich mit mir um meiner törichten Einbildung willen, und doch läßt es mir keinen Frieden. Vergangenes und Künftiges wird oft eins vor meinen Augen, ich fürchte die Gegenwart, und es gibt Stunden, die ich allein nicht ertragen könnte."

Um ihre Lippen huschte ein schmerzliches Zucken. „Du erschienst mir so stark, als du mir damals den Vorschlag zur Flucht machtest. Und jetzt —"

Erwin sah verloren zu Boden. Sie schwiegen lange.

„Soll ich dich in dieser Stimmung verlassen?" fragte sie leise.

„Verlassen?" Er fuhr auf.

„Ja. Tante bat mich heute, sie für ein paar Tage zu einer erkrankten Verwandten nach Triest zu begleiten. Ich darf nicht nein sagen, das fühlst du gewiß."

„Wann soll es denn sein?"

„Morgen früh. Du weißt nicht, wie schwer es mir fällt, gerade jetzt von dir zu gehen."

„Du brauchst dich nicht zu sorgen um meinetwillen."

„Versprich mir, daß du dich zerstreuen willst, so lange ich fort sein muß."

Er nickte. „Vielleicht fahre ich nach Korfu. Die idyllische Insel ist ganz dazu geschaffen, einen aus dem Gleichgewicht geratenen Menschen den Frieden finden zu lassen. Du brauchst dich nicht zu ängstigen."

Am nächsten Morgen fuhren die beiden Damen ab. Melitta erinnerte Reinhard noch einmal an sein gegebenes Versprechen.

Digitized by Google

„Du sollst fröhlich sein; wenn ich zurückkomme will ich dich lachen sehen."

Wann war es zum letzten Male gewesen, daß er fröhlich war und lachte? Er wußte es nicht mehr. Aber es war lange her, sehr lange. Und schier unmöglich schien es ihm, daß er jemals wieder lachen sollte, lachen wie ein glücklicher, zufriedener Mensch.

Abends bestieg er das Schiff, das um sechs Uhr früh in Korfu anlief. Die Nacht war mild und ruhig. Reinhard lag auf Deck in einem der bequemen Liegestühle und blickte in die leuchtenden Sterne, bis ihn der Schlaf überfiel.

Denselben Weg, den er mit Melitta gewandert, schritt er allein dahin, vorüber an dem verrußten Gemäuer in die herrliche griechische Landschaft. Als er den Schloßpark betrat, begann sich der Himmel zu verdunkeln. Brütende Hitze benahm ihm den Atem. Am Ende des Parkes, wo Kunst und Natur schwesterlich ineinander übergehen, ließ er sich nieder und stützte den Kopf. Drohende Wolken, die von Westen heraufzogen, stauten sich über der Toteninsel. Gleich Irrlichtern funkelten zeitweise aufblitzende Sonnenstrahlen in den Riffen, und schwarzblau ragten die hohen Zypressen in die Luft. Über das Meer drangen klagende Schreie der Möwen. Sie kündigten Sturm. Reinhard starrte dumpf in die ziemlich hochgehende Flut. Warum konnte er nicht mit freudiger Hand das Glück erfassen wie Melitta? Als sie sich gestern trennten, war ihm der Unterschied ihrer Naturen unerbittlich klar geworden. Das Leben mit seinen Wundern und glühenden Verheißungen lag hinter ihm; er fand sich nie mehr fröhlich in die Welt zurück. Nie mehr würde er lachen. Er war verbraucht. Einen kümmerlichen Rest bröckelnder

Digitized by Google

Hoffnungen, ewig nagender Selbstvorwürfe und seelischer Zerstörtheit wollte er an ein Wesen hängen, das zu Lust und Freude geschaffen, niemals glücklich neben ihm sein konnte. Wenn er sie wahrhaft liebte, durfte das nicht geschehen.

Lange sah er aufs Meer hinaus und auf ein Boot, das am Strande in den Wellen schaukelte. Es löste sich von dem Pfosten, an dem es verankert war; Reinhard sprang hinzu und riß die eiserne Kette an sich. Ein seltsamer Gedanke durchzuckte ihn. Das Schiff lag jetzt noch hilflos am Strand. Wenn er sich dem Meer vertraute, daß es über sein Schicksal entschied? Er ruderte gewandt; manch harter Kampf mit den Wellen war ihm gelungen. Erreichte er die Toteninsel ungefährdet, so sollte es ein Zeichen sein, daß seine Lebensfurcht unbegründet war, ein Zeichen, daß er sich getrost als neuer Mensch ein neues Leben schaffen durfte. Erreichte er sie nicht, dann — war auch das gut und Melitta von einem trübseligen schwachen Gefährten erlöst.

Ohne Besinnen sprang er ins Boot und ergriff die Ruder. Hoch auf stieg das Boot über Wellenberge und Täler. Hand und Auge wurden Herr über die Gewalt der Wogen. Von grausigen Lustgefühlen angespornt, steuerte er unaufhaltsam der Toteninsel entgegen, die gespenstisch vor ihm aufleuchtete, wenn ein Blitz die Dunkelheit für Augenblicke zerriß. Fest hielt er das fern dämmernde Ziel im Auge; immer näher kam er heran. Noch eine, noch zwei Bootslängen und er war gerettet. Keuchend vor Anstrengung, den Kopf weit vorgebeugt, um nach einer Landungsstelle Ausschau zu halten, trieb er dem Ufer zu. Jetzt berührte er festen Grund. Er stemmte das Ruder auf einen Stützpunkt

Digitized by Google

und setzte den Fuß an den Rand des Bootes. Taghell erleuchtete ein Blitz das Meer, ein langhinschrillender scharfer Donner folgte, ein menschlicher Körper schlug mit der Stirn ans Gestein. Die nächste Sturzwelle riß den Betäubten ins offene Meer. Ohne Bewußtsein versank er in den Wogen.

Digitized by Google

Die Hedschasbahn und das peträische Arabien

Von Ernst Wächter

Mit 6 Bildern

Abdul Hamid II. traurigen Angedenkens, der letzte mit unumschränkter Macht ausgestattete türkische Herrscher, der jetzt nur von ferne, in erzwungener tatenloser Abgeschiedenheit, dem heißen Ringen der Türkei um ihre Unabhängigkeit und Selbstbestimmung zuschauen darf, hat während seiner Regierung wenig getan, wodurch er sich den Dank des Vaterlandes verdient hätte. Eine dieser wenigen dankenswerten Herrschertaten ist zweifellos die Erbauung der sogenannten Hedschasbahn, die auf seinen ausdrücklichen Befehl vor reichlich anderthalb Jahrzehnten unter deutscher Oberleitung in Angriff genommen wurde. Der alte Despot hat da einmal einen staatsmännischen Weitblick bewiesen, den man sonst bei ihm vergeblich sucht. Denn wenn er auch dabei scheinbar nur von der Absicht geleitet wurde, durch die Schaffung eines Schienenweges von Damaskus bis nach Mekka seinen frommen Untertanen den Besuch der heiligen Stätten zu erleichtern, und die reichlich gespendeten freiwilligen Beiträge der Mekkapilger zu diesem großen, mit ungeheuren technischen Schwierigkeiten verbundenen Verkehrswerke gern entgegennahm, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß Abdul Hamid in erster Linie politischen Erwägungen folgte, als er den Bau der mehr als 1800 Kilometer langen Wüstenbahn anbefahl und die Finanzierung des ganzen kostspieligen Unternehmens aus Staatsmitteln ermöglichte. Wie die Bagdadbahn für das Euphrat-Tigris-Land, so sollte sie das Rückgrat für den engeren politischen und wirtschaftlichen An-

Digitized by Google

schluß des mächtigen arabischen Landkomplexes an die eigentliche Türkei und zugleich eine sichere Basis abgeben für alle militärischen Unternehmungen, die zu einer raschen Niederwerfung von Aufständen der so leicht zur Unbotmäßigkeit geneigten Bevölkerung der arabischen Halbinsel nötig werden würden. Auch der Großscherif der heiligen Kaaba in Mekka, der selbst viel unter der Wildheit, der Raubluft und Zügellosigkeit der Wüstenstämme zu erdulden hat und deshalb einen starken staatlichen Schutz und Rückhalt als notwendig erkannte, so gerne er darauf aus anderen Gründen verzichtet hätte, war dem Unternehmen bald günstig gesinnt und unterstützte es nach Kräften.

Ist Abdul Hamid also mehr aus richtiger Erkenntnis eines innerpolitischen Bedürfnisses der Türkei heraus zum Schöpfer der Mekkabahn, wie man sie zweckmäßiger bezeichnen sollte, geworden, so hat der gegenwärtige Krieg es immer klarer offenbart, daß dieser „Pilgerbahn" auch in Fragen der äußeren Politik eine ganz hervorragende Bedeutung zukommt: sie ist ein wichtiger Faktor im Kampfe gegen die britische Weltherrschaft. Allein die Möglichkeit, vermittels dieser Bahn aus der Türkei Truppen und Kriegsgerät verhältnismäßig rasch ans Rote Meer zu befördern, ist für Englands Herrschaft in Ägypten eine ständige schwere Bedrohung. Und Ägypten ist eben, was immer wieder betont werden muß, einer der stärksten Eckpfeiler der britischen Weltherrschaft. Ohne Ägypten kein Indien und ohne Indien kein weltbeherrschendes Britenreich.

Wie weit der Bau der Hedschasbahn zurzeit gediehen ist, ob sie vielleicht gar ihr vorgesehenes Endziel Mekka schon erreicht hat, in welchem Umfange Transporte

Digitized by Google

von Truppen und Kriegsmaterial auf ihr stattfinden, all das entzieht sich unserer Kenntnis. Aus naheliegenden Gründen wird darüber während des Krieges Schweigen bewahrt. Wir wissen bloß, daß die Bahn vor dem Kriege bereits weit in die Landschaft Hedschas vorgedrungen war und daß beispielsweise die Helden der „Emden-Ayesha" nach ihrer Landung auf arabischem Boden von der kleinen arabischen Hafenstadt El Wegh (Widj), gegenüber dem ägyptischen Hafen Kosseïr, aus sechs Tagereisen zurücklegen mußten, bis sie die Bahn erreichten, und zwar 270 Kilometer nordwestlich von Medina bei dem kleinen Wüstenneste El Ala (Ola), dem südlichsten Punkt, bis zu dem Ungläubige die Bahn benützen dürfen. Wir können aber auch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob wirklich, wie schon bei dem ersten, vor etwa Jahresfrist unternommenen, mehr orientierenden Vorstoß der Türken gegen den Suezkanal behauptet wurde, von der Station Ma'an der Hedschasbahn aus von deutschen Ingenieuren eine Militärbahn durch die Sinaihalbinsel erbaut wurde. Das gleiche gilt von einer zweiten Zweigbahn zum Golf von Akaba, dessen innerster Punkt mit der schon seit Jahrzehnten von den Engländern als zweite Operationsbasis gegen Syrien begehrten Stadt Akaba von Ma'an nur 110 Kilometer entfernt ist. Die Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür: die gewaltige Anhäufung englischer Truppen am Kanal und Meerbusen von Suez läßt darauf schließen, daß England den Angriff eines großen türkischen Heeres auf Ägypten mit Sicherheit erwartet. Eine so bedeutungsvolle Maßnahme der Türkei hat den kriegsmäßigen Ansprüchen genügenden Ausbau der Hedschasbahn und der erwähnten Abzweigungen geradezu zur Voraussetzung.

Digitized by Google

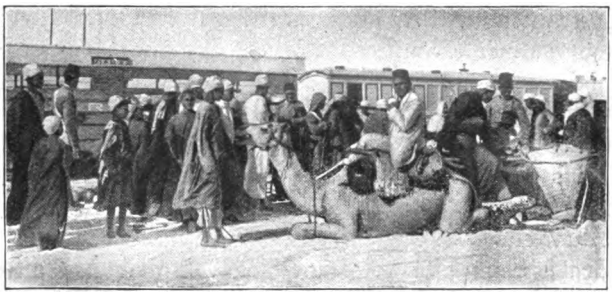
Denn von Haus aus dürfte die Verwendbarkeit der Hedschasbahn zu Kriegszwecken recht beschränkt gewesen sein. Hatte sie doch nur eine Spurweite von 1,05 Meter und nur ein Gleis bei entsprechend wenig starkem Unterbau.

Ihren Anfang nimmt diese türkische Staatsbahnlinie, wie gesagt, in Damaskus. Sie folgt im wesentlichen der Derb el Hadj, der alten Pilgerstraße, durchzieht das ganze Ostjordanland parallel dem großen syrischen Grabenbruch, jener tiefsten Einsenkung der Erdrinde, die unter dem Namen des Ghor den Bahr el Hule oder Meransee, den See von Genezareth, den Lauf des Jordan, sowie das Tote Meer zwischen seinen hohen Steilrändern einschließt und als Wadi el Araba sich bis zum Golf von Akaba und in nordsüdlicher Richtung bis Ma'an fortsetzt. Hier wendet sie sich auf dem historisch denkwürdigen Boden des alten Edomiterlandes und späteren Nabatäerreiches, dessen glänzende Hauptstadt Petra seit der Römerzeit dem Lande den vielfach mißverstandenen Namen Arabia Peträa verschaffte, nach Südosten zu und behält diese Richtung in ihrem ganzen weiteren Verlauf durch die trostlosen Stein- und Sandwüsten der arabischen Halbinsel bei. Die große Wasserarmut erwies sich namentlich hier, im eigentlichen Arabien, als ein sehr schweres Hemmnis für den Bahnbau, nicht minder die feindselige Gesinnung der Eingeborenen, die sich wiederholt in der Zerstörung des Bahnkörpers und in Überfällen auf die dünn gesäten, an die spärlichen Wasserplätze gebundenen Stationen Luft gemacht hat. Heute dürften sich die Verhältnisse wesentlich gebessert haben; gerade die Beduinen jener Gegenden sollen sich in ihrer überwiegenden Mehrzahl für den Dschihad, den Heiligen

Digitized by Google

Krieg, erklärt haben. Im übrigen haben auch diese rückständigen Menschen den Vorteil der Bahnbeförderung gegenüber monatelangen Kamelreisen erkannt. So wachsen sich auch die elendesten Wüstenstationen mehr und mehr zu Mittelpunkten von Handel und Verkehr aus.

Der landschaftliche Charakter des Ostjordanlandes ist überwiegend öde und wüst. Es sind trockene Tafelländer von durchschnittlich 600 bis 800 Meter Meeres-



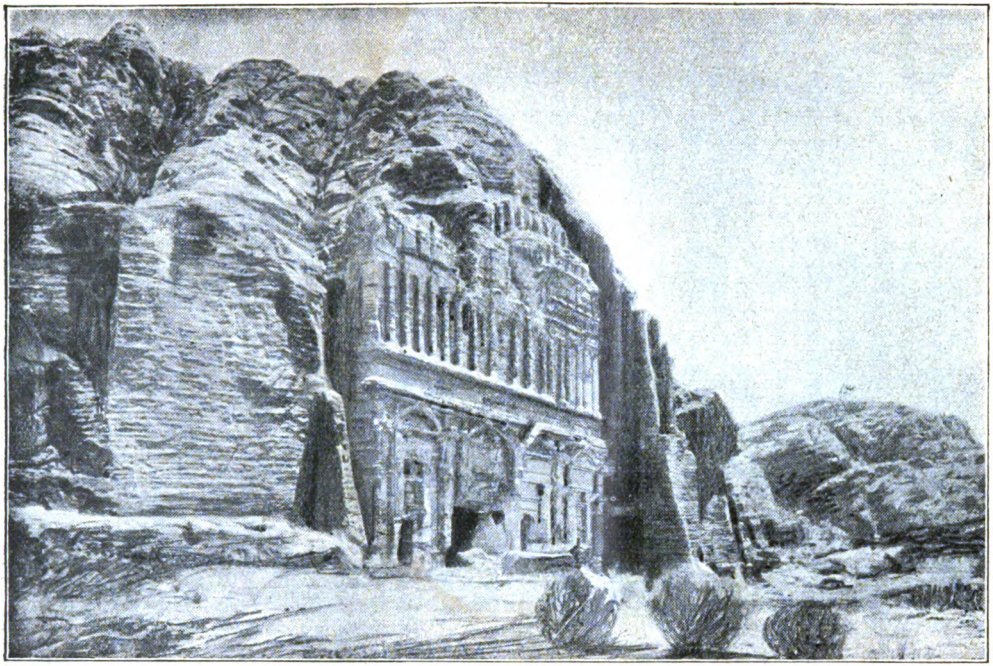
An einer Station der Hedschasbahn.

höhe. Sie bestehen meist aus horizontal gelagerten, zu starker Zerklüftung geneigten, höhlenreichen Kalk- und Sandsteinen der Kreideformation, die im Norden, im Bannkreis des wilden Dschebel ed Druz oder Haurangebirges, der das umliegende Land um mehr als 1000 Meter überragt, vielfach von riesigen, einer erstarrten Meeresbrandung gleichenden basaltischen Lavamassen überschüttet sind. Zwar sind die Niederschläge kräftig genug, um Quellen sprudeln zu lassen, die dem Jordan seine Nebenflüsse, dem Toten Meer seine Zuflüsse liefern, aber schon 50 Kilometer östlich des Flusses beginnt die echte Wüste. Nur wenige Bergzüge oder einzelne

Digitized by Google

Berge überragen um ein Geringes die kahlen, steinigen, vegetationsarmen Hochflächen, darunter der altehrwürdige Nebo, von dessen Gipfel der greise Moses hinüberschaute ins Land der Verheißung, das er selbst nicht mehr betreten sollte, und weiter im Süden, beim alten Petra, der Berg Hor, auf dem sein Bruder Aron starb und begraben wurde. Die zahllosen Wadi, die den größten Teil des Jahres trocken liegen, aber nach heftigen Regen oft ungeheure Wassermassen führen, sowie die wenigen, ständig Wasser enthaltenden Flußtäler sind allein die Träger einer kräftigeren Vegetation, wo Palmen, Mimosen, Akazien, Tamarinden, Riedgräser, Schilficht und mancherlei hier etwas üppiger gedeihende Wüsten- und Steppenpflanzen einen erquickenden Anblick für das vielleicht in tagelanger Wüstenwanderung ermüdete Auge gewähren. Wo die Bewässerung des Bodens etwas ergiebiger, die Vegetation etwas üppiger ist, so im eigentlichen peträischen Arabien, im alten Nabatäerlande östlich vom Toten Meer und dem Wadi el Araba, da ist auch bebautes Land anzutreffen, da gibt es gute Weide für die Kamele, Rosse, Ziegen und Schafe der hier hausenden Beduinenstämme. Zahlreiche Spuren aus längstvergangenen Tagen bezeugen, daß einst hier ein regeres Leben herrschte, eine größere Betriebsamkeit sich entfaltete als gegenwärtig. Ja, die zahlreichen Ruinen von Burgen, Kastellen, Wasserleitungen und Städten lassen auf eine gewisse Fülle und einen nicht geringen Wohlstand schließen, von dem heute allerdings nichts mehr zu spüren ist, der aber wenigstens bis zum Ausgang der Römerherrschaft vorhanden gewesen sein muß. Davon wissen schon die Überlieferungen des Volkes Israel aus seiner Heroenzeit, wo die kriegerischen Nachkommen

Digitized by Google



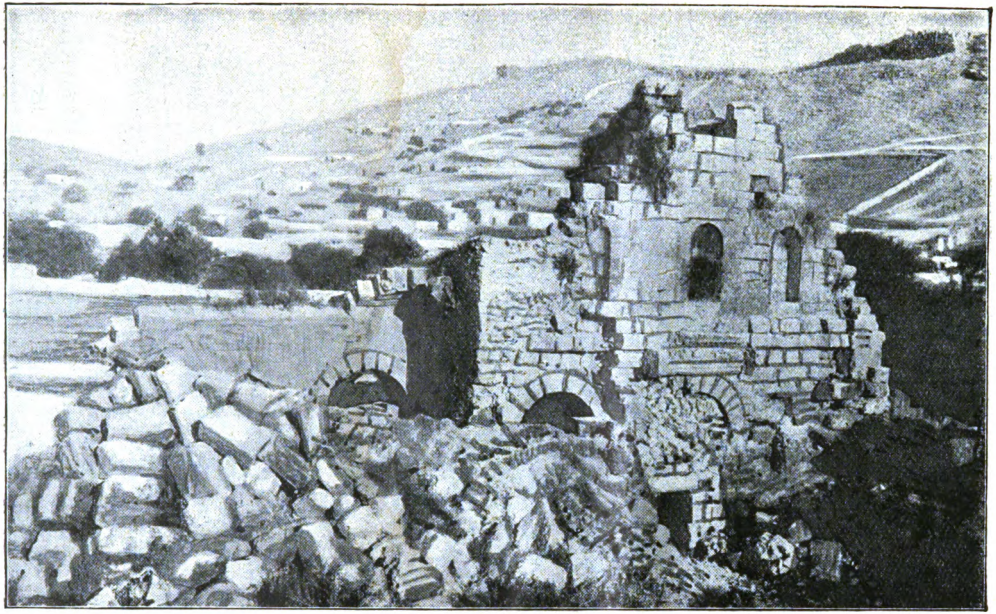
Ein dreiſtöckiges Tempelgrab in Petra, 35 Meter hoch.

Digitized by Google

Abrahams und Jakobs unter Moses', Arons, Josuas und anderer tüchtiger Männer Führung sich mit den alten Einwohnern des Ostjordanlandes, den Edomitern, Moabitern, Amoritern, Ammonitern und wie sie alle geheißen haben, herumschlugen und sich schließlich zu Herren allen ostjordanischen Landes vom Arnon im Süden bis zum Schneegipfel des Großen Hermon und der fruchtbaren Ebene von Damaskus im Norden machten. Damit stimmen ferner die Nachrichten der alten Schriftsteller überein, die von der Blüte und der Macht des alten Nabatäerreiches berichten.

Die Anfänge dieses Reiches fallen in das vierte Jahrhundert vor Christi Geburt, als die semitischen Nabatäer, die biblischen Nebajoth, ein überaus kriegerischer, unter einem Könige stehender Zweig der ismaelitischen Araber, ihre Nachbarn, die Edomiter, Moabiter, Amalekiter usw., mehr und mehr nach Westen und Norden drängten, sich in deren Lande ansiedelten und Städte und Burgen gründeten. Bald entwickelte sich hier reger Handel und Verkehr, begünstigt durch die Lage des Landes zwischen den alten Kulturländern Ägypten und Babylonien. Das Reich wurde von der berühmten uralten Seidenstraße durchzogen, auf der schon im grauen Altertum die regelmäßige Beförderung der chinesischen Seide nach dem Westen stattfand und die aus Zentralasien über Antiochia Margiana, das heutige Merw, Hekatompylos, Ekbatana, Ktesiphon nach Babylon führte, dann den Seeweg um Arabien herum bis zum Alanitischen Golf, dem heutigen Busen von Akaba, benützte und weiter zu Lande über Petra nach Antiochia in Syrien verlief. Großer Reichtum strömte zusammen; in den emporstrebenden Städten, insbesondere in Petra selbst, entwickelten sich ungeheurer

Digitized by Google



Amman an der Hedschasbahn, die einstige Hauptstadt der Ammoniter.

Digitized by Google

Luxus und Prachtliebe, von denen großartige Überreste baulicher Art und viele Inschriften noch heute beredtes Zeugnis ablegen.

Lange haben die Nabatäer den großen Nachbarreichen gegenüber ihre Selbständigkeit bewahrt. Als aber der Handel neue Bahnen einschlug, die Handelskarawanen immer seltener Nabatäa durchzogen, nahm auch der Reichtum ab. Die Söldnerheere konnten nicht mehr auf der alten Stärke erhalten bleiben. Während sie noch in ihren Kämpfen mit den syrischen Königen Antigonus und Demetrius und den jüdischen Makkabäern ihre alte Kraft zu bewähren vermochten, waren sie dem Ansturm der römischen Legionen nicht mehr gewachsen. Kaiser Trajan machte dem Reiche ein Ende, worauf römische Kultur und römisches Provinzleben im ganzen Ostjordanlande Einzug hielten und eine zweite Blüte des Landes zeitigten, das jetzt als prokuratorische Provinz des römischen Weltreiches Arabia Peträa hieß. Die schönsten Ruinen Petras und anderer Orte stammen aus dieser römischen Epoche. Als dann Petra bald nach dem Untergang des Römerreiches schon im frühen Mittelalter in Trümmer sank und arabische Stämme sich hier niederließen, vergaß man den Ursprung des Namens Arabia Peträa und führte ihn irrtümlich auf die griechische Bezeichnung für Stein oder Fels „petra" zurück. So redet man auch jetzt noch oft fälschlich vom „steinigen" Arabien im Gegensatz zur Halbinsel Arabien, die diese Bezeichnung viel eher verdient.

Eine Fahrt mit der Hedschasbahn von Damaskus nach Ma'an bietet die beste und bequemste Gelegenheit, die schönsten und interessantesten Ruinenstätten des peträischen Arabiens zu besuchen, und entschädigt für

Digitized by Google

Das antike Theater in Amman.

Digitized by Google

den Mangel an landschaftlichen Reizen, die eigentlich nur in den wunderbaren Farbentönen bestehen, in die die Sonne des Südens namentlich zur Zeit des Auf- und Unterganges die nackten, oft höchst bizarr gestalteten Felsmassen der Berge und Bergzüge taucht. Zu diesen archäologisch-architektonischen Glanzpunkten gehört die Ruinenstätte von Amman, die rund 200 Kilometer südlich von Damaskus in der fruchtbaren Talsenkung des Wadi Amman, des alten Jabbok, gelegene einstige Hauptstadt des Ammoniterlandes Rabbath Ammon, vor deren Mauern der tapfere Hethiter Uria sein Leben lassen mußte, um König David in den Besitz seines Weibes Bathseba zu bringen. Wiederholt zerstört und wieder aufgebaut wurde sie im dritten Jahrhundert vor Christus durch den prachtliebenden syrischen König Ptolemäus II. Philadelphus mit herrlichen Kunstbauten geschmückt und ihm zu Ehren Philadelphia genannt. Die Römer, unter deren Herrschaft Philadelphia eine der ersten Städte des Ostjordanlandes wurde, entfalteten eine rege Bautätigkeit. Die Mehrzahl der Ruinen von Amman sind römischen Ursprungs, wenngleich es auch nicht an solchen aus früherer und späterer Zeit, besonders aus byzantinischer und abbasidischer Zeit fehlt.

Es bedarf eines etwa dreiviertelstündigen Weges, um von der Station zu den Ruinen zu gelangen. In drei Terrassen vom Talgrunde ansteigend, auf der Höhe überragt von einer Zitadelle mit Tor und Turm und gewaltigen Ringmauern, bieten sie einen ungemein fesselnden Anblick. Vor allem erregt ein gut erhaltenes antikes Theater durch seine Größe und die Schönheit seiner Formen die Bewunderung des Beschauers. Die in den Fels der Talumrandung eingehauenen, in drei

Digitized by Google

Tempel von Petra. Links an der Felswand ein unvollendetes Grab.

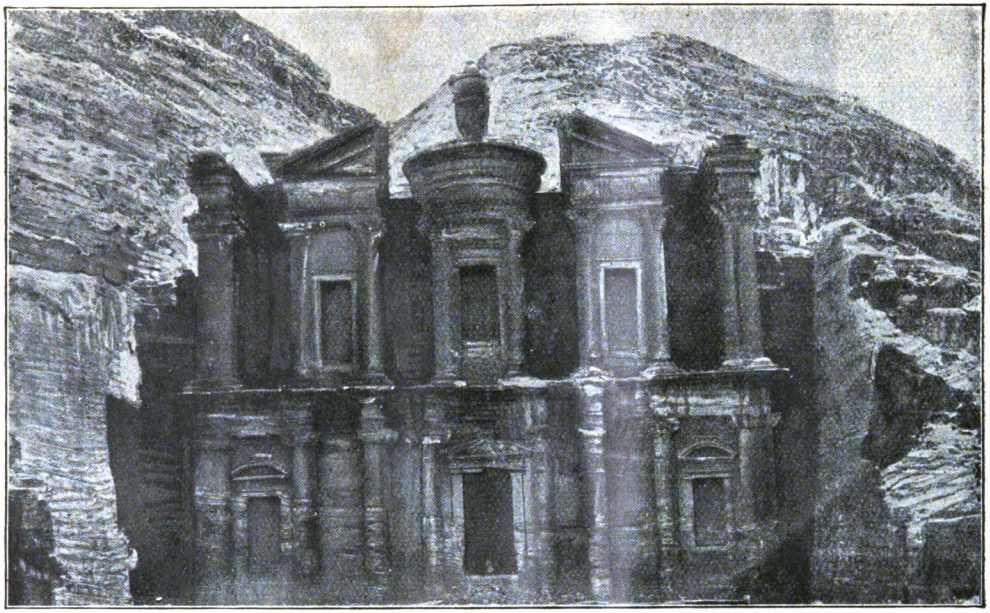
Digitized by Google

Abteilungen angeordneten Sitzreihen gewährten dreitausend Zuschauern Platz. Treppen durchschneiden die Sitzreihen, und Logen für die vornehmen Theaterbesucher befinden sich zwischen der zweiten und dritten Abteilung und über ihr. Das Szenengebäude ist nicht mehr vorhanden. Auch die Überreste eines Odeums, einer fast einen Kilometer langen, die ganze Stadt durchziehenden alten Säulenstraße, eines Tempels, schöner Thermen, einer byzantinischen Basilika und vieles andere fesselt die Aufmerksamkeit.

Was ist aber Amman gegen Petra, dieses wahre Wunder einer Stadt! Früher wegen ihrer schweren Zugänglichkeit, ihrer Abgelegenheit — mindestens vier Tagereisen durch glutheißes, von räuberischen Beduinen durchstreiftes Wüstenland waren zur Erreichung Petras nötig — nur selten das Ziel fremder Besucher, ist diese ebenso großartige wie eigenartige Ruinenstätte seit Erbauung der Eisenbahn ohne sonderliche Mühen und Gefahren zu erreichen. Sie liegt nur sechs Wegestunden westlich von der Station Ma'an, einem etwa zweitausend Einwohner zählenden, von hübschen Gärten mit Palmen und südlichen Fruchtbäumen umgebenen Oasenort, der zugleich Sitz eines Kaimakams und Militärgarnison ist. Hier findet der Reisende annehmbare Unterkunft und Verpflegung und die militärische Eskorte, die zum Besuche von Wadi Musa — so heißt Petra heute nach dem die ganze Ruinenstätte durchziehenden, stets Wasser führenden Flüßchen — nötig ist, um sich der dort hausenden, sehr zudringlichen Beduinen zu erwehren.

Ein Städtewunder war Petra, eine richtige Höhlenstadt, herausgehauen aus dem lebenden Fels, einem prächtig roten Sandstein. Die Eingänge zu den viel-

Digitized by Google



Das Tempelgrab El Fatuma in Petra.

Digitized by Google

gestaltigen unterirdischen Behausungen, Palästen, Tempeln, Gräbern schmückte oft wundervolle, hohen künstlerischen Geschmack verratende Architektur. Etwa $1\frac{1}{2}$ Kilometer lang und $\frac{1}{2}$ Kilometer breit ist der von fast senkrechten, labyrinthartig zerklüfteten und durchschluchteten Felswänden eingeschlossene Talkessel des Wadi Musa, in dessen Schutz die alten Edomiter ihre Höhlenstadt anlegten. Die Nabatäer bauten sie weiter aus, und zur Römerzeit erhielt sie ihre höchste künstlerische Ausschmückung. Die Portiken an den mächtigen Tempelgräbern oder Grabtempeln zum Beispiel gehören zu den herrlichsten Erzeugnissen der hellenistisch-römischen Baukunst. Ägyptischer Einfluß ist hier unverkennbar; dazu war der Isiskult im römischen Petra verbreitet genug. Das schönste dieser Felsengräber, dort gelegen, wo das Wadi Musa sich zu der langen, gewundenen Schlucht „es Sik" verengt, ist die sogenannte „Schatzkammer des Pharao", der El-Chaznehtempel, ein Isistempel, den Kaiser Hadrian aus Anlaß seines Besuches gebaut haben soll. Wuchtiger in der Ausführung, dem El-Chaznehtempel aber sehr ähnlich, ist das auf unserem Bilde dargestellte riesenhafte Felsengrab El Fatuma, dessen Fassade nicht weniger als 50 Meter hoch ist; die Urne allein, die der mittlere Pavillon über der Eingangspforte trägt, mißt 9 Meter. Die Größenverhältnisse veranschaulicht am besten der in der gewaltigen Eingangspforte stehende Beduine.

Digitized by Google

Der Weltkrieg

Dreiundzwanzigstes Kapitel

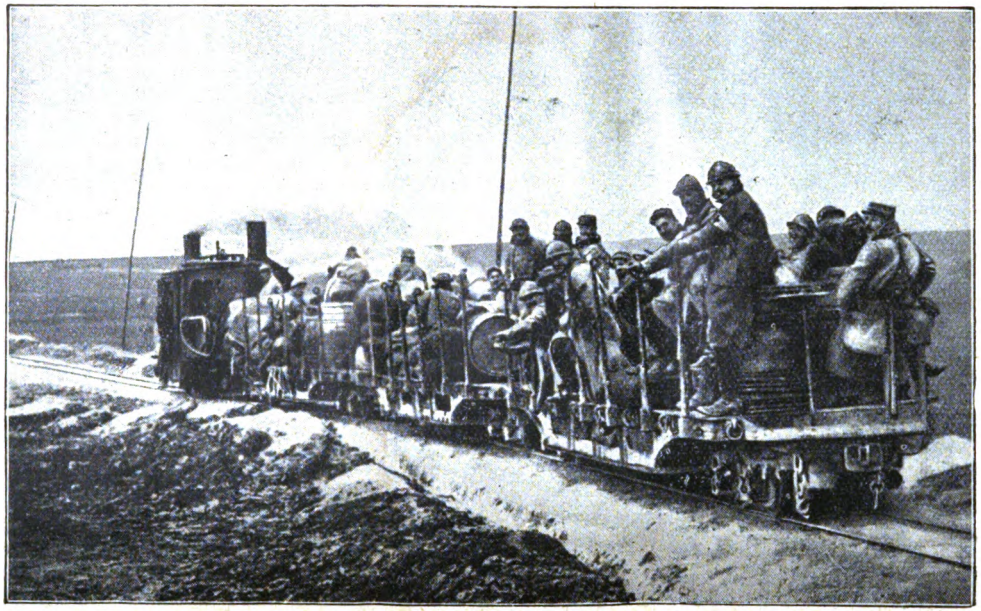
Mit 7 Bildern

Der Riesenkampf um Verdun ist in diesem Kriegsabschnitt noch nicht zum Abschluß gelangt. Unaufhörlich dröhnen vor der Maasfestung die Geschütze. Ein Stadtviertel nach dem anderen sinkt unter dem Hagel der deutschen Granaten in Trümmer. Unaufhaltsam schreitet die Umklammerung der Befestigungswerke fort, tagtäglich verengert sich der Bewegungsraum der Verteidiger.

Unserer Westgruppe gelang es am 22. April, den Feind auch vom westlichen Abhang der Höhe 295 („Toter Mann"), auf dem er sich bis dahin noch hatte halten können, bis zum Bachabschnitt südlich Cumières zurückzuwerfen. Allerdings setzten sich die Franzosen am folgenden Tage in einigen Grabenstücken am Ostabhang derselben Höhe fest, wurden aber zum großen Teil wieder daraus vertrieben. Einen bedeutsamen Fortschritt hatten wir Anfang und Mitte Mai durch die Einnahme der Höhe 304 mit den französischen Gräben am Nordabhange und durch den Einbruch in den südlichen Bereich des Termitenhügels zu verzeichnen. Mit diesen Erfolgen hatten die Operationen unserer Heeresleitung im Norden von Verdun ihr Ziel erreicht.

Die eigentliche Bedeutung der Kämpfe vor Verdun ist darin gelegen, daß Frankreich seine Hauptkräfte dort dauernd gebunden sieht und so bis auf weiteres nicht daran denken kann, die geplante große Offensive an einer anderen Stelle ins Werk zu setzen. Mehr als 50 Divisionen hat Joffre nach und nach vor Verdun ins Feuer schicken müssen, annähernd zwei Fünftel des ganzen französischen Feldheeres. Es ist die Hoffnung Frankreichs, die sich dort verblutet. Wir wissen, daß an die

Digitized by Google



Französische Truppenverschiebung auf der Feldeisenbahn vor Verdun.

Digitized by Google

abbröckelnde Front vor Verdun in Massen die jungen Leute des Jahrgangs 1916 geworfen worden sind, die für den großen Hauptschlag vorbereiteten und sorgsam gesparten Truppen. Wenn es unseren — nach Schätzung von militärischer Seite nur halb so starken — Streitkräften gleichwohl gelungen ist, dieses Millionenheer nicht nur unaufhörlich in Atem zu halten, sondern auch wie mit eisernem Griff zu umklammern und zur Bewegungslosigkeit zu verdammen, so spricht diese Tatsache allein für die unbestrittene Überlegenheit der deutschen Führung. Und wenn sich französische Blätter damit brüsten, daß doch immer noch einige Wege zur Heranziehung von Verstärkungen offen stünden, so ist dies bei nüchterner Beurteilung der Lage weniger ein Trost als ein Zugeständnis.

General der Infanterie v. Guretzky-Cornitz, einer unserer erfolgreichen Führer vor Verdun.

Aber Nüchternheit gehört bekanntlich nicht zu den französischen Nationaltugenden. Herr Poincaré, der Präsident der französischen Republik, glaubte dies der Welt in zwei phrasentrunkenen Revanchereden, die er kürzlich in Nancy hielt, neuerlich beweisen zu müssen. Seine Sprache ist die eines Siegers, der nur noch zu den letzten Anstrengungen aufruft, um die verhaßten Boches endgültig aus Frankreich und Elsaß-Lothringen

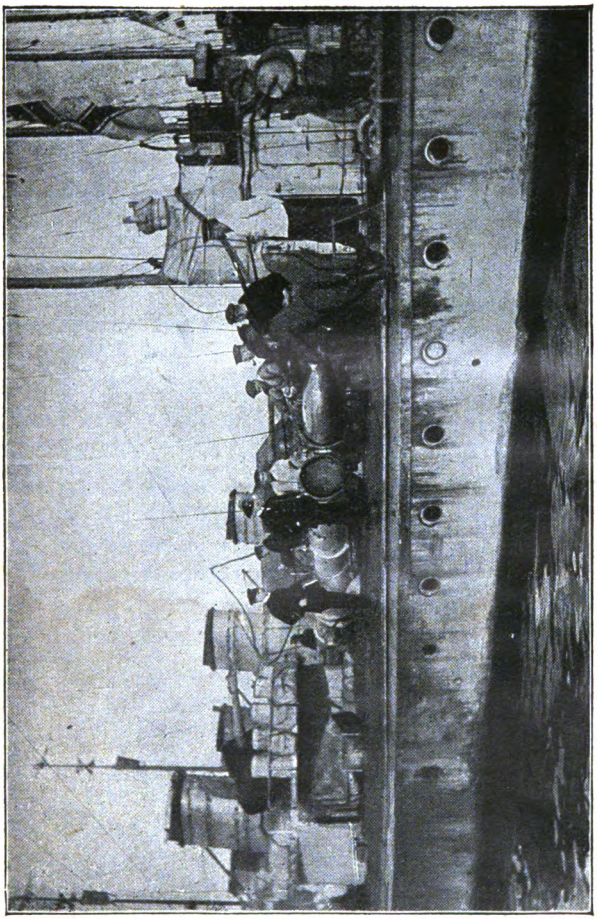
Digitized by Google

zu vertreiben. „Wir wollen nicht, daß die Deutschen uns den Frieden anbieten," prahlt er, „wir wollen, daß sie darum bitten. Wir wollen uns ihren Bedingungen nicht unterwerfen, wir wollen ihnen die unseren diktieren." Und an einer anderen Stelle ruft er aus: „Zählt auf mich; ich werde nicht ruhen, bis der Sieg erreicht ist. Bei den Helden der Marne, der Yser und Verduns schwöre ich euch, daß ihr befreit werdet! Ich schwöre euch, daß ihr gerächt werdet!" ...

Und doch hat Clémenceau, einer der wenigen, die sich in diesem Taumel von Fanatismus und Selbstbetrug noch einen Rest von Besinnung bewahrten, unlängst in seinem Blatte einen Notruf an England ergehen lassen und dabei unumwunden zugestehen müssen, daß Frankreichs Streitkräfte vom jüngsten bis zum ältesten Jahrgang vor Verdun verbluten, zum Teil sogar schon verblutet sind. Ob denn England völlig blind dagegen sei, wie viel Franzosen tagtäglich hingeopfert würden? Käme nicht in letzter Stunde tatkräftige Hilfe, so es sei um Frankreich wie um England geschehen.

Aber die Hilfe der Engländer läßt noch immer auf sich warten. Ihre Tätigkeit längs der französisch-flandrischen Front beschränkte sich in letzter Zeit auf Artilleriekämpfe, Sprengungen und Patrouillenunternehmungen; etwas Ernstliches zur Entlastung ihrer schwer ringenden Verbündeten haben sie nirgends unternommen. Wohl aber wurden südlich des Hohenzollernwerks bei Hulluh mehrere Linien der englischen Stellung am 12. Mai von pfälzischen Bataillonen gestürmt, wobei die Gegner — insbesondere im Verlaufe eines erfolglosen Gegenangriffs — schwere Verluste erlitten.

Digitized by Google



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsches Torpedoboot beim Laden eines Torpedorohres.

Vielleicht war auch der Vorstoß, den englische Seestreitkräfte am 24. April nach der flandrischen Küste unternahmen, als Entlastungsversuch zu betrachten.

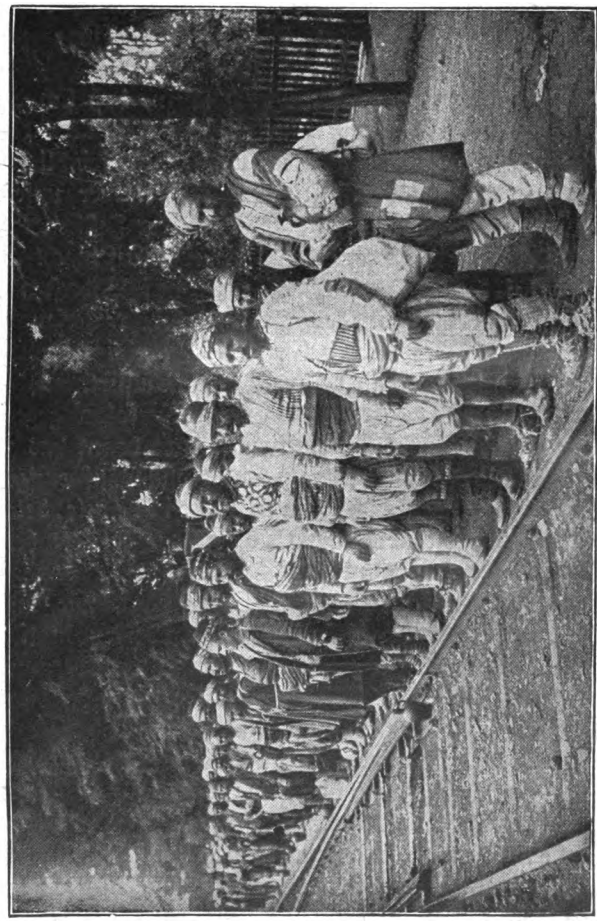
Digitized by Google

Jedenfalls ist ihnen der Versuch übel bekommen, denn ihre Absicht, an der Küste Minen und Sperren zu legen, wurde durch unsere rasch auslaufenden Torpedo- und Vorpostenboote gründlich vereitelt, bei welcher Gelegenheit die Engländer, von sonstigen Schäden abgesehen, einen Hilfskreuzer verloren.

Übrigens erfolgte unsererseits prompte Antwort auf den englischen Angriff: Teile der deutschen Hochseeflotte nahmen gleich darauf wichtige Anlagen und Befestigungswerke bei Yarmouth und Lowestoft unter kräftiges Feuer, wobei zwei englische Vorpostenschiffe und ein Torpedobootzerstörer versenkt wurden. In der Nacht zum 25. April griff ferner ein deutsches Marineluftschiffgeschwader die östlichen Grafschaften Englands an; gleichzeitig wurde Dünkirchen mit Luftbomben belegt. Ein weiterer Luftschiffangriff erfolgte am 27. April bei Margate. Zu gleicher Zeit fand ein Vorpostengefecht bei der Doggerbank statt, wobei ein englisches Schiff versenkt und ein anderes als Prise aufgebracht wurde. In der Nacht zum 3. Mai und am darauffolgenden Tage war wieder die englische Ostküste das Ziel eines deutschen Luftschiffgeschwaders, dessen Unternehmungen von unverkennbarem Erfolg begleitet waren.

Leider hatte auch unsere Luftflotte Verluste zu verzeichnen. „L 20" wurde durch widrigen Wind abgetrieben, geriet in Seenot und scheiterte an der norwegischen Küste, und ein anderes Luftschiff ging bei einem Angriff auf Saloniki verloren. Im Verhältnis zu den errungenen Erfolgen, vor allem aber im Verhältnis zu den Verlusten der Gegner wollen diese Einbußen nicht viel bedeuten: haben doch unsere Feinde in den letzten acht Monaten dreimal so hohe Verluste im

Digitized by Google



Phot. Rudolf Babel, Berlin.

Türkische Reservisten erwarten auf einer Stationsher Anatolischen Bahn ihre Weiterbeförderung.

Luftkampfe erlitten als wir. Das wird allerdings begreiflich, wenn man die Leistungen einzelner deutscher Spezialisten auf diesem Gebiet ins Auge faßt: so hatte

Digitized by Google

beispielsweise Leutnant Bölcke bei Abschluß dieses Berichts sein sechzehntes feindliches Flugzeug zur Strecke gebracht.

Nimmt man zu alledem noch hinzu, daß sich die Tätigkeit unserer Flieger zum größten Teil über den feindlichen Stellungen abspielt, während es feindlichen Flugzeugen nur äußerst selten gelingt, hinter unsere Linien zu gelangen, so wird man mit der Feststellung, daß Deutschland heute weitaus die erste Luftmacht ist, selbst bei den Gegnern kaum mehr auf Widerspruch stoßen. Auf einer Londoner Zeppelinabwehr-Versammlung haben sich denn erst jüngst wieder einige Redner ganz unumwunden in diesem Sinne geäußert.

Was bedeuten diesen gegnerischen Mißerfolgen gegenüber die überlauten Kundgebungen, mit denen das zu theatralischen Schaustellungen und Gefühlsäußerungen stets geneigte Frankreich die in Marseille gelandeten Russen, Neuseeländer und Südafrikaner gefeiert hat! Sklaven des Zaren und britische Söldner, Kongoneger und italienische Republikaner finden eben, wie man sieht, im Lande der Pose die gleiche überschwengliche Aufnahme, wenn es gilt, die Stimme der Vernunft durch tröstliche Verbrüderungsphrasen zu übertönen.

Jedenfalls kann man nicht behaupten, daß die englische Herrschaft im eigenen Lande ebenso beliebt wäre wie — wenigstens noch in diesem Augenblick — auf französischem Boden. Der Aufstand der „Sinn-Feiner" in Irland hat wieder einmal die innere Schwäche des britischen Ingrimms mit erbarmungsloser Klarheit vor den Augen der Welt enthüllt. Inmitten der schwersten Krise, die England in der neueren Geschichte je durchzumachen hatte, haben die irischen Revolutionäre die Waffen gegen die verhaßten Zwingherrn an der Themse

Digitized by Google

gekehrt. Mit brutaler Faust hat General Maxwell das Häuflein irischer Freiheitskämpfer in Dublin niedergeschlagen und ihre Anführer dem Blutgericht überliefert. Und mit innerster Anteilnahme sieht man dem Schicksal entgegen, das den des Hochverrats angeklagten Idealisten und Wortführer der irischen Unabhängigkeitsbewegung Sir Roger Casement erwartet. Doch mag es auch der englischen Regierung gelungen sein, den irischen Freiheitskampf im Blute der Märtyrer zu ersticken, die irische Frage ist nicht tot, sie wird immer wieder ihr Haupt erheben und die dunklen Wege der britischen Politik störend kreuzen.

Fast zu gleicher Zeit mit dieser inneren Niederlage holte sich England im fernen Südosten eine überaus empfindliche Schlappe. Die seit fünf Monaten in Kutel Amara eingeschlossene Armee des Generals Townshend mußte sich, da alle Entsatzversuche — auch nach einem Wechsel in der Person des Oberbefehlshabers der Entsatzarmee — fehlschlugen, am 29. April den türkischen Belagerern ergeben. Die Tragweite dieser glänzenden Waffentat unserer osmanischen Verbündeten ist heute noch nicht völlig zu übersehen; jedenfalls wird sie auf die Stimmung der Orientvölker von nachhaltigstem Einfluß sein. In diesem Zusammenhange mag noch erwähnt werden, daß die Türken am 23. April bei Katia, östlich des Suezkanals, den Engländern ein siegreiches Gefecht lieferten; vier Schwadronen britischer Kavallerie wurden aufgerieben, die Überlebenden — 300 Mann und 23 Offiziere — gefangen genommen.

Das Saloniki-Unternehmen unserer Gegner ist noch immer nicht über die Besitzergreifung einer wehrlosen neutralen Hafenstadt und die dauernde Ver-

Digitized by Google

gewaltigung Griechenlands hinausgediehen. Die Überführung der Reste des Serbenheeres von Korfu nach Saloniki nimmt ihren Fortgang. Von unseren Unterseebooten wurde im Hafen von Saloniki ein großes Transportschiff und im Mittelmeer das Flaggschiff „Russell" des Admirals Freemantle versenkt.

Die Russen waren nach dem Zusammenbruch ihrer Märzoffensive auf der ganzen Front der deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen fast ruhig geblieben. Dagegen gelang es uns, am 28. April durch einen erfolgreichen Vorstoß den bei den Märzangriffen verlorenen Teil unserer ehemaligen Stellung südlich des Narocz-sees, den die Russen aufs stärkste ausgebaut hatten, zurückzuerobern. Wie wuchtig der Angriff war, beweist die hohe Zahl von 5600 russischen Gefangenen. Sogar die erste Linie der ursprünglichen russischen Stellung gelangte in unseren Besitz. Die nächtlichen Gegenangriffe des Feindes scheiterten vollständig und erhöhten nur seine blutigen Verluste. Nicht besser erging es später russischen Anstrengungen, die sich gegen Garbunowka richteten. Dagegen wird ein starker Vorstoß der Armee Hindenburg bei Selburg gemeldet. In Kurland, im Schwarzen Meer und auf der Insel Ösel haben sich unsere Luftschiffkräfte nachdrücklich und mit Erfolg betätigt.

An der Kaukasusfront erwies sich die türkische Führung der russischen als überlegen. Unsere Bundesgenossen sind im Tschorukgebiet auf eine Tiefe von 8 Kilometern vorgestoßen und haben auch an anderen Teilen der russischen Front an Gelände gewonnen.

Überaus erfreuliche Nachrichten kommen von der italienischen Front. Während auf die krampfhaften Anstrengungen der Feinde am Isonzo eine schnelle Er-

Digitized by Google

Armeniſche Truppen, die auf ruſſiſcher Seite gegen die Türken kämpfen.
Nach einer engliſchen Aufnahme.

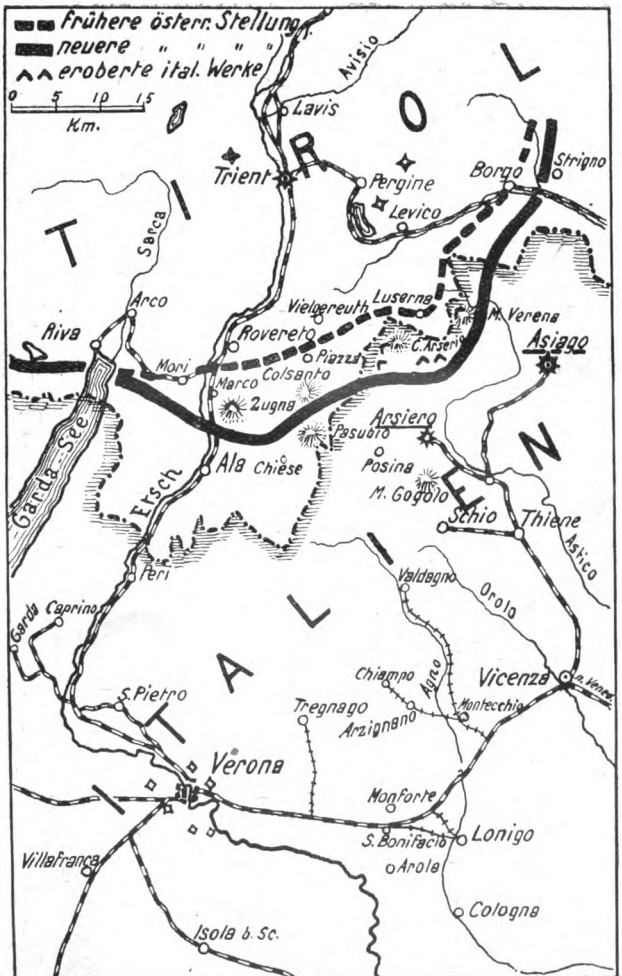
Digitized by Google

schlaffung folgte, die von den österreichisch-ungarischen Truppen da und dort zu erfolgreichen Vorstößen ausgenützt werden konnten, hatte sich die Lage in Südtirol völlig verschoben: unsere Bundesgenossen gingen aus der bisherigen Defensive in eine stürmische Offensive über und trieben den überraschten Gegner mit dem Ungestüm einer vom Gebirg herabbrausenden Lawine vor sich her. Im Suganatal, südlich von Rovereit — das einst, als es die Italiener noch auf gütlichem Wege hätten haben können, Rovereto hieß — und auf der Hochfläche von Lafraun wurden die ersten Stellungen des Feindes genommen. Stellenweise stehen die österreichisch-ungarischen Truppen bereits tief auf italienischem Boden. Bis zum 21. Mai betrug die Beute der Sieger über 16 000 Gefangene — darunter eine außerordentlich große Anzahl von Offizieren —, 132 Geschütze und 76 Maschinengewehre. Eine besondere Bedeutung verlieh diesen Erfolgen die Tatsache, daß sie unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Karl Franz Josef, des künftigen Thronfolgers der Habsburger Monarchie, errungen worden waren.

In Valona ist die Lage der Italiener, denen die Österreicher bereits hart an den Leib gerückt sind, nach wie vor sehr bedrängt. Unterstützt wurden die dortigen Operationen unserer Bundesgenossen durch erfolgreiche Angriffe von Flugzeugen, die sich übrigens auch an der italienischen Küste selbst vielfach und mit sichtlicher Wirkung betätigten.

Der Streitfall mit Amerika wegen der Torpedierung der „Sussex" ist vorläufig durch die entgegenkommende deutsche Antwortnote, die in ihrem wesentlichen Inhalt von Washington angenommen wurde, aus der Welt geschafft worden. Es ist nicht ausgeschlossen,

Digitized by Google



Karte der österreichisch-ungarischen Offensive in Südtirol.

Digitized by Google

daß Wilson durch die stetig wachsende englandfeindliche Partei in der Union über kurz oder lang sich dazu gedrängt fühlen wird, nunmehr auch England gegenüber, das sich im Postverkehr die unglaublichsten Übergriffe zuschulden kommen läßt, die längst fälligen energischen Schritte zu tun. Vielleicht veranlaßt ihn dazu schon die Stimmung der Iren, die in den Vereinigten Staaten eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen, und die der Deutsch-Amerikaner. Von Haus aus zur Kritik geneigt und im wesentlichen durch irgendwie immer englisch gefärbte Mitteilungen über sie mangelhaft genug unterrichtet, neigen viele bei uns dazu, den Landsleuten drüben unrecht zu tun. Wir wollen uns durch einen Brief belehren lassen, aus dem Christian F. Weiser in der „Täglichen Rundschau" folgende Stellen veröffentlicht: „... Der Haß gegen England ist ungeheuer, und viele, die längst amerikanisiert sind, bekennen sich heute mit Stolz als Deutsche und nehmen begeisterten Anteil an dem Gange des Kampfes. Wir verstehen es nicht, daß man bei Euch in Deutschland bereits anfängt, von dem blöden Engländerhaß zu sprechen. Wir hassen England, weil wir die Falschheit und die Lüge hassen, weil die Engländer zu Verrätern geworden sind an der germanischen Sache und am Christentum zugleich. Wir verabscheuen die Engländer, weil uns die ungeheure Heuchelei des ganzen angelsächsischen Lebens in der Seele zuwider ist, und wir hier in Amerika haben eher Grund zu diesem Hasse als die Reichsdeutschen, weil wir die angelsächsische Seuche am eignen Körper spüren. — Letzte Woche hatte ich ein Erlebnis, das mich stark ergriff. Ich wurde zu einem kranken Knaben meiner Gemeinde gerufen. Seine Großeltern waren bereits hier geboren auf der Farm, und das Kind versteht kaum

Digitized by Google

noch Deutsch. Ich sah bald, daß es schlimm stand um den armen Jungen. Seine Eltern sagten mir, daß er immer vom Kriege phantasiere, vom Kaiser, von Hindenburg und von der ‚Möwe'. Als ich an sein Bett trat, schien er mich zu erkennen. Ich fuhr ihm über die Stirn und strich ihm das Haar zurück. Er schaute mich dabei mit glänzenden Augen an. Es schien mir eine lange Zeit. Niemand sprach ein Wort. Plötzlich fragte er mich: ‚Werden die Deutschen siegen?' Ich antwortete ihm: ‚Sie werden siegen mit Gottes Hilfe.' Er war aber damit noch nicht zufrieden und fragte noch einmal: ‚Ist es auch ganz gewiß?' Ich erwiderte: ‚Ganz gewiß, mein Kind.' Deutlich spürte ich da, wie er mir die Hand drückte. Er flüsterte noch: ‚Gut, gut!' und es kam zugleich ein friedlicher Ausdruck in sein Gesicht. Das war sein Letztes. Nachher sagten mir die Eltern, ihr Junge habe gewußt, daß er sterben müsse, und er habe darum gebeten, daß ihm die Schulkinder das Lied ‚Morgenrot, Morgenrot' am Grabe singen. Es sei zwar kein richtiges Begräbnislied, auch stehe es nicht im Sonntagsschulliederbuch, aber sie wären mir doch dankbar, wenn dem Kinde seine letzte Bitte erfüllt würde. — Wir haben den Jungen letzten Sonntag beerdigt, und die Schulkinder haben ‚Morgenrot, Morgenrot' gesungen. Es ging dabei eine starke Bewegung durch uns alle. Es war eine große Gemeinde. In unserem Schmerz fühlten wir uns eins mit den Vätern und Müttern in der Heimat, die dem Vaterlande ihr Liebstes gaben, und das Grab, an dem ich stand, war nicht mehr hier in Michigan. Es war überhaupt nicht da oder dort. — — Sage es doch den Berliner Kaffeehauskritikastern, den Blasierten, Neunmalklugen, die sich ‚innerlich' erhaben dünken über Gott, Welt und Vater-

Digitized by Google

land und dabei das Wort innerlich allein schon ebenso mit Grinsen quittieren wie den Gedanken einer großen Zeit; sage es den Weibern, die um die Butter krakelen, während ihre Männer und Söhne um Deutschlands Schicksal kämpfen; sage es ihnen allen: So leben und leiden wir Deutsche hier in der Fremde mit unserem lieben, alten Vaterland."

Dr. Karl Helfferich,
der neue Vizekanzler und Staatssekretär des Reichsamts des Innern.

In der innerdeutschen Politik ist als bemerkenswertestes Ereignis der Rücktritt Dr. Delbrücks, des bisherigen Staatssekretärs des Innern und Vertreter des Reichskanzlers, zu verzeichnen. An seine Stelle wurde der bisherige Staatssekretär des Reichsschatzamts Dr. Helfferich berufen. Wenn auch das Ausscheiden Dr. Delbrücks aus dem Amte lediglich aus Gesundheitsrücksichten erfolgte, so ist es doch erwiesen, daß mit der Wiederbesetzung verschiedene tiefeinschneidende Fragen dieses Ressorts — wie die Einrichtung einer selbständigen volkswirtschaftlichen Abteilung — zur Entscheidung gelangt sind.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

Elektrische Wasserlaunen. — Vor ein paar Jahren badeten in der Schweiz drei Knaben in einem drei Meter breiten und einen halben Meter tiefen Bach, an dessen Ufer ein kleines Elektrizitätswerk stand. Bauern, die in der Nähe arbeiteten, wurden stutzig, als plötzlich die eben noch helljauchzenden Kinderstimmen verstummten; sie liefen zum Bach und stiegen ins Wasser. In dem Augenblick, in dem der eine Fuß den Boden am Ufer, der andere das Wasser berührte, verspürten sie ein leichtes Zucken. Sie wateten tiefer ins Wasser und fanden die Knaben tot auf dem Grunde liegen. Da wollten sie die Leichen bergen; aber als sie zupackten, erhielten sie einen Schlag, der ihre Arme lähmte. Mittlerweile war der Maschinist des Turbinenhauses auf das Unglück aufmerksam geworden und stellte die Maschine ab. Nun erst konnten die drei jungen Körper ans Land geschafft werden.

Ein zweiter Fall, der glimpflicher ablief. Der Bürovorsteher St. ging eines Abends mit noch fünf Personen auf der Staatsstraße von Waldkirchen nach Augustusburg im sächsischen Erzgebirge. Es regnete und schneite so heftig, daß man kaum von der Stelle kam. St. hielt seinen aufgespannten neuen Regenschirm schräg gegen den Wind. Plötzlich war die ganze Gesellschaft wie in Feuer getaucht, und gleichzeitig gab's einen mächtigen Donnerschlag. Der Schirm wurde seinem Besitzer heftig auf den Kopf gedrückt. Eine Speiche war oben abgesprungen und hing auf den Boden hinunter. Die übrigen Personen hatten von dem Schlag gar nichts verspürt. Als St. völlig durchnäßt zu Hause die erst kürzlich frisch besohlten Stiefel auszog, bemerkte er an der Spitze des einen ein Loch, das tief in die Brandsohle hinein und dann nach unten wieder hinausführte. Der Fuß selbst war wie überhaupt der ganze Körper völlig unbeschädigt.

Wie hat man sich nun die Wirkung des elektrischen Stromes in diesen beiden Fällen zu erklären?

Das schweizerische Turbinenhaus hatte wie alle solche Werke eine Sicherungsleitung. Sie führte gut verdeckt zuerst ein Stück an der Böschungsmauer des diesseitigen Bachufers hin, dann ein längeres Stück in einem Rohr unter Wasser, sodann,

Digitized by Google

eine alte steinerne Brücke benützend, auf das jenseitige Ufer hinüber, um hier einen halben Meter tief unter dem Bachboden in einer kupfernen Erdungsplatte zu endigen. Diese Leitung trat nur in Kraft, wenn einmal die elektrische Spannung den ungewöhnlich hohen Stand von über 8000 Volt erreichte.

Diesen Stand hatte sie, wie später die Kontrollinstrumente ergaben, tatsächlich an jenem Tage einige Augenblicke lang erreicht. Die Kinder badeten unglücklicherweise gerade in dem Winkel zwischen Erdungsplatte, Brücke und Turbinenhaus, ein Teil der überschüssigen Elektrizität entwich durch den Boden nach oben ins Wasser und fand so seinen Weg durch die nackten Knabenkörper hindurch zu dem Sicherungsleitrohr auf dem diesseitigen Ufer. Die Kinder waren also zu der Zeit gleichsam in eine Leitung eingeschaltet.

Über das geheimnisvolle Wesen der Elektrizität hat uns die Wissenschaft erst in den letzten Jahren einige Aufklärung gebracht. Wir wissen ja, daß der Blitz von festen Körpern, besonders gewissen Metallen angezogen wird.

Unter unseren Bäumen findet er diese günstige Gelegenheit besonders bei den gleichmäßig durch Regen benetzten Buchen, Kastanien und Nußbäumen, die ihre glatten Stämme und Zweige gerade entgegenstrecken. Unter diesen Bäumen ist man daher bei heftigem Gewitterregen verhältnismäßig blitzsicher, während Birnbaum, Eiche, Akazie, Ulme, Weide und alle Nadelhölzer mit ihrer mehr wagrechten Verzweigung oder rissigen Borke zu meiden sind. Buchen zum Beispiel behalten nach Versuchen Doktor Anderlinds nur 17 Prozent, Kiefern schon 24 Prozent, Fichten 39 Prozent des gefallenen Regens auf Blättern und Zweigen. Sobald der Abfluß auf der Oberfläche gehemmt oder gestört ist, fährt der Blitz entweder an der saftigen Innenrinde entlang oder er springt, falls Menschen oder Tiere in der Nähe sind, auf diese über. Beim Eindringen in den Stamm und beim Verlassen wählen die Elektronen, wie Professor Stahl kürzlich nachwies, stets die Durchlüftungsporen der Rinde als Weg. Genau so verhalten sie sich gegenüber den menschlichen Hautporen. Sind diese, wie beim Baden, weit

Digitized by Google

geöffnet, so bieten sie für die Elektronen die bequemsten Einlaßpforten. So ist es zu verstehen, warum die nackten Knaben, die schon lange im Wasser waren, getötet, die kurz vorher noch trockenen Männer nur vorübergehend gelähmt wurden.

Was den zweiten Fall betrifft, so verdankte St. seine Lebensrettung nur dem triefenden Regenschirm und seinen nassen Kleidern, die den elektrischen Strom durch das eine, beim Auftreten fast den Boden berührende Hosenbein in die Erde leiteten. Der andere Fuß war im selben Augenblick gehoben, und der elektrische Strom ging durch die Stiefelsohle hindurch. Daß er dabei keinen größeren Schaden verursachte, verhinderte St. selbst, ohne es zu wissen, indem er beim Weitergehen den Fuß mit der glimmenden Sohle auf den nassen Erdboden setzte und so den Brand erstickte. H. R.

Der Stammbaum und die Arche Noah. — In der Renaissancezeit beschäftigten sich Könige, Fürsten und Adelige mit oft sehr weithergeholten Stammbaumforschungen. Die Herkunft eines Hauses bis zur Sintflut hinaufzuschrauben galt nicht als gewagt. Erkünstelte Stammbäume solcher Art herzustellen, beschäftigte den Adel fast in allen europäischen Ländern, und es gab Heuchler und Schmeichler genug unter den Gelehrten, die dieser Sucht ihre Mitwirkung nicht versagten. Am Hofe Eduards VI. von England, des Sohnes Heinrichs III. und der Jane Seymour, bemühte sich, vom König unterstützt, ein Gelehrter den Stammbaum der Tudors bis in die Zeit des Vaters Noah hinaufzuführen. Ein Koch Eduards, der als halber Schalksnarr manches wagen durfte, sagte einmal zum König: „Dies Suchen nach so früher Herkunft ist zu nichts nütze und genau genommen gefährlich, denn wenn Ihr damit gar noch in die Arche Noah hineingeratet, kommt es zu einer Verwandtschaft, wo es mit den Beinen der Stammväter einen bedenklichen Haken hat.“ Damit lief der Schalk auf allen vieren aus dem Zimmer und ließ ein Gegrunze und Gebrüll dazu hören, daß dem König die Ohren gellten. O. Ma.

Eine englische Pulverfabrik. — In der mehrfach von Flugzeugen heimgesuchten englischen Grafschaft Kent gibt es

Digitized by Google

zwischen der Stadt Faversham und dem Flusse Swale einen abseits des Verkehrs liegenden Winkel, der eine Schießpulverfabrik beherbergt. Von außen und wahrscheinlich auch aus der Vogelperspektive könnte man die Anlage für ein Wildgehege halten. Lebendige Hecken umzäunen das Gebiet, das mit einzelnen Bäumen und mit Unterholz bestanden ist und dessen Boden reichlichen Gras- und Mooswuchs deckt. Nur in weiten Zwischenräumen erheben sich aus dem weichen Boden, der jeden Schritt dämpft, niedrige Gebäude. Die Fabrik ist aber so groß, daß sie im ganzen 150 Gebäude auf einem Gelände von 12150 Ar umfaßt, der Betrieb der Pulverfabrik John Hall und Sohn, einer der ältesten, größten und bestangelegten der Welt, ist in kleine Einzelgebäude zerlegt, die zum Teil hinter niedrigen Hügeln versteckt liegen. Die ganze Anlage ist darauf gerichtet, den Gefahren, die eine solche Fabrik notwendigerweise mit sich bringt, möglichst zu begegnen. Dem dienen schon die verhältnismäßig großen Entfernungen zwischen den einzelnen Häuschen. Falls in einem eine Explosion sich ereignet, kann ihre Wirkung leicht auf ihren Herd beschränkt werden. Daß der Boden so weich und moosbedeckt ist, verhütet Erschütterungen von außen, die gefährlich werden könnten. Außer den Bäumen und Strauchgruppen trennen Kanäle, die netzartig das ganze Gelände durchziehen, die einstöckigen Fabriksäle. Diese haben ganz leichte Dächer, damit sie im Fall eines Unglücks nur wenig Widerstand leisten, also nicht weit umhergeschleudert werden, wodurch ein Brand leicht weitergetragen würde. Daß sie aus Asbest bestehen, macht sie an sich widerstandsfähig gegen Feuer. Als Triebkraft wird nur Wasserkraft verwendet. Die am meisten gefährdeten Arbeitsräume sind mit stets gefüllten Wasserkübeln umstellt, und das Erdreich in ihrer Umgebung wird durch andauernde Bespülung morastig und feucht erhalten. Das Rohmaterial, Salpeter, Holzkohle und Schwefel, sowie das Pulver in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung wird auf den Kanälen von einem Fabrikraum zum anderen geschafft.

Abgesondert von einander sind auch die in den einzelnen Fabrikräumen beschäftigten Leute. Nur zwei, höchstens drei

Digitized by Google

von ihnen haben am selben Fleck zu tun, damit bei einem Unglücksfall wenigstens die Zahl der Opfer möglichst gering ist. Auch die Arbeitsanzüge sind so beschaffen, daß sie die Gefahr möglichst verringern. Sie sind aus Asbest gefertigt, und kein Metallknopf wird daran geduldet: er könnte durch Reibung eine Entzündung verursachen. Auch Taschen haben sie nicht: denn es könnte sich ein Streichhölzchen dahinein verirren. Die Beinkleider dürfen unten nicht aufgekrempelt werden: es könnten sich Staub, Sand und Steinchen in der Falte ansammeln und auch durch Reibung verhängnisvoll werden. Aus dem gleichen Grunde müssen die Arbeiter beim Betreten der gefährdetsten Häuser, der sogenannten danger houses, ihre Lederschuhe draußen lassen und weiche Filzschuhe anziehen. Mit diesen dürfen sie aber die Schwelle nach außen nicht überschreiten, damit sich nicht Sandkörner und Schmutzteile daran festsetzen, die vorbeigestreutes Pulver beim Auftreten ebenfalls durch Reibung zur Entzündung bringen könnten.

Schon die Anlage der Türen an diesen „Gefahrhäusern" warnt den Eintretenden, daß er sich einem schlummernden Vulkan nähert. Übereinandergreifende Bretter, die in kurzer Entfernung von der Tür, auf der schmalen Kante stehend, am Boden befestigt sind, verhindern das Eindringen von Schmutz, Staub und harten Körperchen, und die Türen öffnen sich nur nach außen.

Zieht ein Gewitter herauf, so wird alle Arbeit in der Fabrik unterbrochen. Sämtliche Angestellte ziehen sich in die ihnen zunächst belegenen Wachtbuden zurück, die über die ganze Anlage verstreut sind.

Künstliches Licht darf in den Häusern, wo am meisten mit Explosivstoffen gearbeitet wird, überhaupt nicht verwendet werden. In den weniger bedrohten werden die Lampen, wohl befestigt, außen auf die Fenstersimse gestellt.

Ist eins der danger houses ausbesserungsbedürftig, worauf hin sie in jeder Woche einmal gründlich untersucht werden, so wird das Haus von oben bis unten sorgfältig abgewaschen, bevor ein Arbeiter mit eisernen Werkzeugen Zutritt erhält.

Kommt nun aber trotz all dieser vielfachen Vorsichtsmaß-

Digitized by Google

regeln dennoch eine Explosion vor, so stürzt sich jeder Arbeiter ohne weiteres in den nächsten Kanal, um sich schwimmend in Sicherheit zu bringen.

Bei der Herstellung des Pulvers müssen Salpeter und Schwefel zu ihrer Reinigung gekocht, gedämpft und destilliert werden, um auch alle Fremdkörper, die zu Reibungen und Explosionen führen könnten, zu entfernen. Nach der Reinigung werden sie gemahlen und kommen nun im Mischhause zum ersten Male mit der pulverisierten Holzkohle in Berührung. Die drei Bestandteile werden in eine große Trommel geschüttet, die sich fortwährend nach einer Richtung dreht. In ihr aber sind an einer Spindel lange hölzerne Arme befestigt, die sich nach der entgegengesetzten Richtung drehen und so den Inhalt der Trommel durcheinanderwirbeln. Fünf Minuten genügen, um die 60 Pfund, die laut Parlamentsakte bei einer Mischung nicht überschritten werden dürfen, genügend durcheinanderzurühren. Aus dem Mischhause wird das Pulver nach einer Mühle geschafft, in welcher eine weitere mechanische Verbindung hergestellt wird. Auf einer kreisrunden eisernen Platte wird das Pulver ausgebreitet, mit zwei Litern Wasser angefeuchet (um eine Selbstentzündung zu vermeiden) und dann von zwei eisernen Läufern zerquetscht, deren jeder ein Gewicht von vier Tonnen hat und die sich in der Minute achtmal umdrehen. Zwei bis acht Stunden lang wird die Masse diesem Zerkleinerungsverfahren unterworfen, je nach dem Grade der Feinheit, den das Pulver haben soll. Menschliche Bedienung hat diese Maschine, die gefährlichste der ganzen Anlage, nicht nötig. Nur ein Mann muß in bestimmten Zwischenräumen hineingehen, um die Maschine zu ölen und die Masse auf der Reibpfanne von neuem anzufeuchten. Sollte sie explodieren, so kippt sie damit selbsttätig einen großen Kessel voll Wasser um, dessen Inhalt sich auf das ausgebreitete Pulver ausschüttet.

Aus der Mühle geht die Pulvermasse als dunkelgrauer Staub hervor und wandert nunmehr in das Preßhaus. Hier wird sie zwischen Kupferplatten zu flachen Tafeln gepreßt, die etwa einen Zoll dick und hart wie Sandstein sind. In einem anderen Hause

Digitized by Google

werden diese zu walnußgroßen Stücken zerbrochen und unter Walzen aus Kanonenmasse solange weiter zerkleinert, wobei sie zuletzt gleichzeitig abgeschliffen werden, bis sie wie schwärzliche Mohnkörner aussehen.

Nun glasiert man die winzigen Kugeln, indem man sie in einer Trommel zwischen pulverisiertem Graphit umherwälzt. Dann werden sie mehrmals gesiebt, um nach der Größe sortiert zu werden. Das fertige Pulver wird nun in besonders dafür gearbeitete Beutel aus Segeltuch, in Blechbüchsen oder in Holzfässer geschüttet oder es werden Patronenhülsen damit gefüllt, eine Arbeit, die durch Frauenhände geschieht — selbstverständlich auch unter Beobachtung aller Sicherheitsmaßregeln.

So ausgeklügelt und so strenge gehandhabt diese nun aber auch sein mögen, sie verhindern doch nicht, daß man nachher, wenn die auf dem Wasserwege verschickten Beutel, Büchsen oder Fässer in die Hände der Besteller gelangen, Steinchen, Stücke Eisen und sogar Streichhölzer darin findet. Wie sie hineingelangen, das ist für jeden mit dem Betriebe Vertrauten ein unergründliches Rätsel. Nur noch unergründlicher aber ist es, daß sie nicht in jedem einzelnen Fall ein unübersehbares Unheil anrichten. Anderseits aber erklären sich damit sehr einleuchtend die jetzt aus allen kriegführenden Ländern und auch den Vereinigten Staaten, Kanada usw. so häufig gemeldeten Explosionen in Pulver- oder Munitionsfabriken, die man mit Vorliebe den Deutschen zur Last legen möchte: der stete Umgang mit den jetzt so massenhaft verarbeiteten Explosivstoffen stumpft gegen die ungeheure Gefahr ab; allen Vorschriften zum Trotz kommt diese oder jene Nachlässigkeit vor und führt, wenn auch nicht jedesmal, so doch sehr viel häufiger als in Friedenszeiten, eine Katastrophe herbei. C. D.

Eine Ode an die Mode. — Manches, besonders im Reich der Mode, ist nicht nur einmal dagewesen. So träumt man jetzt wieder von der Krinoline, die einst Kaiserin Eugenie vor 1870 in Schwang gebracht. Schon 1620 wetterte dagegen der Magister Christophorus Hunshagen in einer Schrift: „Eisen oder Bügel um den Leib." Nach langen und breiten Zornergüssen über andere

Digitized by Google

„vertrackte Hirnrissigkeiten und niederträchtige Hosenteufeleien" der Mode, läßt er seinem Grimm die Zügel schießen und schreibt: „Unter diesen sträfflichen Unfug und hoffärtig, widerchristlich Wesen gehört auch diese ganz und gar abscheuliche Leichtfertigkeit, mit dem großen dicken Eisengerüst oder Bügel, so die vom Adel und andre Unsinnige um den Leib tragen, daß die Kleider dafür hangen, als wenn ein Stückfaß Wein oder Bier darunter bedeckt wäre. Ja ich weiß es gewiß, daß Jungfrauen vom Adel rechte Mannskleider darunter, unter solchem gräulichen Wust, verborgen gehabt, und wenn es denn auf den Abend kommt — darin gut mausen ist, und alle Katzen grau sind — so werfen sie den dicken Umgang mit seinem Sparrenzeug hinweg und hüpfen, tanzen und springen gleich den Mannsleuten und wilden Gesellen einher, das lasse mir eine gar saubere Zucht von adeligen Personagen sein, ein anderer, so die Sauglocken lieblich findt, mag es loben, ich weiß es nicht anders denn ein toll, schamlos und niederträchtig Wesen, hoffärtig und unehrbar zu finden." ... Ma. S.

Friedrich der Große als Wettermacher. — Daß schon der Alte Fritz es nicht verschmäht hat, seine Untertanen durch die Tagespresse zu beeinflussen, selbst wenn es dabei galt, ihnen eine ordentliche Ente aufzutischen, verbürgt folgendes Geschichtchen.

Im Februar 1767 erkundigte sich der König bei Tisch, was man sich in Berlin Neues erzähle, und erhielt die Antwort, es ginge das Gerücht, nächstens würde wieder Krieg ausbrechen. „Was für ein dummes Geschwätz," sagte Friedrich unwillig. „Die Leute sprechen nur immer vom Krieg, weil sie nichts anderes zu reden wissen!" Durch eine vertraute Persönlichkeit aber gab er folgende Notiz an die beiden Berliner Zeitungen:

Aus Potsdam wird gemeldet: „Am 27. Februar des Abends wurde es ganz dunkel; finstere, durch ein Gewitter zusammengezogene Wolken bedeckten den Himmel. Es donnerte bei starken Blitzen, und bei verdoppelten Schlägen fiel ein Hagel, dessen man sich seit Menschengedenken nicht zu erinnern gewußt. Von zwei Ochsen, die ein Bauer an einen Wagen ge-

Digitized by Google

spannt, um nach der Stadt zu fahren, wurde einer auf der Stelle erschlagen, viele Leute wurden in den Straßen verwundet, einem Bauern der Arm gebrochen. Die Dächer wurden durch die Schwere des Hagels zerschmettert: alle Fenster in den Häusern, die gegen den Wind lagen, eingeschlagen. Man hat in den Straßen große Klumpen von Hagel, wie Kürbisse, angetroffen, die erst zwei Stunden nach dem Unwetter zerschmolzen. Dieses besondere Phänomen hat einen sehr großen Eindruck gemacht. Die Naturforscher behaupten, daß die Luft nicht Gewalt genug habe, diese festen und zusammengefrorenen Klumpen zu tragen, und daß die kleinen Hagelkörner in den durch die Heftigkeit des Windes zerrissenen Wolken sich wegen ihrer Menge im Herunterfallen vereinigt und nicht eher diese außerordentliche Gestalt bekommen haben, als bis sie nicht weit mehr vom Erdboden gewesen. Es mag nun dieses zugegangen sein, wie es wolle, so ist es doch gewiß, daß dergleichen Vorfälle sehr selten und beinahe ohne Beispiel sind."

Daß nach dem Erscheinen dieser Zeilen in Berlin der bevorstehende Krieg vergessen war und von nichts als von dem Potsdamer Hagelwetter geredet wurde, wird niemand wundernehmen. Am aufgeregtesten war man natürlich in Potsdam, wo niemand etwas von dieser Naturerscheinung bemerkt haben wollte und — konnte. Gerade deswegen hielt der Gesprächsstoff lange vor, und das war es ja, was der Alte Fritz hatte erreichen wollen. A. P.

* **Soldaten von einst und heute.** — Was unsere Feinde so verächtlich den preußischen Militarismus nennen, hat sich im gegenwärtigen Kriege so vorzüglich bewährt, daß unsere Gegner jetzt auf dem besten Wege sind, uns das nachzumachen; eine glänzende Anerkennung für unsere Überlegenheit. Es wird nur darauf ankommen, inwieweit jene imstande sind, uns ernstlich nachzuahmen. Denn die äußere Form macht es nicht allein. Dieser „Militarismus" ist herausgeboren aus deutscher Tatkraft, Organisationsfähigkeit und aus jenem Pflichtbewußtsein, das den einzelnen unbedingt der Allgemeinheit unterordnet. Welchen Wert und welche Bedeutung die militärische Erziehung

Digitized by Google

des ganzen Volkes besitzt, die durch die allgemeine Dienstpflicht erzielt wird und die in Deutschland nun schon durch mehrere Generationen wirksam war, das erläutert an einem einfachen Beispiel Leutnant Ficus in einem Aufsatz in der „Zeitung der zehnten Armee", die in Wilna für die Truppen im Osten herausgegeben wird. Er erzählt von den Bürgerwehren, welche die einzelnen Städte früher besaßen und die bei festlichen Gelegenheiten in prunkvollen Uniformen das Gepränge erhöhten.

In den Schaukästen städtischer Altertumsammlungen kann man die alten Bürgerwehruniformen noch bewundern. Wenn diese Soldaten eine militärische Bedeutung auch nicht besaßen — sie hatten gewöhnlich den Wach- und Sicherheitsdienst in der Stadt zu versehen — so bestanden doch strenge Bestimmungen. Über den Pflichtvergessenen konnten schwere Strafen verhängt werden; nur die Durchführung dieser Strafen wollte nachher den Bürgern der guten alten Zeit manchmal zu schwer fallen. So geschah es einmal, daß ein ehrsamer Frankfurter Bürgersmann in einer schwülen Sommernacht an einem der Stadttore die Wache zu halten hatte. „Pflichtschuldig trottete er den ihm vorgeschriebenen Weg auf und ab. Die ungewohnte Beschäftigung machte dem Braven — Gevatter Schneider soll er gewesen sein — Durst. Das Durstgefühl steigerte sich bei ihm um so mehr, als verführerisch die erleuchteten Scheiben eines Wirtshauses zu ihm herübergrüßten, von dem er wußte, daß dort ein ganz besonders guter ‚Schoppe Äppelwei' gezappt wurde. Dieser Versuchung konnte das Schneiderlein auf die Dauer nicht widerstehen. Seinen Vorderlader stellte er ins Schilderhaus und begab sich in den Kreis der fröhlichen Zecher. Aus einem Schoppen mögen mehrere geworden sein, vielleicht war unser Freund auch kein besonders trinkfester Mann, kurz er vergaß seinen Posten und seine soldatischen Pflichten. Unglücklicherweise kam die Ronde und stellte das schwere Vergehen fest. Die Knarre wurde gefunden, den Posten suchte man vergebens; er schlief sein Räuschlein hinter einem Busch auf dem Stadtwall aus.

Ein Kriegsgericht trat mit viel Feierlichkeit zusammen und verhängte über Meister Zwirn die Todesstrafe. Erlassen konnte

Digitized by Google

dieſe Strafe nur werden, wenn der Verurteilte ein Gnadengeſuch an die Stadtväter richtete. Auf ſolches Geſuch wartete natürlich

Karl Spitzweg. Der Wachpoſten.

der Senat. Dem Geſetz war durch die Verurteilung Genüge geſchehen, und im Ernſt dachte kein Menſch daran, einen Mitbürger durch Erſchießen vom Leben zum Tode zu befördern. Als

Digitized by Google

des Schneiders Bittgesuch aber ausblieb, legte man ihm freundschaftlich nahe, diesen Schritt doch nunmehr zu tun, der Erfolg sei zu verbürgen, die Gnadensonne der Stadtväter solle auch ihm leuchten. Aber man hatte die Rechnung ohne das Ehrgefühl des Verurteilten gemacht. ‚Ihr habt mich verurteilt, schuldig bin ich, das seh' ich ein, und deshalb will ich auch erschossen werden!' Über des Meisters Hartnäckigkeit soll es den Ratsherren recht schwül unter den staubigen Perücken geworden sein. Wieder und immer wieder suchte man dem tapferen Schneiderlein das Gnadengesuch abzutrotzen, aber er beharrte auf seiner Weigerung und seinem Willen: ‚Ich will dot geschosse wern!' Man sagt, daß der Starrkopf seine Richter fast zur Verzweiflung getrieben habe, daß sie der Schlaf geflohen hätte und daß jeder den erschossenen Schneider ständig vor Augen gesehen habe. Schließlich kam ein Pakt mit dem Bestraften zustande, der ihm eine Leibrente versprach, wenn er um sein Leben bitte. Die Rente sollte es ihm ermöglichen, das geschenkte Leben sich angenehm gestalten zu können. Das Mittel wog! So schlug er Kapital aus seinem Vergehen.

Verbürgen kann ich mich für die Wahrheit meiner Geschichte nicht, auch nicht auf Quellen oder Chroniken berufen; ihr Schauplatz braucht auch nicht gerade meine Vaterstadt gewesen zu sein, aber solche Legenden lassen uns doch einen Blick in Zustände tun, die in einem undisziplinierten Heer herrschen. Soldatische Erziehung, straffe Ausbildung durch Berufssoldaten, Hingebung an die Pflichten des Soldatenstandes, das hat den Soldaten von einst vollständig gefehlt. Drill und Zucht, Ausbildung und Schulung haben aber uns erst zu den Soldaten von heute gemacht. Auf sie müssen wir alle halten, sie sind das Wesentliche an unseren Truppen. Das geschulte Auge erkennt auch heute aus vielen den altgedienten Mann heraus. Was er in zwei- oder dreijähriger aktiver Dienstzeit gelernt hat, ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen. An seinem Verhalten gegen Vorgesetzte, an seinem Auftreten, an seinen Bewegungen und an seinem Handeln ist der, der mit Lust und Liebe seine Dienstzeit heruntergerissen hat, immer kenntlich. Ein Vorbild wird und soll er

Digitized by Google

auch den Kameraden sein, die nach viel kürzerer Ausbildungszeit zu uns ins Feld geeilt sind. Den guten Willen bringen fast alle mit; sie zu fördern, stramme Kerls zu werden, liegt an den alten Leuten, wie wir sie in der Garnison genannt haben. Manneszucht und Strammheit haben ja schließlich und endlich doch jedem auch Freude bereitet. Man hört diese Freude aus allen Erzählungen aus der früheren Dienstzeit heraus. Jeder will in der flottesten, strammsten Kompanie oder Schwadron gedient haben, gerade in seinem Regiment und zu seiner Zeit soll das Unglaublichste im Exerzieren, in Felddienstübungen geleistet worden sein. ... Wir halten da nur fest, was uns in Zucht und Ordnung groß und unbesiegbar gemacht hat, was wir selbst als gut erkannt haben und was uns nicht nur von dem Soldaten von einst, sondern auch von dem englischen Soldaten von morgen unterscheiden wird und muß.

Führt England seine allgemeine Wehrpflicht durch, dann werden uns diese englischen Soldaten von morgen ja vielleicht bald im Felde gegenüberstehen. Na, ich denke, mit einer solchen neuzeitigen Bürgerwehr werden wir wohl auch noch fertig werden. Ein kleiner Teil mag sportlich besser geschult sein, als es Meister Zwirn war, von dem ich erzählt habe, sonst aber fehlt dieser kommenden Wehr aber auch alles, was der Bürgerwehr gefehlt hat: Ausbildung, Schulung, Disziplin, Überlieferung und selbstlose Hingebung an die gute Sache. Soldat gespielt, wie wir alle, hat kein englischer Junge!" M. S.

Geldfälschung. — Die betrügerische Nachahmung des Metallgeldes ist ein sehr altes Tätigkeitsfeld der Gauner aller Zeiten und Völker. Sie kam mit dem Gelde und wird nur mit ihm verschwinden. In den Tageszeitungen wird fortgesetzt vor falschem Gelde gewarnt, aber nur wenige wissen, woran im allgemeinen die Fälschungen erkennbar sind und wie man sich gegen Nachteile wirksam schützen kann.

Das Münzenschlagen, das heute große staatliche Einrichtungen mit vollkommenen technischen Maschinen besorgen, wurde in Deutschland ursprünglich von umherziehenden Münzmeistern ausgeübt. Zur Zeit der Merowinger gab es in den vielen kleinen

Digitized by Google

deutschen Ländern ungefähr achthundert Münzstätten, in denen eine Anzahl Münzmeister von Zeit zu Zeit einzog, um Geld zu prägen. Diese Künstler folgten sogar den Fürsten in den Kriegen nach und schlugen den Sold der Truppen meist erst im Feldlager, aus den zusammengeraubten Edelmetallmassen.

Die so verwickelten Münzverhältnisse trugen viel dazu bei, daß unredliche Menschen sich der Falschmünzerei in die Arme warfen, obwohl unglaublich harte Strafen auf diesem Verbrechen standen. So war es zum Beispiel so gut wie ausgeschlossen, daß ein gefaßter Falschmünzer mit dem Leben davonkam, meist wurde er zum Feuertod verurteilt. Diese grausame Bestrafung hat erst die jüngere Zeit gemildert; denn bis ins 17. und 18. Jahrhundert hinein war es in Deutschland allgemein üblich, daß Münzverbrecher öffentlich ins Jenseits befördert wurden.

War früher das Münzenschlagen reine Handarbeit, so ist das Herstellen des Geldes heute reine Maschinenarbeit geworden. Mit der Technik der Herstellung hielt auch die der Fälschung gleichen Schritt. Noch vor dreißig bis vierzig Jahren wurden falsche Münzen nur gegossen; bald aber lernten die Verbrecher, Geldstücke auf galvanischem Wege herstellen, die eine viel genauere Prägung zeigten, blasenfrei waren und deshalb besser als die gegossenen klangen. Dieses Verfahren der galvanischen Nachbildung wird noch heute benützt. Es ist einfacher als das Gießen oder Prägen, und das auf diesem Wege nachgemachte Geld ist manchmal dem echten so ähnlich, daß selbst Sachverständige getäuscht werden können.

Keineswegs selten ist die „kleine" Münzfälschung, dadurch begangen, daß Kupfermünzen in Quecksilber gelegt werden. Ein Quecksilberzweier sieht auf der Adlerseite einem Groschen täuschend ähnlich. Auf ähnliche Weise werden selbst Silberstücke hergestellt: der Zweier, der einem Groschen und einem Fünfziger in der Größe fast entspricht, wird auf der Zahlseite abgeschliffen, damit er die Dicke eines Fünfzigpfennigstückes erhält. Wie dieses wird er mit einer Rändermaschine oder Feile mit den Riefen am Rande versehen und in ein Quecksilber- oder Silberbad gelegt. Natürlich ist eine solche Nachahmung sofort am Klange und an

Digitized by Google

der abgeschliffenen Seite zu erkennen. Wer aber die Oberflächlichkeit der Menschen beim Geldannehmen, namentlich an Orten, wo viele Menschen zusammenströmen, beobachtet hat, wird verstehen, warum die Münzfälscher sogar mit solchen an sich kleinen Münzwerten großen Verdienst ergattern können.

Zweipfennigstücke werden aber nicht nur zur Nachbildung von Nickel- und Silbermünzen, sondern auch zur Fälschung von Goldmünzen benutzt. Zu diesem Zwecke sind sie schon öfter mit dem bronzierten Bildnis des Deutschen Kaisers beklebt und dann, vor allem in den Abendstunden oder im Gedränge, an ältere Leute in Zahlung gegeben worden.

Daß die Falschmünzerei noch häufiger ganze Arbeit leistet, indem sie aus allen möglichen Metallmischungen vollständig neue Stücke herstellt, ist bekannt. Anfänger oder Stümper beginnen wohl durchweg mit der Herstellung falscher Nickelmünzen aus Blei, Zink und ähnlichen weichen Metallen, die einen Stempeldruck der Presse leicht wiedergeben oder sich, wenn sie gegossen werden, der häufig sogar nur aus Gips bestehenden Gießform einfügen lassen. Die Herstellung neuer Falschstücke aus silberähnlichen Metallen setzt schon größeres Können voraus; sie erfordert kunstgerecht geschnittene Präge- und Gießformen, sowie einen kleinen Schmelzofen, der höhere Hitzegrade ertragen muß, um die Metalle zum Schmelzen zu bringen. Das Gießverfahren gilt jedoch den modernen Falschmünzern, wie gesagt, als veraltet; das Stanzverfahren ist noch viel in Gebrauch, obwohl der Fälscher auch dabei mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Am bedenklichsten ist das beim Ausstanzen unvermeidliche Geräusch, das die Nachbarschaft aufmerksam macht und zu Anzeigen veranlaßt.

Gegossene unechte Geldstücke können meist leicht von den echten unterschieden werden, selbst wenn sie wie echte klingen; denn bei geprägtem Gelde tritt das Muster klarer und schärfer hervor. Beim Gießen in Formen ist dieser scharfe Umriß nicht zu erzielen. Auch bei vermeintlich abgenutzten Geldstücken zeigt das Vergrößerungsglas meist sofort, ob eine aus der Gießform hervorgegangene Fälschung vorliegt. Die Ränder des

Digitized by Google

Musters sind bei geprägten Stücken immer noch schärfer, fester, mit dem Ganzen zusammenhängender, während die Muster der Fälschungen infolge der beim Gießen flüssigen Metalls unvermeidlichen feinen Blasenbildung nicht so scharf sein können und an den feinen Lücken, Vertiefungen und Blasen mit Sicherheit erkennbar sind. Diese Blasenspuren lassen sich durch nichts beseitigen, sie sind sogar bei abgescheuerten, also künstlich abgegriffenen Falschstücken deutlich zu sehen. Die künstliche Abscheuerung geschieht in rotierenden, mit Fett und Eisenfeilspänen gefüllten Trommeln.

Falsches Silbergeld ist schwerer zu erkennen, weil die Falschmünzer vor dem Kriege bei den niedrigen Silberpreisen echtes Silber verwenden und dennoch guten Verdienst erzielen konnten. Sonst verwertet der Fälscher, besonders bei Goldmünzen, in der Hauptsache Metalle, die mit den echten wohl Ähnlichkeit haben, im Preise aber erheblich unter diesen stehen.

Einen schlauen Kniff wendete vor mehreren Jahren ein Falschmünzer in Vauxhall an. Er nahm eine Kupfermünze, die der nachzubildenden Silbermünze an Größe ziemlich nahe kam und schliff sie auf beiden Seiten flach ab. Auf diesen glatten Flächen befestigte er Silberblättchen mit der erforderlichen Vor- und Rückseite. Durch Abfeilen oder Anfügen einer anderen Metalllegierung gab er seinen Stücken das genaue Gewicht der echten Münzen und den richtigen Klang. Er machte mit seinen Fälschungen, die er jahrelang unangefochten in Verkehr bringen konnte, ein „glänzendes Geschäft", bis ihm die Steuerbehörde eines Tages zwei Beamte ins Haus schickte, die feststellen sollten, warum die angebliche Maschinenhandlung so wenig Geschäftsgewinn erzielte. Die Beamten sahen sich unverhofft in einer wohleingerichteten Münzwerkstätte.

Ein anderer Falschmünzer bohrte Goldstücke an, füllte die Höhlungen mit Metallen minderen Wertes aus, verdeckte die Bohrspuren sorgfältig und erzielte bei der Masse der bearbeiteten Goldstücke beträchtliche Gewinne. Hatten seine Goldstücke auch nicht den bekannten Klang, so wurden sie von den Postämtern und Banken dennoch in Zahlung genommen, weil auch viele

Digitized by Google

echte Goldstücke infolge eines Sprunges nicht rein klingen und doch vollwertig sind, wenn sie das richtige Gewicht und keine wahrnehmbaren Schäden haben.

Zur Erkennung falscher Münzen besitzen wir verschiedene Mittel, die aber nur bei geschickter fachmännischer Anwendung zu verlässigen Ergebnissen verhelfen.

Der Hauptvorteil der Falschmünzer bei der Verbreitung ihrer Erzeugnisse besteht darin, daß die Menschen Geld meist achtlos annehmen und daß sie zufällig erkanntes falsches Geld nicht aus dem Umlauf ausschalten, sondern danach trachten, es, trotzdem sie sich damit strafbar machen, wieder an den Mann zu bringen, um ihrerseits keinen Schaden zu erleiden.

Erschwert wird die Falschmünzerei durch die hohen Betriebskosten. Nicht allein, daß die Fälscher mit großen „Spesen" arbeiten, wenn sie sich der Mithilfe von unredlichen Geschäftsleuten, Kellnern und anderen Gehilfen bedienen, um den Betrieb gewinnbringend zu gestalten, sie müssen auch bei der Einrichtung ihrer „Fabriken" kapitalkräftig sein. Sie müssen mit den kostspieligsten, modernen Apparaten arbeiten, mit Maschinen im Werte von mitunter zehntausend und mehr Mark. Die Falschmünzerei steht trotzdem in hoher Blüte; die Prozesse vor unseren Schwurgerichten lehren es, und die Tatsache beweist es, daß in Deutschland allein alljährlich an die dreißigtausend Stücke falschen Geldes, vorwiegend Gold- und höhere Silbermünzen, angehalten werden. Man dürfte aber kaum fehlgreifen, wenn man die Zahl der im Umlauf befindlichen Falschstücke auf das Dreifache beziffert.

„Restaurierte Gemälde". — Ein gewiegter Kunsthändler in Rom hatte ein ansehnliches Vermögen erworben und zog sich nach dreißigjähriger Geschäftsführung zurück. In einer Vorstadt Roms hatte er sich eine hübsche Villa bauen lassen und einen Raum darin zu einer kleinen Bildergalerie eingerichtet, wo er die schönsten von den Gemälden aufhing, die er in seinem Geschäfte gehabt hatte, zu deren Verkauf er sich aber nicht hatte entschließen können.

Eines Tages unternahm der Mann eine kleine Reise und

Digitized by Google

ließ einen alten Diener zur Aufsicht in seinem Besitztum zurück. Noch war er nicht lange fort, als sich sechs junge Maler mit Malgerätschaften einfanden und dem zurückgebliebenen Diener erklärten, sie hätten von seinem Herrn den Auftrag, einiges an seinen Gemälden zu restaurieren. Der Alte wunderte sich zwar, daß ihm nichts gesagt worden war, allein er wußte, daß die Bilder in seines Herrn Museum Hunderte von Jahren alt waren und daß man ihnen die Spuren davon ansah. Daher ließ er die Künstler ein und half ihnen, sich für ihre Arbeit einzurichten; dann ließ er sie allein.

Die Herren arbeiteten, so lange das Tageslicht ihnen dies gestattete, dann schlossen sie das „Museum", in dem sie all ihr Gerät gelassen hatten, ab und erklärten, sie kämen am nächsten Tage wieder. Wie am Tage vorher gingen sie mit Eifer an die Arbeit, so daß der Alte sich recht über sie freute. Am Abend erklärten sie das Werk für beendigt und gaben den Schlüssel ab. Der Diener machte sich sogleich an die Säuberung des arg befleckten Raumes.

Tags darauf kehrte sein Herr von der Reise zurück. Sein erster Gang führte ihn zu seinen Bildern. Kaum aber hatte er einen Blick auf sie geworfen, als er mit einem lauten Aufschrei stehen blieb und sie entsetzt anstarrte. Jetzt erst sah sich auch der voll Schrecken herbeigeeilte Diener die „restaurierten" Gemälde genau an: die Madonnen rauchten Zigaretten oder schmauchten aus türkischen Tabakpfeifen. Den gemarterten Heiligen hatten die Künstlerjünglinge kecke Eingläser ins Auge geklemmt. Ein prächtiger Murillokopf trug einen hohen, glänzenden Zylinderhut, und eine berühmte Tizianische Figur war in einen Engländer mit großkarierten Hosen verwandelt worden, dem der Murillokopf mit dem Zylinder neckische Kußfinger zuwarf. In dieser Weise hatte jeder im Saale irgend eine Verschönerung abbekommen.

Zum Glück waren diese „Restaurierungen" noch so frisch, daß der schleunigst herbeigerufene wirkliche Bilderrestaurator sie noch entfernen konnte. Wer den Schabernack gespielt hatte, konnte der alte Bilderhändler nie herausbringen. Auf die

Digitized by Google

Reise aber ging er von da an nicht mehr, und beim kleinsten Ausgang steckte er den Schlüssel zu seinem Heiligtum fürsorglich in die Tasche. C. D.

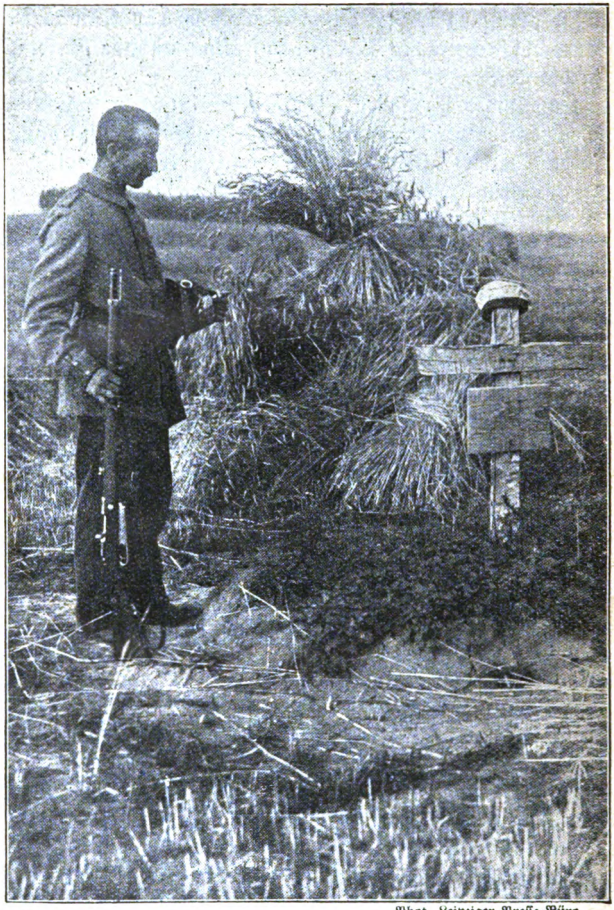
▣ **Blumen im Kriege.** — Im Leben im Felde, draußen im Schützengraben wie in den Reservestellungen und weiter zurück in der Etappe hat sich ein Zug deutschen Wesens deutlich gezeigt, dessen Äußerung man in dieser Umgebung nicht erwartet hatte: die Liebe zur Natur. Sie prägt sich, den gegebenen Verhältnissen entsprechend, in einer Liebe zu Pflanzen, zu Blumen aus. Ein Bedürfnis nach Schönheit in all dem Grauen da draußen spielt dabei auch mit. Die einzelnen Gräber wie die hinter der Front angelegten Soldatenfriedhöfe werden geschmückt, und sei es nur mit ein paar Blumen, die in ein Granatensprengstück vor dem Weiterrücken auf den frischen Hügel gesteckt werden. Bei den Reservestellungen und Ruhequartieren, wo die Ablösungsmannschaften liegen, sind oft kunstreiche gärtnerische Anlagen. In Feld- und Kriegslazaretten werden die nervös Erkrankten mit Gartenarbeiten beschäftigt, und die friedliche körperliche Arbeit verbunden mit der Freude an der selbstgeschaffenen Schönheit wirken oft Wunder in den zerrissenen Seelen. Über diese Liebe zu den Blumen erzählt Paul Schweder von seinen Fahrten als Kriegsberichterstatter („Im Kaiserlichen Hauptquartier", Verlag Hesse und Becker, Leipzig) hübsche und bezeichnende Einzelheiten:

„Oft traf ich welche, die schleppten sich meilenweit mit ein paar Blumentöpfen, die sie aus einem zusammengeschossenen Dorfe geholt hatten, und stolz zeigten sie mir ihre Beute.

Nicht weit vom Ancregrund sah ich zwei, die gruben in einem von Granaten zerwühlten Garten Pflanzen aus. ‚Die da drüben schießen alle Blumen entzwei,' sagte mir einer, ‚da nehmen wir sie lieber mit in unseren Graben!'

Ich habe mitten im Feuerbereich Waldlager gesehen, die ein einziger Blumenhain waren. Ganze Straßen von Birkenhäuschen mit frischem, lebendigem Grün versehen, ziehen sich durch den Wald. Und jede Hütte hat ihr Gärtchen, in dem es grünt und blüht und duftet und leuchtet. Der eine möchte den

Digitized by Google



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Soldatengrab im Kornfeld.

anderen immer an Eifer überbieten, und es entstehen Lauben und Gänge, die einem Zaubergarten gleichen, so märchenhaft schön sind sie. Und wenn man weiß, daß alles doch nur für

Digitized by Google

kurze Zeit aufgebaut ist, und man sieht, daß hier Anhänglichkeit zur Natur und zur Heimat Werte geschaffen hat, die ein Leben überdauern können, dann möchte man erst den Kopf schütteln über so viel Liebe zur Natur. Aber dann wird man stolz, und oft hörte ich von unseren Soldaten: ‚Die Franzosen werden sich wundern, wenn sie in ihre Wüstenei zurückkehren. Jedenfalls haben sie dann wieder einen Grund mehr, neidisch auf die „Barbaren“ zu sein!‘

Und nun in den Gräben selbst. Wo sich ein kahles Fleckchen zeigt, da wird es mit Grün geschmückt. Vor den kleinen Fenstern der niedrigen Unterstände hat man Blumenbretter gezogen und sie mit gelben und blauen Feldblumen bepflanzt. Das kleinste und engste Plätzchen wird zur Anlage eines Gärtchens ausgenützt. Das niedlichste sah ich bei Carlepont. Da hatte sich einer auf dem Stück Brustwehr, das zwischen ihm und seinem Kameraden lag, ein paar Stiefmütterchen gezogen.

Oft beobachtete ich auch am Eingang eines neuen Grabens, oder dort, wo sich ein anderer Hauptgraben abzweigte, junge Bäumchen, die man zum Schmuck und zum leichteren Auffinden des Grabens dort hingesetzt hatte.

In der Mitte durchschnittene Flaschen und Granatenhülsen sind als Blumentöpfe besonders beliebt. Die Hülsen müssen auch als Zaun oder als Einfassung für Beete herhalten. Als Gegenstück sah ich bei Craonne einen aus Sektflaschen hergestellten Springbrunnen, der gar lustig plätscherte.

Ein Feldgrauer sammelte die Pappkartons, in denen die Liebesgaben aus der Heimat ankamen. Die Schachteln klebte er fein säuberlich mit weißem Papier aus und malte dann mit Tuschfarben irgend etwas aus der Umgebung seines Schützengrabens darauf: das hinter ihm liegende zerschossene Dorf oder eine Schloßruine oder Unterstände mit seinen Kameraden davor. Dann wurden einige der schönsten Blumen aus dem Schützengrabengarten herausgesucht und an die Lieben nach Hause geschickt. Der Soldat versicherte, daß er nicht so viele Kartons bemalen könne, als von seinen Kameraden verlangt würden.

Manch einer hat da wohl schon in dieser schönen Art einen

Digitized by Google

Phot. Boedeker, Berlin.

Heldengräber an der Bzurafront.

Digitized by Google

letzten Liebesgruß nach Hause geschickt, und die paar vertrockneten Blümchen in der bemalten Schachtel werden daheim als Erinnerung an den Toten das Schönste bleiben. Einen Fall will ich hier kurz erzählen: Ich stand auf dem Marktplatz von Noyon, als plötzlich aus einer Gruppe vorüberziehender Soldaten ein braungebrannter Junge herausſprang und mich mit einer Freude umarmte, die man nur verstehen kann, wenn man nach monatelanger Abwesenheit von der Heimat plötzlich einen guten Freund vor sich stehen sieht. Schnell verabredeten wir uns für den Abend. Er kam, und als wir uns verabschiedeten, übergab er mir zwei bemalte Schächtelchen mit Ansichten aus Noyon und Maiglöckchen darin, die ich andern Tags auf die Post geben sollte. Eines war für seine Braut, das andere für seine Eltern bestimmt. Das war im Mai. — Vor ein paar Tagen erhielten wir die Nachricht, daß mein Freund gefallen wäre. Und als ich die Eltern, die in dem Jungen die Stütze ihres Alters verloren, aufsuchte, da fand ich die Mutter gramvoll versunken über den vertrockneten Blümchen im Pappkarton.

Schützengrabenblumen! Auch ihr seid der Wertmesser einer Kultur, die Menschen mit großen und starken Seelen erzog und denen der furchtbarste aller Kriege nichts von ihrer Schönheit und von ihrer Liebe zur Natur rauben konnte!"

Frankreichs Charakterwahrzeichen. — Die Pariser Vendomesäule trug vor Napoleons I. Krönung zum Kaiser eine Statue der Freiheit. Sie wurde nach den Siegen des vergötterten Kaisers entfernt und durch sein Standbild ersetzt. Nachdem Napoleon I. nach Elba verbannt war, wollte der Pöbel das Bildwerk zerstören, begnügte sich aber dann anfänglich mit seiner Verhüllung. Als nun am 31. März 1814 die Alliierten als Sieger in Paris einzogen, versammelten sich Volksmassen auf dem Platz vor der Säule. Ein junger Mensch kletterte im Innern der Säule hinauf, setzte sich dem Kaiser auf die Schultern, schlang ihm ein Tau um den Hals, wickelte es um die Figur und warf das Ende hinab. Unter den Rufen: „Herunter mit der Kanaille" versuchte man vergeblich das Standbild herabzustürzen. Auf Befehl des Königs von Preußen zerstreuten

Digitized by Google

Grenadiere die Menge. In der Nacht wurde das Bild Napoleons abermals mit einem Laken verhüllt, und so den gekränkten Franzosen der beunruhigende Anblick entzogen. Einige Wochen später wurde es aber herabgelassen und auf Befehl des Zaren Alexander nach Petersburg gebracht, wo es im Winterpalast einen Platz fand. Als Ludwig XVIII. in Paris einzog, wurde auf der Säule, die bis dahin nur mit einer Halbkugel abschloß, eine große weiße Fahne mit drei goldgestickten bourbonischen Lilien gehißt. Bis um die Mitte des Jahrhunderts blieb die Kuppel der Vendomesäule ohne krönende Statue, denn der Bürgerkönig, mit dem Regenschirm unterm Arm, war nicht nach dem Sinn der spottsüchtigen Gallier. Dann kamen die Jahre, wo die Franzosen ihres „großen Kaisers" sich wieder erinnerten. 1840 wurden Napoleons I. Überreste von der Insel St. Helena geholt und am 15. September mit feierlichem Pomp im Dom der Invaliden beigesetzt. Seit Anfang dieses Jahres stand Thiers an der Spitze eines Ministeriums aus dem linken politischen Flügel. Man drohte Deutschland mit der Gestalt Napoleons I., die wenige Jahre darauf ihren alten Platz auf der Triumphsäule des Vendomeplatzes wieder erhielt. Nach der Belagerung und Einnahme von Paris durch die Deutschen 1871 stürzte das französische Volk das Standbild des großen Kaisers wieder aufs Pflaster und man ersetzte es später durch die Gestalt der Freiheit.

Napoleon I. hatte, als er in der Verbannung von dem Skandal am Vendomeplatz nach seiner letzten Niederlage hörte, erklärt, das beste Wahrzeichen Frankreichs für die Siegessäule sei eine Wetterfahne. O. Ma.

Erfüllte Prophezeiung. — Gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann der Glaube an Wahrsagekünste aller Art, ob aus den Gestirnen oder dem Kaffeesatz stammend, wankend zu werden. In der großen Masse blieb er noch lange lebendig und fand über die Hintertreppen zu den Oberen seine Wege. Die Gelehrten schrieben gegen den Wahn in allen seinen Arten und Formen, unter ihnen der Göttinger Professor Nikolaus Wolgast. Er war den Wissenschaften zuliebe unverheiratet

Digitized by Google

geblieben und seine Schwester, die ihn abgöttisch verehrte, führte sein stattliches Hauswesen. Wolgast arbeitete die Nächte hindurch und kränkelte manchmal durch Überanstrengung. Die ängstliche Schwester fürchtete für sein Leben und befragte einen Astrologen. Der prophezeite, daß Wolgast in einem heftigen Streit umkommen würde. Es geschah aber nicht. In einer besorgten Stunde erzählte Wolgasts Schwester ihrem Bruder den Inhalt der Wahrsagung und kam mit einem scharfen Verweis und der ernstlichen Mahnung, solchem Unsinn fürder kein Ohr leihen zu wollen, davon. Nach Jahren fiel Wolgast in eine schwere Krankheit. Seine Freunde beriefen eine Menge Ärzte, die sich über sein Leiden beraten und ihm helfen sollten. Als sie ins Nebenzimmer traten, um ihre Meinungen auszutauschen, sagte Wolgast zu seiner Schwester: „Ach lieber Gott, nun wird die Prophezeiung wahr werden. Sie werden streiten, und ich werde ihr Opfer sein." Tho. L.

Ein Abenteuer in Holländisch-Indien. — Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts befand ich mich als Geometer in holländischen Diensten auf Java. Jahr auf Jahr wütet auf dieser und den umliegenden, der niederländischen Herrschaft unterstehenden Inseln der Krieg mit den noch immer nicht vollständig unterworfenen Stämmen der Eingeborenen. Doch die Holländer dringen mit zäher Ausdauer vor und zwingen die noch nicht unterworfenen Herrscher langsam unter ihr Zepter. Ihre Pioniere auf diesen gefahrvollen Wegen sind die Geometer oder Aufnehmer, Militärbeamte, die in der schönen Zeit mit einer kleinen Bedeckung ausziehen, um die Fußpfade, die in das Innere führen, aufzunehmen. Diese kleinen Truppen marschieren in steter Kampfbereitschaft, zwei bis drei Mann als Spitze voran. Einer von ihnen trägt auf dem aufgepflanzten Bajonett ein weißes Fähnchen, das dem bei der Haupttruppe befindlichen Aufnehmer als Visierpunkt dient. Jede Strecke zwischen zwei Biegungen des Weges wird mit einem Kompaß aufgenommen, ihre Länge durch Schrittzählen abgemessen; dazu kommen kurze Notizen über die Terrainbeschaffenheit zu beiden Seiten des Weges. Wenn ein erhöhter Punkt, der einige Aussicht

Digitized by Google

bietet, erreicht wird, verweilt der Aufnehmer kurze Zeit, um eine flüchtige Skizze der Umgebung zu machen. Oft monatelang bleibt die Truppe auf feindlichem Gebiet, oftmals gezwungen zurückzuweichen, immer in Gefahr, angeschossen zu werden oder verwundet in die Hände des Feindes zu fallen. Was das zu bedeuten hat, weiß nur der, der die Leichen solcher Unglücklichen gesehen hat.

Während der Regenzeit ist die ganze Aufnehmerabteilung in Batavia versammelt. Durch das Zusammenfügen der einzelnen Skizzen entstehen dann die ersten, naturgemäß rohen Karten, welche den Truppenführern die Handhabe zu größeren Operationen bieten.

Einmal befand ich mich nach einer mühseligen Aufnahme gegen Ende der schönen Zeit in Tandjong-Kala, einem befestigten Lager auf Nord-Sumatra. Es hatten sich Banden der Atjeher (fälschlich Atchinesen genannt) unangenehm fühlbar gemacht, und eine Abteilung von ungefähr achtzig Mann wurde unter Kommando eines Oberleutnants gegen sie abgesandt. Ich wurde als Führer beigegeben. Als wir nach kurzem Marsche zu den Petroleumquellen von Banghalan Barandan gekommen waren, brachte uns ein Gids, wie die im Dienste der Regierung stehenden einheimischen Spione genannt werden, gegen Abend die Meldung, daß eine große Bande der Atjeher unter Führung eines Häuptlings in Sarapinang eingetroffen sei und dort zu übernachten gedächte. Wir brachen sogleich nach dem nur wenige Kilometer entfernten Dorfe auf. Als Führer diente uns der Eingeborene, der die Meldung gebracht hatte. Ich marschierte mit dem gespannten Revolver in der Hand an seiner Seite, um ihn bei einem Fluchtversuch sofort niederzuschießen; denn es wäre nicht das erstemal gewesen, daß Kolonialtruppen durch Verrat einheimischer Führer in einen Hinterhalt gelockt worden wären. Diesmal aber meinte es der braune Geselle mit dem Klewangschmiß über der Stirne gut mit uns; wir sahen nach mehrstündigem Marsche die Umrisse des Dorfes vor uns auftauchen. Einige fünfzig Schritte vor dem Dorfe stand eine Hütte allein, wie ein Wachposten vorgeschoben. Der Oberleutnant ließ mit

Digitized by Google

zehn Mann den Spion zurück, befahl mir, die Hütte zu untersuchen und dann nachzukommen. Er selbst ging mit der Haupttruppe gegen das Dorf vor.

Als alle vier Seiten der üblichen Umpfählung besetzt waren, befahl ich dem Führer zu erkunden, ob Aufständische in dem Hause seien. An derartige Abenteuer gewöhnt, schritt er in die Umzäunung hinein und rief die Hütte an. Nach wenigen Augenblicken öffnete sich die Türe, und in ihrem Rahmen erschien ein Mann, der ein Öllämpchen in der Rechten über sein Haupt hielt. Der Führer bat um Nachtlager. Das wurde ihm abgeschlagen. Während des Gesprächs der beiden mußte sich einer meiner Begleiter vorgebeugt haben und von dem Mann in der Hütte bemerkt worden sein, denn er sprang plötzlich mit einem Schrei zurück und verlöschte das Lämpchen. Gleichzeitig hörten wir schon unseren Führer rufen: maso (kommt herein). Sofort drangen wir in die Umpfählung vor. Nachdem wir die Hütte mit schußbereitem Gewehr umstellt hatten, ließ ich die Eingeschlossenen auffordern, die Waffen niederzulegen und herauszukommen. Trotzdem sie durch die dünnen Matten unsere Aufforderung deutlich gehört haben mußten, rührte sich nichts, ein Zeichen, daß sie entschlossen waren, den Kampf mit uns aufzunehmen. Erst als ich nach meiner Berechnung die Schar des Oberleutnants in der Umzingelung des Dorfes nicht mehr durch frühzeitiges Schießen stören konnte, ließ ich die Eingeschlossenen zum letzten Male zur Ergebung auffordern. Ohne Erfolg. Nun strichen unsere Salven vom Boden der Hütte bis zum Dache hinauf. Die Kugeln flogen durch das Bastgeflecht, bestrichen den Innenteil und drangen auf der Gegenseite mit eigentümlichem Knistern wieder ins Freie. Immer schwächer werdendes Stöhnen, Gepolter wie von fallenden Körpern, dann wieder Ruhe. Ich wollte in die Hütte, doch ein Sergeant, der mit dieser Art des Kämpfens vertraut war, riet dringend, bis Tagesanbruch zu warten und dann die Mattenwände der Hütte an ihren Verbindungsstellen lösen zu lassen. So standen wir lauschend in der warmen Tropennacht. Im Dorfe hörten wir einzelne Schüsse fallen und Geschrei. Dann tauchten einige

Digitized by Google

Fackeln auf und verschwanden wieder. Wie wir später hörten, war der Feind rechtzeitig gewarnt worden und entflohen.

Als es zu dämmern begann, drang ich, dem neuerlichen Abmahnen des Sergeanten trotzend, mit drei von den eingeborenen Soldaten in die Hütte ein. Im Halbdunkel sah ich vor mir zwei Leichen liegen, von denen die eine noch den blanken Kris in der Hand hielt. Die rechte Hüttenecke war durch Matten zu einem zweiten Gemach abgeteilt; dort mußten sich die übrigen Belagerten befinden. Ich trat langsam über die Leichen und schritt der Mattenwand zu, als ich plötzlich einen so heftigen Stoß bekam, daß ich nach links taumelte. Meine beiden Begleiter schnellten ebenfalls unter Geschrei auf diese Seite hinüber. Im nächsten Augenblick krachten einige Schüsse gegen die offenstehende Türe, zum Glück, ohne zu treffen. Noch hatte sich der Rauch nicht verzogen, als auch schon die vier Atjeher, die uns den bleiernen Gruß zugedacht hatten, mit dem gezückten Kris in der Rechten, die mit einem Dolchmesser bewehrte Linke zum Schutze über den Kopf gehoben, auf uns eindrangen. Wir standen mit vorgestrecktem Bajonett an der Hüttenwand. Der den Angreifern zunächst stehende Soldat erhob das Gewehr und schoß dem vordersten Atjeher eine Kugel in den Kopf. Im nächsten Augenblick aber hatte ihm der neben dem Getroffenen Vorspringende mit einem furchtbaren Hieb den Kris in den Schädel gehackt. Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel er nach vorne. Mit langen Sprüngen, den Kris, dieses furchtbare javanische Kurzschwert, zum Schlage erhoben, stürzte ein Atjeher auf mich los in solcher Kampfeswut, daß er wie blind in das vorgehaltene Bajonett hineinrannte und jäh zusammenbrach. Sein Hieb hatte mich nicht mehr erreicht. Ich hatte kaum Zeit, mein Seitengewehr aus dem zuckenden Leib des tödlich Verwundeten zurückzuziehen, als ich mich auch schon gegen einen zweiten Angreifer wehren mußte. Sein Kris schwebte über meinem Haupte. Im letzten Augenblick gelang es mir, ihm von unten das Bajonett in das Gesicht zu stoßen. Knapp vor dem Kopf sauste seine Waffe auf meine zur Führung des Stoßes vorgestreckte Linke nieder. Ich spürte einen leichten Schlag und verlor für Minuten das

Digitized by Google

Bewußtsein. Als ich wieder zu mir kam, sah ich meinen zweiten Begleiter auf dem letzten der Angreifer liegen. Er hatte die Gurgel seines Gegners umspannt, während der Untenliegende sich bemühte, ihm mit einem Dolchmesser beizukommen. Ich sprang hinzu, setzte dem Burschen das Bajonett an die Brust und wollte stoßen. Zu meinem Erstaunen löste sich jedoch die linke Hand vom Laufe, und die Spitze rutschte ab. Ich hob den Arm höher und sah jetzt erst, daß die Hand bewegungslos herunterhing; über dem Gelenk klaffte eine breite Wunde, aus der das Blut stromweis floß. Es fing mir vor den Augen zu flimmern an; doch ein Hilferuf meines Kampfgenossen brachte mir rasch das schwindende Bewußtsein zurück. Ich setzte das Bajonett nochmals an, trat mit dem rechten Fuß auf die Querstange des Seitengewehrs und stieß zu. Dann taumelte ich an die Wand. Eine wohltuende Schwäche überkam mich. Wie durch einen Schleier sah ich, daß der durch mich von seinem Gegner befreite Soldat seine Finger, die er mit der Kraft der Verzweiflung in den Hals seines Feindes gedrückt hatte, vom Körper des Toten löste. Dann wußte ich nichts mehr von mir.

Unter furchtbaren Schmerzen erwachte ich in einem Boote, das mich zur nächsten Station brachte. Der Arzt erklärte, daß die Sehnen der linken Hand durchgehauen seien. Er schickte mich, nachdem ich mich etwas erholt hatte, nach Batavia in das Zentralhospital, das in einem wundervollen Park gelegen und mit allen Errungenschaften der modernen Wissenschaft eingerichtet ist. Hier blieb ich über ein Jahr, bis mehrmalige Sehnennaht, Elektrisieren und mühselige Streck- und Beugeübungen meiner Hand wenigstens einen Teil ihrer früheren Kraft zurückgegeben hatten. J. Barnert.

Die Bedürfnisse der reichen Amerikaner haben sich vielfach ins Abenteuerliche gesteigert, und es liegt eine Art von ausgleichender Gerechtigkeit in diesem nie ganz zu befriedigenden Drange, das meist rasch erworbene Geld wenigstens zum großen Teil ebenso rasch wieder auszugeben. Der Kreislauf des Geldes sieht sich von einem etwas ferneren Beobachtungspunkt aus noch immer häufig genug so an: ein Mann erringt mit dem Ein-

Digitized by Google

satz seines Lebens ein Vermögen, seine Kinder leben davon, die Enkel verbrauchen die spärlichen Reste, und die Urenkel fangen beim Zeitungsträger und Stiefelputzer wieder von vorne an. Doch wir wollten ja vom Ausgeben sprechen und zunächst eines der teuersten Vergnügen gedenken: des Jachtsports.

Wie bei uns der reich werdende Fleischer nicht ohne Brillantring auskommt, so muß der Begüterte Amerikas, und namentlich New Yorks, seine Jacht haben. Den Mitgliedern der etwa dreißig Jachtklube in der City gehören allein ungefähr 28 000 Jachten der verschiedensten Art, angefangen vom einfachen Boot bis zum prachtvollen Doppelschraubendampfer. Dementsprechend schwanken auch die Ausgaben für die Unterhaltung; es gibt Leute, die ihren Schnellsegler fast das ganze Jahr benützen und für diese Zeit kaum mehr als 1000 Dollar Betriebsauslagen haben, während andere, der Größe und der Bemannung ihrer Jacht entsprechend, mit 25 000 Dollar für ein paar Sommermonate eben zurechtkommen. Erst kürzlich ist in New York wieder eine Dampfjacht vom Stapel gelaufen, die eine runde Million Dollar kostete und bei einer Besatzung von fünfzig Personen etwa 10 000 Dollar im Betriebsmonat verschlingt. Es gibt auch Leute, die sich das Vergnügen, einige Zeit auf solch einem Schiffe hinzubringen, nicht versagen, aber auch die Sorge darum nicht auf sich nehmen wollen. Die können sich einen Schnellsegler mieten und haben nur die Kleinigkeit von 10 Dollar im Monat für die Tonne zu bezahlen. Die „Margerita" hat zum Beispiel 1797, der „Valiant" 2184 Tonnen; man kann sich also die monatliche Leihgebühr für eine erstklassige Jacht leicht selbst ausrechnen.

Daß die reichen Amerikaner auf ihren Bahnfahrten nicht mit den gewöhnlichen Sterblichen in ein und demselben Abteil reisen wollen, ist bekannt; sie benützen für sie besonders gebaute Wagen, nicht selten sogar eigene Züge. Ein Privatwagen kostet auf der Pennsylvanialinie achtzehnmal so viel als eine Fahrkarte erster Klasse für die gleiche Fahrstrecke; für einen Sonderzug entspricht die Gebühr dem Preise von 150 bis 200 gewöhnlicher Fahrkarten.

Digitized by Google

Ein paar zusammenfassende Zahlen mögen das Bild ergänzen: für geschnittene Blumen werden in New York alljährlich drei, für wachsende Pflanzen ungefähr zwei Millionen Dollar ausgegeben. Liest man in Berichten, die alles Amerikanische noch steigern zu müssen glauben, daß bei einem Essen oder Ball 10 000 Dollar und mehr für Blumen aufgewendet worden seien, so kann man das getrost als Lüge bezeichnen. Der Betrag von 1000 Dollar für Blumen zu einem Tanz oder Imbiß wird auch von den ganz Wunderlichen selten überschritten. Dagegen werden für Perlen, die den Diamanten im Ansehen den Rang abgelaufen haben, alljährlich Millionen von Dollar ausgegeben.

Die Ausstattung der Häuser amerikanischer Millionäre und Milliardäre ist heute schon so, daß eine Steigerung schlechterdings nicht mehr möglich erscheint. Ungeheuere Verschwendung wird allein dadurch getrieben, daß in Gegenden, wo die aneinander gebauten Häuser fabelhafte Werte bedeuten, ganze Gruppen verschwinden müssen, um der Parkanlage für den Wohnsitz irgendeines Reichsten der Reichen Platz zu machen. Da fährt man dann, wenn sich das mächtige, kunstvoll gearbeitete Eisentor geöffnet hat, über rötlich leuchtenden Sand inmitten der jagenden Weltstadt durch friedvolle Baumgruppen über die weitbogige Rampe in die von Marmorsäulen getragene Vorhalle; eine schöne, schwere Tür öffnet sich lautlos: die mit kostbarem Mosaik ausgelegte ovale Empfangshalle nimmt uns auf. Von hier an umgibt uns nun mit Feierlichkeit und wehmütigem Prunk, was wohl einst eines alten Schlosses Zierde war drüben in der Alten Welt. Nur dort, wo die Bequemlichkeit es forderte, ist der Stil der neueren Zeit zu seinem Recht gekommen. Jeder der sechs Bewohner des Hauses hat seine eigene Flucht von Räumen, bestehend aus Arbeits-, Wohn-, Ankleide-, Schlaf- und Badezimmer. Alle Bäder haben silberne Beschläge; die marmornen Becken von einigen sind so groß, daß man darin noch schwimmen kann. Wohlriechendes Zedern-, Kampfer- oder Sandelholz mit silbernen Beschlägen ist in den Ankleideräumen verwendet. Die eingebauten Kleiderschränke

Digitized by Google

haben innen elektrische Lampen, die sich beim Öffnen der Türen automatisch einschalten. Bibliothek, Frühstückszimmer, Empfangsraum, Speisezimmer, Ballsaal, Billardzimmer und ein Musiksaal, dessen Decken- und Wandgemälde allein ein Vermögen wert sind, dürfen nicht fehlen.

Eine für das Haus, die Nebengebäude und den Park arbeitende eigene Beleuchtungsanlage, die auch die Batterien der Automobile jeweils wieder neu zu speisen hat, Heizung, Wäscherei und ein Automobilraum für zehn bis zwölf Wagen mit einem besonderen Fahrstuhl zur Beförderung der Auto befinden sich im Kellergeschoß. Die gewaltige Küche wie der große Kühlraum sind mit allen erdenklichen Neuerungen ausgestattet. Neben dem Chef, der sich seines Gehalts nicht zu schämen braucht, walten darin zwei Köche, einer davon nur für Pasteten und Backwerk, eine Gemüsekocherin, eine Verwalterin und eine ganze Anzahl von Hilfskräften. Mit dem Privatsekretär, der Gesellschafterin, Erzieherin und dem für die Regelung des Almosenwesens bestimmten Beamten kommen im ganzen zwischen dreißig bis vierzig hilfsbereite Geister heraus.

Da aber ein solches Heim eine Kapitalanlage von ungefähr 12 Millionen Mark bedeutet, ziehen es namentlich die unverheirateten Millionäre häufig vor, ihr Heim in eines der großen Hotels zu verlegen, wo man für 20—100 000 Mark im Jahr einschließlich anspruchsvoller Verpflegung ganz gut aufgehoben sein soll.

Was diese Reichen von ihrer kostspieligen Umgebung letzten Endes haben, was sie ihnen für die innere Lebenseinrichtung zu geben vermag, das steht auf einem anderen Blatt. Jedenfalls gibt eine Äußerung zu denken, die von William H. Vanderbilt stammt und also lautet: „Ganz gleich, wie reich ein Mensch sein mag, er kann nur in einem Bett auf einmal schlafen, er kann nur einen Anzug auf einmal tragen und nicht mehr als sich satt essen." A. Frank.

Glaube macht — tapfer. — Zur Zeit, als der Passauer Henker durch besonders wirksamen Zauber hieb- und stichfest zu machen und vor Kugeln zu „feien" verstand, war unter der

Digitized by Google

Soldateska des Dreißigjährigen Krieges auch mancher Schwertfeger bekannt, der in solchen „Schwarzkünsten" erfahren war. Der Nürnberger Melchior Sensenmann stand im Ruf, von uralters her besonders kräftige Bannformeln und Segenssprüche zu wissen; im geheimen raunte man sich zu, daß er, vom Teufel angeleitet, noch über ganz andere Mittel verfüge. Es hieß, daß er es vermöge, einer Waffe die geheime Kraft zu geben, daß jeder Feind, wider den sie gebraucht wurde, den Arm wie gelähmt sinken ließ. Nur durfte man nicht reden mit ihm über so gefährliche Dinge. Nach eigenem Willen und Ansehen der Person gab er freiwillig irgendeiner Waffe solche Macht.

Einmal versuchte es ein junger Offizier, von dem tüchtigen Meister ein Stück zu bekommen, von dem er hoffte, es möchte ihm helfen, gegen jeden Feind sich zu halten. Er brachte ihm einen Stoßdegen und verlangte, der Schwertfeger möge es versuchen, einen Zwilling danach zu machen, ein Stück, das dem andern genau gliche. Halb ernsthaft, halb im Spaß sagte der Offizier: „Nur eins werdet Ihr nicht treffen, den Zauber, der daran haftet." Als Melchior Sensenmann mit seiner Arbeit fertig war, ließ er es den jungen Soldaten wissen. Er sagte ihm schalkhaft und doch wieder, wie es schien, feierlich: „Solange Ihr den Degen führt, soll Euch nichts geschehen. Redet nie darüber, und laßt Euch nie ankommen, den Knopf abzuschrauben. Nicht eher sollt Ihr das tun, als bis Ihr ausgedient seid und Euch zur Ruhe setzt."

Mit festem Vertrauen ging der Offizier in den Krieg. Bald zeigte er sich als unerschrocken und tapfer, kam vorwärts und stand bei seinen Leuten im Ruf, einer von denen zu sein, die „gefeit" wären. Der Schwertfeger war längst gestorben, als der Träger der bezauberten Waffe, an deren geheime Kraft er ein Leben lang glaubte, bei herannahendem Alter mit Ehren als General aus der Armee ging. Nun konnte er ohne Bedenken und Gefahr den Knopf öffnen, um das große Geheimnis, das sich darin barg, zu erfahren. Der Knopf enthielt eine kleine, glatte silberne Kapsel, an der äußerlich nichts Besonderes zu finden war. Eine feine Fuge daran ließ vermuten, daß sie

Digitized by Google

aus zwei aufeinander geschraubten Teilen gefügt war. Der General öffnete das nußgroße Gebilde und entnahm ihm ein zusammengerolltes Pergamentstreifchen. Darauf stand mit schönen Buchstaben geschrieben: „Hundsfott, sei tapfer und wehre Dich! Hilf Dir selbst, so hilft Dir Gott."

Der alte General war trotz allem mit dem Schwertfeger wohl zufrieden. Kein besseres Mittel gab es, als tapfer sein und sich wehren. Ma. S.

* **Französische Zivilisation** 1870. — Nach den ersten Niederlagen der kaiserlichen Heere brachte ein in Algier erscheinendes Blatt, die „Indépendance algérienne", folgenden Aufruf, der für die französischen Gebietsteile in Afrika galt: „Der Augenblick ist gekommen! Jede unserer Provinzen hebe zehn Abteilungen (der dem französischen Heerbann verbündeten Araberstämme) von je zweihundert Mann aus. Sie sollen durch Kaids (ihre eigenen Führer) und durch einige Offiziere der arabischen Bureaus kommandiert werden. Ihre erste Aufgabe wird sein, die deutschen Ulanen zu vernichten oder wenigstens zu schrecken durch Abschlagen einiger Köpfe. Diese wackeren Söhne der Wüste werden sich auf das Großherzogtum Baden stürzen, wo sie alle Dörfer verbrennen, alle Wälder anzünden werden. Der Schwarzwald wird mit seinen Flammen das Rheintal erleuchten. Sie werden nach Württemberg gehen, wo sie alles vernichten werden. Diesen braven Söhnen des Propheten sagen wir: Wir kennen euch! Wir schätzen euern Mut, wir wissen, daß ihr energisch, unternehmend, unwiderstehlich seid. Geht und schneidet die Köpfe ab! Je mehr ihr abschneidet, desto mehr wächst unsere Achtung. Fort mit dem Mitleid, mit den Gefühlen der Menschlichkeit, die Weiber und Kinder müssen für ihre Männer und Väter bezahlen. Diese Abteilungen werden auf der Höhe ihrer Aufgabe sein; es genügt, daß wir ihnen die Zügel freigeben, indem wir ihnen sagen: Tod, Plünderung und Brand." St. St.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Karl Theodor Senger in Stuttgart, in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Digitized by Google

Einige Winke, um widerstandsfähig und gesund zu bleiben.

Was die Gesundheit für jedes Individuum bedeutet, wie innig alle Lebensäußerungen, die Tätigkeit, die Freude an der Arbeit, die Leistungsfähigkeit, das Wohlbefinden damit zusammenhängen, erfährt jeder an seinem eigenen Leibe. Es weiß auch jeder, welche Folgen Störungen der körperlichen oder geistigen Gesundheit für die Familien haben und daß die Produktivität und Wehrkraft einer Nation, somit auch ihr Wohlstand, unmittelbar von den Gesundheitsverhältnissen abhängen. Letztere zu heben, ist man denn auch in Erkenntnis ihrer großen Bedeutung eifrigst bestrebt. Mannigfache hygienische Reformen legen Zeugnis ab von dem lebhaften Bedürfnis weiter Kreise, an diesen Aufgaben mitzuarbeiten. Ebenso ist es nicht genug zu begrüßen, daß uns Wissenschaft und Erfahrung zahlreiche natürliche Hilfsmittel darbieten, um Krankheiten vorzubeugen, unsere Widerstandsfähigkeit zu erhöhen und unsere Gesundheit zu kräftigen. Auf einige dieser Mittel sei mit nachfolgenden Zeilen in aller Kürze aufmerksam gemacht.

Nach den neuesten Forschungen ärztlicher Autoritäten sind die meisten Krankheiten einem nicht gesunden Magen zuzuschreiben. Ist der Magen nicht in Ordnung, so kann er auch keine gesunden Säfte weitergeben. Bei Magenbeschwerden, Katarrh, Sodbrennen, schlechter Verdauung usw. sind nun mit **Wasmuth's Maxyd-Präparat** beispiellose Resultate erzielt worden. Es handelt sich um ein hochoxydiertes Magnesiumpräparat, das durch seinen Sauerstoffgehalt eine schmerzlose reinigende Wirkung des Magens und des Darmes und somit auch des Blutes bewirkt. Bei Magenleiden und Verdauungsbeschwerden sollte deshalb stets das durchaus unschädliche Maxyd-Präparat angewendet werden, zumal es schon für M. 1.— zu haben ist.

Eine sogenannte Blutreinigungskur sollte jeder mindestens einmal im Jahre vornehmen. Allerdings eine, die wirklichen Erfolg hat. Dieser Erfolg stellt sich unbedingt ein bei Verwendung des aus der Frangula-Rinde gewonnenen und einen billigen Ersatz der teueren Rhabarberwurzel darstellenden **Wasmuth'schen Frangula-Tees**, da er in seltener Weise das Blut reinigt und die Verdauung fördert. Besonders leistet er bei Hämorrhoidalleiden, Leberleiden, Milzleiden, habitueller Verstopfung, Wassersucht usw. vorzügliche Dienste. Er ist zu dem bescheidenen Preise von 25 Pfennig per Paket zu haben.

Mit dem denkbar besten Erfolg wird ferner seit Jahren bei allen Brust- und Lungenleiden der aus der Knöterich-Pflanze ge-

wonnene **Wasmuth'sche Knöterich-Tee** angewandt. Er ist von höchster kräftigender, adstringierender und blutverbessernder Wirkung und befördert in vorzüglichster Weise den Stoffwechsel. Husten und Auswurf werden durch ihn vertrieben und durch seine höchst wichtigen Bildungsstoffe Appetit und Wohlbefinden gesteigert. Auch er ist zu einem recht geringen Preise zu haben. (25 und 50 Pfennig per Paket.)

Bei Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Katarrhen, dann aber auch bei Keuchhusten hat sich in gleicher Weise **Wasmuth's Fenchel-Honig** bewährt, da auch er vermöge seiner Stoffe stärkend, blutbildend, blutreinigend, nährend und appetitanregend wirkt. Jede Kur wird durch seine Verwendung auf das wertvollste unterstützt. Jedenfalls haben wir es in ihm mit einem wichtigen Heil- und Nährmittel zu tun, das unter den Heilfaktoren mit die erste Stelle einnimmt. Wasmuth's Fenchel-Honig ist in Flaschen zu 60 Pfennig und M. 1.— zu haben. Eine Probeflasche kostet 30 Pfennig.

Zum Schluß bleibe nicht unerwähnt, daß uns auch in **Wasmuth's Pain Killer** ein Mittel an die Hand gegeben wurde, das, da es schmerz- und krampfstillend sowie bazillentötend wirkt, bei Kopfschmerzen, Leibschmerzen, Ohren- und Zahnschmerzen, Magenverstimmungen, Rheumatismus, Gicht, Ischias, Muskel- und Gliederreißen und ferner bei Brandwunden, Verbrühungen, Schnittwunden, Abschürfungen, Verstauchungen usw. Tausenden rasch und sicher half. Aeußerlich oder innerlich angewandt, bewirkt Pain Killer eine baldige Linderung und vollständige Genesung. Der Preis der einzelnen Flasche stellt sich auf 60 Pfennig und M. 1.—.

Im Hinblick auf die mannigfachen Vorzüge vorstehend genannter Präparate ist es zu verstehen, daß sie von Tausenden als wahre Labsale bezeichnet werden. In gleicher Weise wird ärztlicherseits in stetig steigendem Maße bestätigt, daß mit ihnen die günstigsten Erfolge erzielt werden können. Aus diesen Gründen halten wir es für unsere Pflicht, die Kenntnis der Wasmuth'schen Präparate in immer weitere Kreise dringen zu lassen. Welche günstige Rückwirkung von ihnen auf die Gesundheit des Einzelnen, auf das Familienleben und endlich auf den nationalen Wohlstand ausgehen kann, liegt nur zu klar vor Augen. An alle, denen das Volkswohl aufrichtig am Herzen liegt, sei deshalb die Bitte gerichtet, für Einführung vorstehender Mittel nach Möglichkeit Sorge zu tragen.

Der Ratgeber über den Gebrauch der bewährten, durch Kaiserliche Verordnung freigegebenen Arzneimittel «Erste Hilfe» ist in den Niederlassungen der Firma **A. Wasmuth & Co., Hamburg 39** oder von dieser direkt kostenlos zu beziehen.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 011 822 819

Dessau I (Anhalt)
hlands. Preisgekrönt

Pasch

Vor der Beha

Vor der Beha

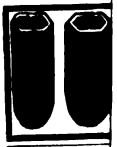
Prospekte koste

Über 300

Haarf

Völlig unsch
bar. Diskrete

Rud. Hoffe



Uni

Universa
in neuen
Erzählu
Mädchen
Inhaltsv

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

Digitized by Google